

Die Grafen von Nellenburg

Burgherrn in Ebingen und Grundherren im oberen Bezirk / Von Kurt Wedler

Etwas drei Kilometer westlich von Stockach erhebt sich 160 m über dem Talgrund der Stockacher Aach der Burgberg der ehemaligen Nellenburg, dem Stammsitz eines der wohlhabendsten und angesehensten Grafengeschlechter von ganz Oberschwaben. Sie waren verwandt mit den Saliern, Staufern, Zähringern und den Zollern.

Die heimatgeschichtliche Forschung hat nachgewiesen, daß diese Nellenburger beim Bürgerturm in Ebingen eine Burg hatten, die von ihren Dienstmannen, den Herren von Ebingen, bewohnt war. Auch hatten sie Grundbesitz im oberen Bezirk, denn sie schenkten ihrem, von ihnen gestifteten Hauskloster Allerheiligen zu Schaffhausen Güter in Reichenbach und Bergheim, zwei abgegangenen Orten bei Truchtelingen.

Was ist uns von diesem Grafengeschlecht überliefert? Die Anfänge liegen sehr im Dunkeln und nur wenige fragliche Andeutungen können darüber gemacht werden.

Als Ahnherr der Nellenburger wird ein Graf Eberhard (I.) angesehen, der im Jahr 889 ein hohes Amt in Zürich innehatte. Reginlindis, seine Tochter, war die Gemahlin Burkarts I. von Schwaben, der 926 starb. Mit ihrem zweiten Gemahl, dem ostfränkischen Grafen Hermann, der zum schwäbischen Herzog erhoben wurde (926—949), gründete Reginlindis das Kloster Einsiedeln und setzte als ersten Abt den Straßburger Domherrn Eberhard, einen Nellenburger, ein. Die Reichsvogtei Zürich wurde von zwei Neffen der Herzogin versehen und der dritte Neffe Eberhard (II.) wurde Graf im Thurgau. Seine Frau war die Tochter Hermanns von Schwaben. Sie soll so fromm gewesen sein, daß sie um Mitternacht aufstand, um im Psalter zu lesen. Doch ihr Gemahl ärgerte sich über die nächtliche Ruhe-störung, riß ihr einmal das Buch aus der Hand und warf es ins Feuer. Am anderen Morgen aber fand man es unversehrt in der Asche liegen. Hedwig stiftete darauf das Kloster Schwaßenheim im Rheingau.

Scheffer beginnt seine „Bergpsalmen“ mit den einleitenden Versen:

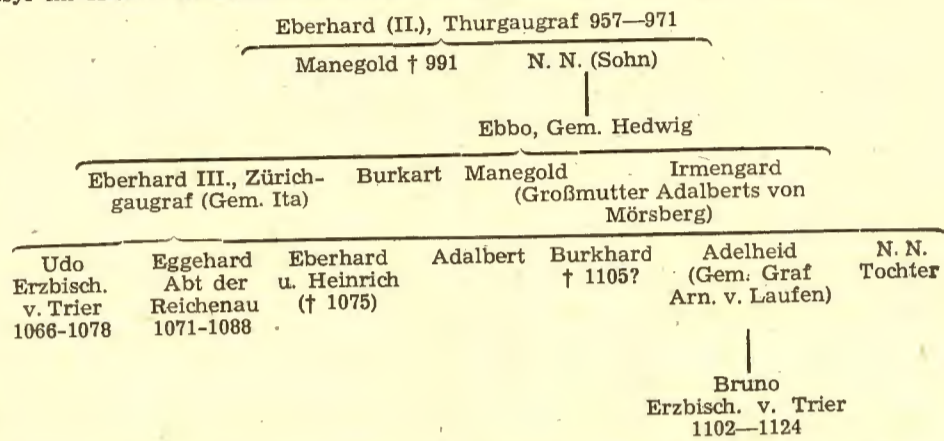
„Ein rauher Psalm rauscht durch den Tann.
Ihn singt ein frommer deutscher Mann,
Der jetzo vor neunhundert Jahr
Zu Regensburg ein Bischof war.
Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit
Floh er zur Alpeneinsamkeit,
Denn wo der Haß in Waffen tost,
Ist Hochgebirg' der Weisen Trost.
Am Abersee sein Kirchlein stand,
Noch heut dem Pilger wohlbekannt,
Und auch wer keinen Ablass sucht,
Denkt sein im Horst der Falkenschlucht.“

Wenn man den Überlieferungen Glauben schenken darf, dann war dieser Bischof Wolfgang von Regensburg ein Nellenburger, und dann war er wahrscheinlich ein Bruder Eberhards II. Er ist im Jahr 994 gestorben und später heiliggesprochen wor-

den. Während eines Fürstenstreites fand er Asyl im Kloster Mondsee und baute sich

eine Klausur am Abersee in der Falkenschlucht. In Erinnerung an ihn erhielt St. Wolfgang und der Wolfgangsee seinen Namen.

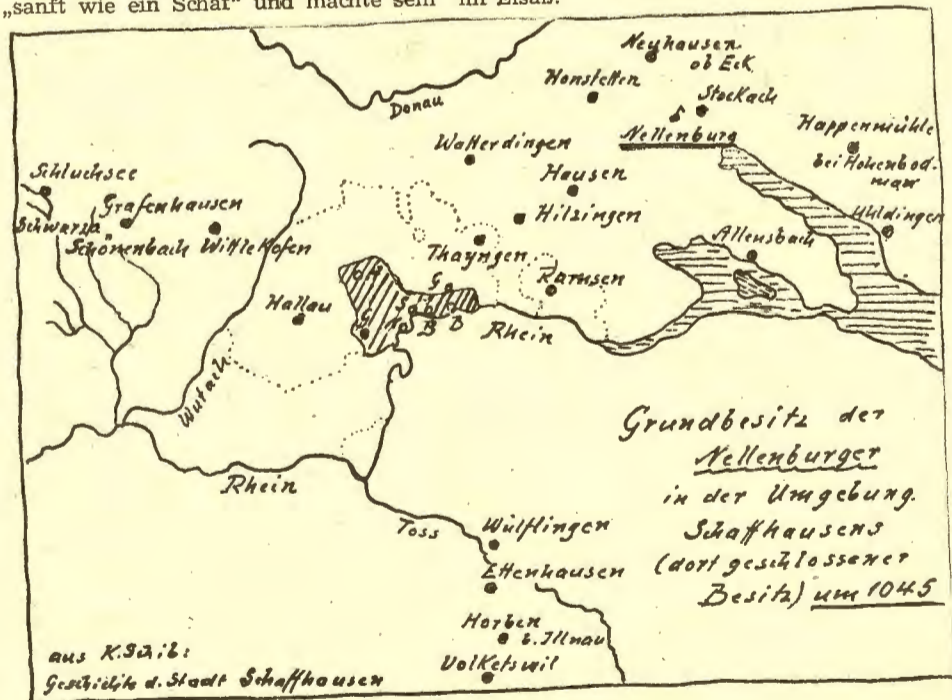
Von Eberhard II. läßt sich über vier Generationen die Stammlinie weiterverfolgen;



Manegold, der 991 starb, erscheint in der ältesten Urkunde des Archivs von Schaffhausen. Darin ist festgehalten, daß Kaiser Otto III. im Jahr 987 auf Betreiben seiner Mutter, der Kaiserin Theophanu, ihm für seine treuen Dienste in Baden-Baden Güter übereignet. Im Stifterbuch des Klosters Allerheiligen von Schaffhausen wird der Enkel Eberhards (II.), der Graf Ebbo mit einem grimmigen Löwen Mut und Sitten charakterisiert, denn als Abt Embrich von Einsiedeln, wahrscheinlich wegen eigenwilliger Handlungen, den Nellenburgern die Vogtei über das Kloster entzog, brannte Ebbo dasselbe einfach nieder. Unter dem Einfluß seiner frommen Frau aber wurde er „sanft wie ein Schaf“ und machte sein

Unrecht wieder gut, indem er dem Kloster Besitztümer zueignete. Seine Gemahlin Hedwig war über die elsässische Gräfin Luithgarde mit Kaiser Konrad II. (1024—39) und dem Papst Leo IX. (1049—54) verwandt. Ebbo wurde mit seinen beiden früh verstorbenen Söhnen Burkart und Manegold auf der Reichenau beigesetzt.

Der bedeutendste Nellenburger war wohl der erste Sohn Ebbos, Eberhard (III.). Er war Graf im Zürichgau (1037) und im Neckargau (1059) und hatte Güter als Streubesitz, der sich vom Neckar bis Rätien und bis zum Luzerner Mittelland hinzog. Dazu kam mütterliches Erbgut im Nahegau und im Elsaß.



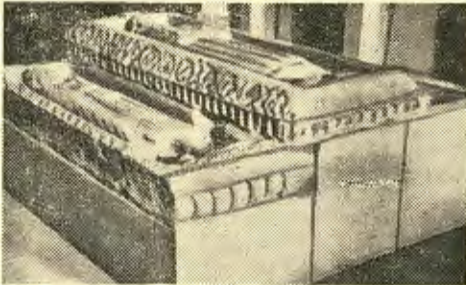
In diese Zeit fällt sehr wahrscheinlich auch der Besitz der Nellenburger in unserem oberen Bezirk mit der Burg in Ebingen.

Vermutlich ist Eberhard III. der Erbauer der Nellenburg, von der das Geschlecht, auch rückwirkend, seinen Namen erhielt.

Das Gebiet um Schaffhausen war damals der größte geschlossene Grundbesitz. Am Rheinfluss wurde ein Umschlag- und Stapelplatz angelegt, der sich bald zum Markt erweiterte. Am 10. Juli 1045 verleiht Kaiser Heinrich III. dem Grafen das Münzrecht. Die Urkunde darüber ist im Archiv in Schaffhausen erhalten.

Es ist anzunehmen, daß die Nellenburger auch in Schaffhausen eine Stadtburg hatten, die an der Stelle des im 16. Jahrhunderts erbauten Munot zu denken ist.

Eberhard III. war ein typischer Vertreter des christlichen Ritterideals. Er hatte neben einem realen Sinn ein gläubiges Herz. Mit seiner gleichgesinnten Gemahlin Ita, der Tochter des Grafen von Kirchberg, gründete er das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen und begabte es mit reichen Gütern. Es war als Haus- und Eigenkloster gestiftet und deshalb auch von Papst Alexander II. mit dem Privileg der Erblichkeit der Klostervogtei und dem Recht der Abtsetzung versehen. Das Münster wurde im Jahr 1064 von Bischof Runold von Konstanz geweiht. Eberhard trat im Alter selbst als Mönch dort ein. Er starb im Jahr 1080 und wurde in der Gruft des Münsters beigesetzt.



Sieben Kinder entsprossen der Ehe: Udo wurde Erzbischof von Trier (1066–78), Eggehard Abt der Reichenau (1071–88), Eberhard und Heinrich traten als Ritter in kaiserliche Dienste und Burkhard übernahm die Grafschaft. Mit ihm starb auch im Jahr 1105 (?) die männliche Linie des ersten Geschlechts der Nellenburger aus.

Da das einzige Kind der Adelheid, einer Schwester Burkhard's, Bruno, ebenfalls Erzbischof von Trier wurde (1102–24), ging der nellenburgische Hausbesitz an den Enkel der Irmengard (Schwester Eberhard's III.), Adalbert von Mörsberg und seinen Bruder Dietrich über. Dieser Dietrich von Mörsberg nennt sich dann von Nellenburg und begründet damit das zweite Geschlecht der Nellenburger, das allerdings schon um 1170 mit einem Graf Eberhard wieder erlischt.

Die Tochter dieses Eberhard's heiratete einen Grafen Manegold von Veringen, dem somit alle nellenburgischen Güter samt Vogtei über das Kloster Allerheiligen zufielen.

Deren Enkel, Graf Manegold II., nannte sich wieder Graf von Nellenburg und begründete damit das dritte Geschlecht. In einer Urkunde des Jahres 1275 wird Manegold als Landgraf im Hegau bezeichnet, es ist also anzunehmen, daß er von den Staufern mit der Landgrafschaft Hegau betraut wurde. Diese Landgrafschaft ging aus der karolingischen Hegaugrafschaft hervor, die erstmals im Jahr 787 in einer St. Galler Urkunde als pagus Egauinssis erwähnt wird. Hegaugrafen waren im 9. Jahrhundert Graf Adalbert der Erlauchte, 1067 die Grafen von Pfullendorf, 1180 ging die Grafschaft ans Reich zurück, um 1260 kam sie an die dritte Linie der Grafen von Nellenburg. So waren also die Nellenburger zugleich Land-

grafen im Hegau und erst später erhielt die Landgrafschaft den Namen Nellenburg.

Ihre Grenzen (nellenburgischer Landtag) werden etwa durch die Orte Tuttlingen — Fridingen — Buchheim — Aach — Linz — Goldbach — Konstanz — Schaffhausen — Randen — Achdorf bezeichnet und sie umfaßte bei ihrem Verkauf im 15. Jahrhundert 6 Städte, 6 Marktstellen, 83 Pfarrdörfer, 69 Dörfer, 14 Weiler, 135 Einzelhäuser, 25 bestehende und 31 zerfallende Schlösser, 6 Mönchs- und 3 Nonnenklöster, 4 Poststationen und insgesamt 97 Mahlmühlen (1465).

Zu dieser dritten nellenburger Linie gehörte auch der Graf Wolfram, Komtur der Mainau und seit 1330 Deutschmeister des Deutschritterordens. Der letzte des Geschlechtes war wieder ein Graf Eberhard. Nach seinem Tod im Jahr 1422 kam die Grafschaft und die Landgrafschaft an seinen Schwager Hans von Tengen, Freiherr von Eglisau. Dessen gleichnamiger Sohn verkaufte den ganzen Besitz am 23. April 1465 um 37 905 Goldgulden an Erzherzog Sigmund von Österreich. Die Österreicher hatten das Bestreben, mit ihren Besitzungen im Breisgau und im Elsaß eine durchgehende Verbindung zu schaffen und benutzten daher jede Gelegenheit, um Güter zwischen ihrem Land und dem westlichen Besitz aufzukaufen mit dem Ziel des Aufbaues einer eigenen Hausmacht und der Wiederherstellung des schwäbischen Herzogtums staufischer Prägung. So wurde unter anderem 1254 Waldshut gegründet, 1272 Säckingen erworben, ab 1274 die Landvogtei Schwaben und die sog. Donaustädte Mengen, Munderkingen, Riedlingen, Saulgau und Waldsee, ebenso die Stadt Ehingen, um 1290 für kurze Zeit Sigmaringen und Veringen, 1301 die Markgrafschaft Burgau, 1305 Bräunlingen, 1326 Villingen, 1355 Triberg, 1381 die ganze Grafschaft Hohenberg, 1386 Laufenburg, 1449 Rheinfelden und 1549 Konstanz. Die Erfüllung ihrer Ziele scheiterte vor allem an der zähen, zielbewußten Erweiterung der württembergischen Grafschaft. Aber es muß zum Lobe der Österreicher gesagt werden, daß das Volk gerade auch in dem Nellenburger Gebiet ihre Herrschaft gerne ertrug, und man erinnerte sich nicht ungern nach dem Jahr 1805, vor allem als von 1805 bis 1810 die etwas rigorosen Württemberger ihre Regierungsgewalt ausübten, an die österreichische Zeit. Auch heute noch kann man mancherorts (z. B. an Wirtshauschildern) den österreichischen Doppeladler erkennen.

Im Jahr 1499 wurde die Nellenburg durch den Burgkommandanten Christoph Schenk

von Limburg erfolgreich gegen die Eidgenossen verteidigt. Der Amtssitz wurde schon vorher von der Burg nach Stockach verlegt, dessen Geschichte mit der der Nellenburg aufs engste verknüpft war. Von 1606 bis 1618 war die Landgrafschaft Nellenburg als österreichisches Ackerlehen im Besitz des Markgrafen von Burgau.

Im 30jährigen Krieg wurde die Burg von den Hohentwielern beschädigt, danach nochmal ausgebessert, aber in den Jahren 1782/83 wegen zu hoher Unterhaltungskosten abgebrochen. Heute ist von dieser stolzen Burg kaum noch ein Mauerrest erhalten.



Der Stammsitz eines angesehenen Geschlechts, das im Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielte, ist so gut wie völlig verschwunden. Die Ruine und der nahegelegene Hof gehören heute dem Grafen Douglas von Langenstein.

Literatur: K. Schib: Geschichte der Stadt Schaffhausen 1946 — K. S. Bader: Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatl. Entwicklung 1950 — G. Tumbült: Die Landgrafschaft Nellenburg (in Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 24. Heft 1895) — H. Berner: Die Landgrafschaft Nellenburg (in Vorderösterreich Bd. II 1959).

Noch etwas vom Gagat

Von Hans Müller

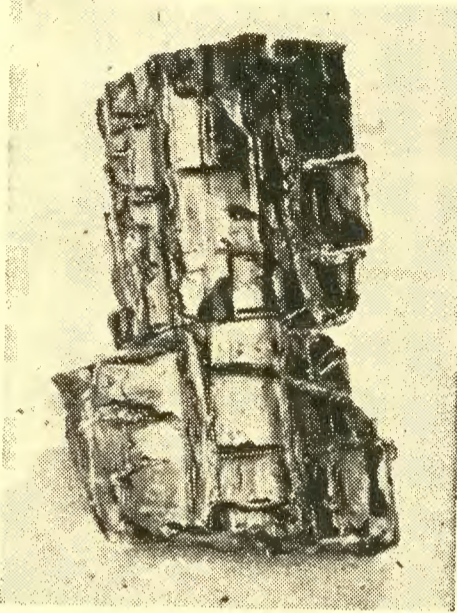
Der Aufsatz „Arbeiten in Jet“ von Rudolf Kerndter in der Heimatbeilage 8. Jahrgang Nr. 4 ist nicht nur lesens-, sondern studierenswert. Tut man dies, so regt er zu weiteren Betrachtungen an.

Da der Posidonienschiefer (Schwarzjura epsilon, Lias epsilon) das Hauptvorkommen für den Jet oder Gagat aufweist, könnte man ohne weiteres annehmen, daß dieser Halbedelstein, der eigentlich gar kein Stein ist, im gesamten Albvorland auftritt. Und das tut er auch. Wir finden ihn schon bei Aldingen im Primtal. In der Balingener Gegend ist er besonders häufig, besonders fest und besonders glänzend. Aber er bleibt auch bei Hechingen nicht ganz aus. Der Lias zwischen Ofterdingen und Mössingen bietet besonders interessante Stücke, die aber etwas leichter sind und teilweise bröckeln. Über die Achalm bei Reutlingen lesen wir in Ludwig Finkhs „Bodenseher“: „Wie oft sind wir mit unsern kleinen Hämmern in den Schieferberg geklettert und haben Jet geklopft. Tobias brach einmal ein Stück

heraus wie ein schwarzes Ei, ohne Adern und glänzend. Wir schlifften es zu einer Brosche um. Die Mutter trägt es noch heute. Und es dünkt mich noch schöner an ihrem Hals als ein wasserklarer Diamant, der nicht zu ihrem arbeitsgewöhnten Gesicht stünde. Kohlen sind es beide, eine Pech- und eine Glückskohle.“ Im „Holzmadenbuch“ schreibt Dr. Bernhard Hauff jr. einen Abschnitt über Gagat im Posidonienschiefer von Holzmaden und Ohmden. Er vermeidet das Wort Pechkohle, wohl weil es schon für eine wirkliche tertiäre Kohle in Oberbayern (Penzberg) vorweggenommen ist. Diese Pechkohle stammt aus einer viel jüngeren geologischen Epoche und ist durch die übliche Inkohlung entstanden. Gagat aber stammt aus dem Jura und ist auf andere Weise entstanden, wie noch zu zeigen sein wird. Jura ist auf andere Weise entstanden, wie noch zu zeigen sein wird. Die Beschreibung im Lexikon „es ist eine Braunkohle“ sagt wenig. Noch weniger ist der Gagat aber eine Steinkohle, wie man

in älteren Mineralogiebüchern (Schulz) lesen kann. Denn die Steinkohle gehört einer noch viel älteren Epoche an als der Lias und ist durch Inkohlung mit nachfolgender Zusammenpressung entstanden. Gagat oder Jet ist somit eigentlich kein Stein und eigentlich auch keine Kohle. Sein Vorkommen in Deutschland beschränkt sich auf das Vorland der Schwäbischen und Fränkischen Alb; über das Ausland berichtet der oben erwähnte Aufsatz.

In den mineralogischen und petrographischen Büchern von Klockmann, Brauns,



alle Kanten, Erdole, Erapoch (Asphalt) und Faulschlamm bituminös; sie werden nicht unter die Mineralien aufgenommen, weil an ihnen der Kohlenstoff, also letzten Endes Pflanzensubstanz den entscheidenden Anteil hat. Aber im engeren Sinne sind Bitumen die Abkömmlinge von Harzen, pflanzlichen Ölen und tierischen Fetten, die natürlich mit obigen Brennstoffen engstens verquickt sind. Der Name „schwarzer Bernstein“ für den Gagat ist somit gar nicht übel gewählt.

Denn wenn man sich auf das Finden ganzer Baumstammstücke aus dem Ölschiefer (siehe Abbildungen) spezialisiert, geht einem ein Licht auf. Im Querschnitt eines solchen uralten Baumstamms, auch wenn er sehr gequetscht worden ist, hebt sich deutlich das Mark des Baumes von der Kambium- und Rindenschicht ab! Das Innere ist heller, das Äußere schwarz mit den weißen Linien der ausgeheilten Schwundrisse, die sich übrigens im Innern nicht oder nur zwischen den „Jahresringen“ und längs der radialen Markstrahlen zeigen. Eine Prüfung der spezifischen Gewichte ergab bei meinen Fundstücken für das Innere 2,7 (fast wie Kalkstein), für das Äußere aber nur 1,6 (etwa wie Ebenholz). Das fällt damit zusammen, daß der ehemalige Holzstoff des Marks mit Kieselsäure (verkieselt), mit Kalkspat (verkalkt) oder mit Eisensulfid, Eisenkies (verkiest) imprägniert worden ist, wozu noch Schwerspat oder andere Füllmineralien kommen können. Im Gegensatz dazu werden sich in der ehemaligen Kambium-Rindenschicht die eigentlich bituminösen Harze und Öle angereichert haben. In ihrer kolloidalen Form bildeten sie eine sehr zähe, konsistente Masse, die zwar schrumpfte, aber keine Fremdstoffe in sich hineinließ. Und so sehen wir nun in dicken oder dünneren Lagen um den Baumstamm herum das schöne Mattschwarz des Gagat mit den ausgeheilten Rissen. Die spezifisch leichte, gar nicht splinternde Außenschicht löst sich bei schlechteren Stücken sehr leicht vom Innern ab. Wir sehen, daß man nicht bei einzelnen kleineren Fundstücken stehen bleiben darf, wenn man eine Sache ergründen will, sondern sie in einen Zusammenhang bringen muß, der bei so einem ganzen Stamm „vor Augen ist“. Gagat ist wirklich kein Stein und keine Kohle.

Er konnte nicht auf dem Lande entstehen. Die Fundstücke liegen durchweg eingebettet in den dunklen Posidonienschiefer mit seinen helleren Fleinsplatten, also im ehemaligen Faulschlamm des Liasmeeres zur Ölschieferzeit. Sie müssen als Bäume vom Liasland, das nicht fern gewesen sein kann, eingeschwennt worden sein. Sie haben sich vollgesogen und sind gesunken. Vom auflagernden Schlamm, der sich verfestigte, wurden sie in den meisten Fällen plattgedrückt (übrigens auch durch Zusammensinken des Schlamms). Auch das ist ein Hinweis darauf, daß es ein sehr weiches Holz war; denn nebenan kann man Schalentiere

finden, die den Druck ausgehalten haben! Die Ausfüllung des Markinnern mit Eisenkies (Eisensulfid) und Schwerspat (Bariumsulfat) sowie Kieselsubstanz geschah aus dem Materialbestand des Liasmeeres selber, denn beim Zerfall seiner organischen Massen wurde Schwefel frei. Woher aber die Ausheilung mit Kalkspat? Das Posidonienseer war doch kalkarm, und ein nur geringer Kalkgehalt wird doch in Lösung gehalten und kristallisiert nicht aus. Auch hier gibt genauere Beobachtung ein befriedigendes Ergebnis. Nebenbei, da wo man Baumstämme findet, sind kleine Hohlräume im Ölschiefer (Drusen) oder auch Spalten sehr schön mit blütenweißen Kalkkristallen ausgestattet und man kann es geradezu ver-



folgen, daß dieser Kalk als Lösung von oben herabkam, also aus darüberlagernden Schichten mit Kalkbänken, möglicherweise sogar aus dem Weißen Jura und natürlich in späteren Zeiten.

Gagat oder Jet, dieser sehr pflanzliche Halbedelstein, wurde früher bei uns (in England heute noch) zu Perlen, Broschen, Trauerschmuck, Armbändern, Rosenkränzen verarbeitet. Versucht man das selber zu tun, so hat man wenig Glück, am wenigsten mit dem Offerdinger Jet. Er verschmiert einem die Werkzeuge. Bedauerlich, aber sehr interessant, denn das beweist einmal mehr seinen bituminösen, harzigen Charakter.

Und das ist nun der eigentliche Anlaß zu vorliegendem Zusatz zu dem schönen Aufsatz von R. Kerndt. Es sollte nicht noch ein „Senf“ dazugetan werden, sondern es sollte die Frage gestellt und deren Wichtigkeit begründet werden: „Wer kann die Methoden der Jet-Bearbeitung in Geislingen, wo sie besonders blühte, oder sonstwo auskundschaften und mitteilen?“ Handelte es sich doch um eine „Industrie“, die noch vor 100 Jahren geblüht haben muß und den Kreis Balingen eng berührt.

Besitzungen des Klosters Stetten in unserem Kreis

Von Frit z Scheerer

Zu der Zeit, da Balingen durch den Grafen Friedrich den Erlauchten von Zollern (1251—1289) Stadtrechte erhielt, ist das Frauenkloster Stetten bei Hechingen oder wie es auch heißt „Stetten im Gnadental“ entstanden. Um seine Entstehung und Gründung windet sich ein reicher Kranz von Sagen und Legenden. Nachweisbar ist, daß am 9. Januar 1267 Graf Friedrich „in Vollendung seines längst gehegten Vorsatzes urkundet“, daß er zu seinem, seiner Gattin Uodilhilt von Dillingen und ihrer Kinder Gedächtnis in seinem Dorf Stetten unter der Burg Zollern das Kloster nach der Regel des hl. Augustin einrichten wolle. Die Klosterfrauen sollen ihm und „den Seinen durch ihre Verdienste und Gebete das ewige

Reich verdienen“. Die Gründung entsprach einer Sitte und einem Bedürfnis der damaligen Zeit, in der es zum Ansehen eines edlen Geschlechts gehörte, in der Nähe der Burg ein Hauskloster zu haben, das als Grablege des Geschlechts zu dienen hatte (z. B. Lorch für die Staufer). Die Grablege wurde jedoch 1488 in die neuerbaute Kirche der Oberstadt von Hechingen gelegt, und das Kloster verlor damit seinen Charakter als Erbbegräbnis.

Der Sage nach sei als 1. Priorin die Schwester des Stifters, Anna von Zollern, eingesetzt worden. 1275 erscheint das Kloster dem Dominikanerorden unterstellt. Trotz aller Wirren jener Zeiten konnte das Kloster zu Ansehen kommen. Im Krieg

Reich verdienen“. Die Gründung entsprach einer Sitte und einem Bedürfnis der damaligen Zeit, in der es zum Ansehen eines edlen Geschlechts gehörte, in der Nähe der Burg ein Hauskloster zu haben, das als Grablege des Geschlechts zu dienen hatte (z. B. Lorch für die Staufer). Die Grablege wurde jedoch 1488 in die neuerbaute Kirche der Oberstadt von Hechingen gelegt, und das Kloster verlor damit seinen Charakter als Erbbegräbnis.

Der Sage nach sei als 1. Priorin die Schwester des Stifters, Anna von Zollern, eingesetzt worden. 1275 erscheint das Kloster dem Dominikanerorden unterstellt. Trotz aller Wirren jener Zeiten konnte das Kloster zu Ansehen kommen. Im Krieg

zwischen dem Grafen von Zollern und den Schwäbischen Städten und Württemberg (1423) wurde es allerdings in schlechten Zustand versetzt. Ein Teil des Belagerungsheeres der Zollernburg, vor allem die Truppen der Reichsstädte, sollen von 1422 bis im Mai 1423 ihr Hauptquartier im Kloster aufgeschlagen haben. Ludw. Schmid schreibt: „Drin ließen sich die Recken lide betten“. Um dem Kloster wieder zu helfen, versprach der Provinzial des Predigerordens, Gisbert von Trajecto, daß für alle Wohltäter, die etwas zum Wohl des Konvents beitragen, 300 heilige Messen gelesen werden.

Von einem Nachkommen des Stifters wurde 1803 auf Grund der Bestimmungen des Reichsdeputations-Hauptschlusses das Kloster nach über 500jährigem Bestehen aufgelöst. Ein Teil der Klostergebäude wurde durch die Schuhfabrik Wolf erworben, später durch einen Brand größtenteils zerstört; erhalten geblieben ist nur die Kirche mit ihrem eindrucksvollen Chorbau mit seinen farbenprächtigen Fenstern, die zu den ältesten Glasmalereien des schwäbischen Raumes zählen und sich heute zum Teil in der Michaelskapelle auf der Zollernburg befinden.

In den ersten Jahrhunderten seines Bestehens entwickelte sich das Kloster sehr günstig, so daß es bald in weiterer Umgebung zahlreiche Höfe und Güter besaß und reiche Frucht- und Naturalzinsen sowie Geldzinsen beziehen konnte, wie aus seinem Kopialbuch von 1534 und dem Besitzverzeichnis von 1646 ersichtlich ist. Nach dem liber marcarum hatte das Kloster Stetten um die Mitte des 14. Jahrhunderts immerhin ein jährliches Einkommen von 10 Silbermark (= ca. 156 Goldmark nach moderner Währung; Kloster Alpirsbach 250, Bebenhausen 776 Mark). Vom Ende des 15. Jahrhunderts an konnte es seinen Besitz aber kaum noch vergrößern, da der klosterfreundliche Geist im Zollernland im Schwinden begriffen und große Teile des zollerischen Besitzes württembergisch und damit nach 1534 protestantisch geworden waren.

Auch in unserem Kreis besaß das Kloster eine Reihe von Höfen und Gütern, von denen es Abgaben, Gülten genannt (auch Gilten geschrieben), zu bekommen hatte. Nach der Stiftungsurkunde des Grafen sind alle Güter, die zu Stetten oder anderswo von ihm und seinen Leuten dem Kloster geschenkt wurden, völlig frei und keiner Dienstbarkeit unterworfen, sie gehören „den Dienerinnen Gottes zu eigen“. In den Hohenzollerischen Jahresheften von 1955 hat Johann Adam Kraus, Freiburg, die verschiedenen Schenkungen, Stiftungen, Kaufverträge usw. in chronologischer Reihenfolge geordnet. Sie vermitteln uns ein anschauliches Bild der damaligen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, geben uns vor allem aber auch Kunde über die ältesten Geschlechter unserer Heimat und über die Entstehung der Familiennamen.

Der größte Teil des von den damaligen Bauern bewirtschafteten Landes war nicht Eigentum des bäuerlichen Inhabers, sondern von dem Eigentümer oder Grundherrn — einem Landesfürsten, einer Kirche, einem Spital, in unserem Fall einem Kloster — ihm nur zu Benützung, zum Nießbrauch überlassen, ihm verliehen oder zu Lehen gegeben. Der belehnte Bauer übernahm dafür gegenüber dem Lehensherrn bestimmte Verpflichtungen. Zunächst hatte der Bauer jährliche Abgaben von dem geliehenen Gut oder Grundstück zu reichen. An 1. Stelle standen die Getreideabgaben. In den meisten Fällen war eine gleichbleibende jährliche Getreidelieferung, eine feste Gült, angesetzt (nicht zu verwechseln mit dem Zehnten!), die nach Scheffel (55 l) oder Malter (100–150 l je nach Maß) berechnet wurde. Zu dem Getreide kamen zuweilen noch Tiere oder tierische Erzeugnisse, be-

sonders Geflügel und Eier, die unter dem Namen Küchengefälle zusammengefaßt waren. Neben den Erzeugnissen der Wirtschaft findet sich häufig ein Hellerzins, namentlich für den Platz, auf dem die Gebäude standen. Die Lehenseigenschaft des Gutes, d. h. das Eigentumsrecht des Gült- (Lehens-)herrn sollte die Fastnachtshenne ins Gedächtnis rufen, die sehr häufig neben den Herbsthühnern alljährlich gereicht werden mußte. Sehr fühlbar wurde dem Grundholden (dem Beliehenen) die Abhängigkeit vom Grundherrn, wenn das Gut auf einen neuen Besitzer überging. Fast immer mußten beim Verkauf, meist auch beim Erbgang, dem Lehensherrn Abgaben bezahlt werden, die man als ungewisse, nicht jährliche Gefälle den beständigen Renten gegenüberstellte.

Das Lehensgut konnte nur mit Einwilligung des Lehensherrn verkauft werden. So verkauften 1317 die Schenken von Statuffenberg an den Edelmann Walter von Schalksburg 2 ihrer Güter zu Engstlatt für 32 1/2 Pfund Heller (Pf. Hlr.), wovon das eine Heselwank, das andere der Winzeler baut. Sollte jedoch bewiesen werden, daß sie Lehen sind, „so wollen die Verkäufer sorgen, daß sie ihm geliehen werden mit des Lehensherrn Hand“ (Zustimmung).

Hinzu kommt noch, daß das 14. und 15. Jahrhundert eine Zeit gesteigerter Frömmigkeit war. Man lebte in beständiger Angst um sein Seelenheil und glaubte, daß dies durch eine möglichst große Anzahl von Gebeten gesichert würde. Wir hören daher oft von „Jahrzeiten“, d. h. eine Art Gedächtnisgottesdiensten für die Verstorbenen, die gestiftet worden sind. Die Bürger machten Stiftungen, aus denen an bestimmten Tagen bezahlte Messen für sie gelesen wurden. Reiche Familien ließen sich ihr Seelenheil durchaus etwas kosten.

In Endingen

Schon kurz nach der Stiftung erhielt das Kloster zahlreiche Schenkungen und Zuwendungen aus nah und fern, machte planvolle Erwerbungen und Ankäufe. Der 1. aufgezeichnete Besitz des Klosters in unserem Kreis ist in Endingen, da am 10. Juli 1303 „Hainrich der Huser, Burger zu Balingen“, den Klosterfrauen die 2 Teile seines Hofes zu Endingen gibt, den er von Herrn Berchtold zu Endingen erbt. Er nimmt ihn aber wieder zu Lehen um jährlich 2 Scheffel Vesen (Korn). Erst nach seinem und seiner Frau Tod soll er an das Kloster fallen, das dafür eine Jahrzeit begeben soll für ihn, seine Frau, deren Eltern, Schwester und Bruder.

Eine weitere Schenkung bekam das Kloster in Endingen 1358 von Wetzels dem Bolter, indem er seiner Tochter, die Klosterfrau ist, 14 Schilling Heller aus Metzen Pfefferlins Wiese zu Endingen am Zwerchweg und des Wähingers Wiese zu Tieringen vergibt. Auch er macht wieder einen ähnlichen Schenkungsvermerk: es soll als Seelgerät gelten.

Die meisten Güter innerhalb des Kreises besaß das Kloster in Balingen, Heselwangen und Engstlatt.

In Balingen

Mechtild, die Gattin Sifrid Engelschalks, vermachte 1323 ihrer Tochter Lutzi, Nonne zu Stetten, neben einem Gut und einer Wiese auf Engstlatte Bann eine Wiese zu Balingen im Reichenbach, die jährlich 1 Pf. Hlr. giltet und von Aubrecht von Truchtelingen und Lietze an dem Rain bebaut wird, eine Wiese im Ochsenbrunnen mit jährlich 6 Schilling Heller Gilt von Konrad und Berchtold des Müllers Sohn von Bronnhaupten, ferner einen Garten an der Steinach, den Ueli der Weber von Dürrwangen baut, 2 Schilling und 1 Fastnachtshuhn; von einem Fleischbank zu Balingen, den Hein-

rich Ysenli (Eisele, 1326 erstmals genannt) innehat, zu Weihnachten 1 Schilling und 1 Fastnachtshuhn, je 1 Schilling zu Ostern und zu Pfingsten. Als Zeuge treten auf Pfaff Heinrich der Gneppher, der 1352 mit seinem Bruder Berthold zusammen den St. Michaelsaltar zu Balingen auf dem Beinhäus stiftete, ferner Konrad von Tailfingen, Heinrich Jselin und Burkart der Klöckler, die Richter zu Balingen sind.

Der Balingen Bürger Marquart der Ledergerber verkauft 1328 den Klosterfrauen 1 Pfund Heller Gilt aus seinem Haus bei Balingen zwischen Hartmann des Pflegers und Heinrich Betzen Haus und aus einem Acker hinter dem „Höberg“ (Heberg), dazu 1 Wiese zu Heselwangen und 1 Wiese zu Erzingen, die zu den Amelbomen heißt, und der Balingen Bürger Walter Blume 8 Schilling Hlr. jährliche Gilt aus seinem leeren, eigenen Haus zu „Balingen“ zwischen Bentzen Egen und Heinzen des Brachers Haus um 4 Pf. Hlr.

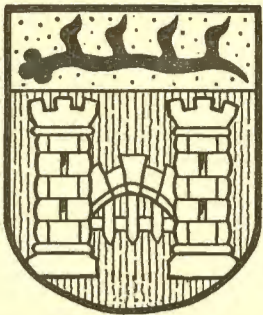
Die wohlhabende Mechtild Engelschalkin ist inzwischen Witwe geworden und vermacht daher 1329 zum Jahrtag ihres Mannes und weiterer Familienglieder zahlreiche Güter und Gilt an eine weitere Tochter (Juntun) im Kloster: Das Lehen der Söhne Kuntz und Bentz der Götzmut zu „Engstlatt“, das giltet 5 Malter weniger 1 Scheffel beiderlei Korn, 12 Schilling Hlr., 1 Huhn und 1/2 Viertel Eier (= 60 Stück) die Regenwiese zu Engstlatt, aus Kontzen Wilhelm's Haus zu Balingen giltet 10 Schilling Hlr. und aus Konzen des Vogts Wiese in „Hürbach“ 9 Schilling; aus Ellen der Milernun Wiese zu Uchtbrunnen 3 Sch. Hlr., aus Gerstlis Wiese zu Uchtbrunnen 3 Sch. Hlr., aus Ulins des Webers von Dürrwangen Garten 2 Sch. Hlr.; Heinrich Jselin gibt 3 Sch. Hlr. aus dem Fleischbank in der Metzli und Bröheli von Frommern 4 Schilling aus 1 Wiese in Reinbrechtstal. Zeugen sind die Pfrondner (Inhaber der geistlichen Pfründe) Gerhart an St. Afra Altar und Heinrich der Gneppher an St. Peters Altar in der Kirche zu Balingen, Burkart der Klöckler (Schultheiss), Bertold der Steinhauer, Heinrich der Bikker und die Richter zu Balingen.

In der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts müssen in Balingen öfters Häuser leer gestanden sein, denn 1329 verkaufen Hans der Rott ans Kloster 6 Sch. Hlr. Gilt um 3 Pfd. Hlr. und Engeli Rangadinger 1330 eine jährliche Gilt von 10 Sch. Hlr. auf Michaeli um 5 Pfd. Hlr. aus ihren leeren Häusern zu Balingen. 1331 verkauft Heinz der Fischer 1 Pf. Hlr. ewiger Gilt aus Heinrich Häcklis des Krämers Haus zu Balingen zwischen Eber des Fischers und Ulrich Zürnen Haus um 13 Pf. Hlr., Kontz Engeli 1332 6 Sch. Hlr. jährlich aus seinem Haus zwischen Heinrichs von Haigerloch und Heinrich des jungen Rangadingers Häusern um 3 Pf. 6 Sch. Hlr. und Burkart der Huser die ewige Gilt aus seinem eigenen Haus zwischen des Offenhusers und des Angnesers Haus (1335) und Gerung Tüffeli (Bürger zu Hechingen) 1336 2 Pf. Hlr. ewige Gilt aus Diezen Ermelins Haus zu Balingen, aus der Wiese am Warberg und aus 2 Wiesen im Tal.

Die Güter der Witwe des Schultheißen Burkart des Klöcklers, Mechtild, deren Tochter Grete und deren Schwesterkinder Mechtild und Ursula Nonnen zu Stetten sind, zu Grosselfingen sollen ans Seelgerät des Klosters fallen zu einer Jahrzeit, und den Nießbrauch aus den reichen Einkünften aus den im Jahre 1348 gekauften Gütern zu Engstlatt soll ebenfalls das Kloster haben.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“



Die Vorfahren der Staufer und die Burg Hohenstaufen

Von Wilhelm Wik

Zunächst soll der Stammbaum der Staufer auch für den folgenden Aufsatz „Das Ende der Staufer“ als Grundlage dienen.

Friedrich, möglicherweise Edler oder Ritter von Lorch
Friedrich von Büren, Sitz auf der Altenburg bei Wäschenbeuren
Friedrich von Büren, seit 1079 Herzog von Schwaben

König Konrad III. 1138—1152	Herzog Friedrich II. von Schwaben			
Herz. Friedrich III.	Kaiser Friedrich I. (Barbarossa)			
Herzog Friedrich IV. von Schwaben gest. 1091	Herzog Konrad II. von Schwaben gest. 1197	Herzog Otto in Burgund	Kaiser Heinrich VI. 1190—1197	König Philipp von Schwaben 1198—1208
Kaiser Friedrich II. (1212—1250)				
König Heinrich VII. gest. 1242	Kaiser Konrad IV. 1250—1254	König Manfred 1254—1266	Enzio	
2 Söhne	Kaiser Konradin 1267—1268	Heinrich	Friedrich	Enzio

1. Über die Vorfahren der Staufenkaiser

Über der ältesten Geschichte des Geschlechts der Staufer liegt viel Dunkel, und es wird wohl kaum gelingen, die Herkunft der Staufer einwandfrei zu klären, da die Urkunden darüber fehlen. Ein eingemauerter Eichenschrank im Wäscherschlößchen barg viel Material, aber der letzte Bewohner desselben gab die Papiere seinen Kindern zum Verschnipfeln.

a) Ritter Friedrich (vermutlich von Lorch). Abt Wibald von Corvey hat eine Ahnenreihe der Staufer zusammengestellt, um die Blutsverwandtschaft Barbarossas mit seiner ersten Gemahlin nachzuweisen, von der er sich scheiden lassen wollte (Adela von Vohburg). Sie lautet: „Friedrich zeugte Friedrich von Büren. Friedrich von Büren zeugte Friedrich, den Herzog, welcher Stophen erbaute“. Hier wird also dem Herzog Friedrich als sein Vater der Edle Friedrich v. Büren und als sein Großvater ein Friedrich ohne Standsbezeichnung und Herkunft dargestellt. Möglicherweise stammt dieser Friedrich von Lorch, da sein Enkel, der Herzog Friedrich, im Jahre 1102 das Kloster Lorch als Familienbegräbnisstätte stiftete. Viele in die Fremde verschlagene Adelige haben zu jener Zeit Begräbnisstätten in ihrer Heimat gegründet. So stiftete Volknand von Ebersberg (ob dem Filstal) das Kloster Adelberg als Begräbnisstätte bei seiner Stammburg. Die Württemberger machten Beutelsbach, den vermutlichen Herkunftssitz zu ihrem Begräbnisplatz. Nach Carl Gratianus soll zwar der Wirtemberg ein Frauenerbe einer Beutelsbacherin sein („Geschichte der Achalm“, 1833).

In einer Abhandlung in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins“ Nr. 1/1955, sieht A. H. Nuber in den Herren von Büren Abkömmlinge der Babinger, die ihren Sitz in Oberböbingen nördlich des Rosensteins hatten. Die Babinger könnten durch die Ereignisse von Cannstatt (746) ihrer hohen Stellung verlustig gegangen sein.

In dem Wäscherschlößchen ist eine Ahnentafel der Staufer angeschrieben, nach

der die Staufer fränkischer Abstammung sein sollen. Noch in diesem Jahr soll die Beweisführung im Druck erscheinen. Wir warten gespannt darauf.

Nach den bisherigen authentischen Darlegungen waren die Staufer Dorfadelige von Büren (siehe nächsten Abschnitt!). Zu denken gibt aber die Tatsache, daß obiger Friedrich als Schwager des Grafen Berchtold von Villingen, also eines Angehörigen des Hochadels, erscheint, daß der gleichnamige Sohn Friedrichs (siehe Abs. 1b) Gemahl einer Herzogtochter wurde, die ihm reiche Güter im Elsaß und rechts des Rheins einbrachte, und daß schließlich der Enkel des ersten Friedrich Eidam des Königs Heinrich IV. war. Diese Tatsachen könnten der heutigen Auffassung widersprechen, daß die Staufer aus dem Ortsadel von Büren hervorgegangen sind.

b) Friedrich v. Büren, geboren um 1020, gest. 1094. Er ist der Sohn obigen Friedrichs und hatte seinen Sitz in Büren, Beuren, dem heutigen Wäschenbeuren. Er saß ziemlich sicher auf der Altenburg unweit des Dorfes auf dem „Burren“, nicht weit vom Wäscherschlößchen, das 100 Jahre nach dem Hohenstaufenschloß gebaut wurde, also nicht Stammsitz der Staufer sein kann. Die Altenburg lag am Schnittpunkt der Kaiserstraße Rhein — Neckar — Waiblingen — Wäschenbeuren — Maitis — Heidenheim und der Straße Göppingen — Lorch. Diese Straßen mußten, bevor das Geleitwesen unter Barbarossa in Gebrauch kam, irgendwie gesichert werden. Dies war in dem einsamen Waldland doppelt nötig. So wurden von den fränkischen Königen Wehrbauten angelegt, die eine bei Berken, wo die Reichstraße von der Schurwaldstraße Göppingen — Schorndorf geschnitten wurde und die andere bei Wäschenbeuren. Mit der Wahrung der Sicherheit auf diesen Wehrburgen wurde ein königlicher Beamter betraut, in unserem Fall Friedrich von Büren, der im nahen Beuren seinen Maierhof hatte und sich daher von Büren nannte. Die Altenburg war zweifellos eine einfache Wehranlage mit Holzturm und Holzgebäuden.

c) Friedrich v. Büren, seit 1079 Herzog von Schwaben. Mit dem dritten Friedrich, dem ersten Herzog aus dem Bürenhause, tritt nun die Edelsippe derer von Büren, die nach Stand und Rang zunächst Freibauern, Dorfführer waren und im Dienste des Hochadels wie üblich den niederen Adel bildeten, in das Licht der Geschichte. Als der älteste von fünf Brüdern stellte er sich beim Ausbruch der Kämpfe um die Investitur, Einsetzung der Bischöfe in Deutschland, mit seinen Brüdern bedingungslos auf die Seite des Kaisers Heinrich IV. (1056—1106). Heinrich IV. mußte sich in erster Linie auf die Städte und den niederen Adel stützen, während der Hochadel mit wenigen Ausnahmen die Partei des Papstes ergriff. Der Bannfluch des Papstes über Heinrich gab die Losung zur Entzweiung Deutschlands. U. a. standen gegen Heinrich, also auf der Seite des Gegenkönigs Rudolf v. Schwaben: Conrad v. Beutelsbach, die Grafen Cuno und Luitold von Achalm, Friedrich von Zollern, der Pfalzgraf Hugo I. v. Tübingen, Abt Wilhelm von Hirsau und vor allem die Herzoge Bertold I., Bertold II. von Zähringen (Limburg) und Herzog Welf IV. von Bayern. Auf dem Weg im hochalpinen Winter über die Alpen nach Canossa begleitete den Kaiser neben seiner Gemahlin ein einziger treuer Mann. Man schließt mit Recht, daß Friedrich der Begleiter gewesen sei. Der außerordentlichen Treue entsprach eine außergewöhnliche Belohnung. Heinrich bezeichnete Friedrich als „im Frieden der Treueste, im Kriege der Tapferste“ und gab ihm auf dem Reichstage zu Regensburg (Ostern 1079) seine „einzige Tochter Agnes zum Weibe und das Herzogtum Schwaben zur Mitgift“. Nach dem Tode Rudolfs von Schwaben (Schlacht an der Elster, 16. 10. 1080) zog Heinrich 1081 mit Heeresmacht nach Italien, um den Schimpf von 1077 zu rächen. Er konnte den Kampf in Deutschland Friedrich von Staufem überlassen. Nach der siegreichen Rückkehr Heinrichs verkündete er den allgemeinen Gottesfrieden. Nur Bertold II. und Welf IV. blieben unter den Waffen. Bald riefen Friedrich die Fehden an die Donau, in die Gegend um Augsburg, nach Bayern, bald ins Oberland. Das Jahr 1090 sah ihn als Heerführer in Italien, denn die Welfen bekämpften Heinrich durch die Heirat Welfs V. mit Mathilde v. Toskana auch in Italien. Friedrich hatte bis 1095 mit seinen Gegnern zu kämpfen. Nun aber hatte er sein Herzogtum sich gesichert; allerdings waren wesentliche Teile davon weggegeben worden. Die welfischen und zähringischen Güter wurden abgetrennt. Welf IV. erhielt sein Herzogtum Bayern wieder, und Bertold II. erhielt die Reichsvogtei über den Thur- und Zürichgau, was später die Abtrennung der Schweiz vom Reich begünstigte oder zur Folge hatte.

Friedrich mag jetzt auf seiner Burg Hohenstaufen Jahre der Ruhe mit den Seinen verlebt haben. Von hier aus stiftete er das Kloster Lorch als Erbbegräbnis seines Geschlechts im Jahr 1102. Drei seiner Brüder waren ihm im Tode vorangegangen: Otto, Bischof von Straßburg, der am ersten Kreuzzug (1096) teilgenommen hatte, Lud-

wig, kurze Zeit rheinischer Pfalzgraf, und vielleicht der Erbauer von Staufenneck, und Konrad, der Kampfgenosse des ältesten Bruders, der 1105 starb. Nichts erfahren wir über den Bruder Walter. Von der einzigen Schwester Adelheid wissen wir nur, daß sie an der Stiftung des Klosters Fides zu Schlettstadt beteiligt war. Keines der Geschwister des Herzogs Friedrich hinterließ Kinder. Seine Frau Agnes vermählte sich ein zweitesmal mit dem Markgrafen Liutpold von der Ostmark 1106, dem sie noch 10 Kinder schenkte. Sie starb 1143. Ihr Leichnam wurde die Donau heraufgeführt, um in Lorch beigesetzt zu werden.

d) Die Gebrüder Herzog Friedrich II. und König Konrad. Herzog Friedrich I. von Schwaben hinterließ Friedrich II., den Einäugigen, und Konrad, den nachmaligen König Konrad III, beim Tode des Vaters 15 und 12 Jahre alt. Ihr Onkel, Kaiser Heinrich V., ernannte Friedrich zum Herzog von Schwaben (1105), und Konrad wurde 1112 Herzog von Ostfranken. Während seiner Abwesenheit in Italien übertrug der Kaiser die Reichsverwesung seinen beiden Neffen. Diese Maßnahme löste schwere Kämpfe aus, und nur unter Aufbietung aller Kräfte konnten sich die Brüder der Übermacht erwehren. Heinrich V. vermachte auf dem Sterbebette 1125 das Erbe der Salier seinem Neffen Friedrich II., und alles erwartete, daß er auch zum König gewählt würde. Allein es wurde Lothar von Sachsen gekürt. Bald flammten wieder furchtbare Kämpfe auf. Selbst Friedrichs Schwager, der Welfenherzog, hielt zu den Gegnern. Als Lothar 1127 in Italien weilte, setzte sich Konrad die Königskrone auf. Das Herzogtum Schwaben wurde entsetzlich verwüstet. Welf V. lud Friedrich zu Verhandlungen nach Zwiefalten ein, ließ hier die Wohnung seines Gastes in der Nacht anzünden, umzingeln und verfolgte den Fliehenden mit bloßem Schwerte. Dieser konnte sich nur mit Mühe auf den Kirchturm retten und rief von hier aus, eine List gebrauchend, seinem Schwager zu, er solle sich schleunigst verziehen, wenn er nicht in die Hände der von allen Seiten herbeieilenden staufischen Ritter fallen wolle. Tatsächlich ritt der Verblüffte auch sofort weg. In den folgenden Jahren wurde die Macht der Staufer gebrochen, und Friedrich mußte sich vor dem Königspaar sehr demütigen. Er wurde aufs neue in sein Herzogtum eingesetzt und blieb fortan mit seinem Bruder Konrad ein zuverlässiger Waffengenosse des Kaisers. Als dieser 1137 starb, wurde Herzog Konrad zum König gewählt. Vom 11. März 1138 datiert die staufische Kaiserwürde.

Friedrich von Staufen war in erster Ehe vermählt mit Judith, der welfischen Herzogstochter, die unter dem Gegensatz zwischen den Welfen und den Waiblingern schwer leiden mußte (Sage von der Belagerung der Burg Hohenstaufen!). Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor, Friedrich, der spätere Kaiser Barbarossa, und die Tochter Judith, Gemahlin des Herzogs von Oberlothringen. Aus der zweiten Ehe Friedrichs II. mit Agnes von Saarbrücken stammte ein Sohn Konrad, der spätere Pfalzgraf bei Rhein, und eine Tochter Jutta, die schon als Kind mit dem Landgrafen Ludwig II. von Thüringen verlobt wurde. König Konrad unternahm 1147 einen Kreuzzug. Der Bruder Friedrich stand dieser Unternehmung ablehnend gegenüber und machte Konrad deshalb Vorwürfe, besonders weil dieser den einzigen Sohn Friedrichs, den späteren Barbarossa, zur Teilnahme bewegen hatte. Das Ende des mißglückten Kreuzzuges erlebte Friedrich nicht mehr; am 6. April 1147 starb er in Hagenau. Offenbar hatte er in den letzten Jahren nicht mehr in der Heimat verweilt.

2. Die Burg Hohenstaufen

a) Vorgeschichtliches. Die Gegend um den Hohenstaufen war schon in

der mittleren Steinzeit bewohnt. Von Staufenneck bis zum Rechberg, am Asrückken und im Dorf Hohenstaufen fand man Messerchen, Klingen, Schaber und Kratzer des Mittelsteinzeitmenschen. Während der Hallstatt- und Keltenzeit siedelten um den Staufen illyrische Stämme. Das Land um den Staufen war ein großer Weidebezirk, in dem die Bewohner ihre Heimstätten erbauten und den Toten ihre letzte Ruhestätte bereiteten. In dem Waldgebiet zwischen Göppingen und dem Hohenstaufen finden wir eine große Anzahl Grabhügel, einzeln und gruppenweise. Im Wald Oberholz bei Göppingen finden sich allein 26 solcher Hügel. Die Siedlungsnamen Maitishof, Niedermaitis und Maitis weisen auf Hallstattsiedlungen illyrischer Menschen hin: „Mathis“ ist ein Flußname und „Mathisa“ ein Personennamen in Alt-Illyrien. Eine hallstattzeitliche Siedlung liegt auch in der Hohenstaufferstraße in Göppingen. An der Spitze der hallstattzeitlichen Stämme stand ein Führer. Auf dem Hohenstaufen wurden kistenweise Reste von Urnen und Gefäßen aus der Hallstattzeit gefunden, kleinere Mengen im Dorf Hohenstaufen. Die Vermutung liegt nahe, daß der Fürst dieser Volksleute auf dem Berg seinen Wohnsitz hatte, ähnlich wie auf dem Goldberg im Ries.

Das geschaffene Kulturland wurde von den Alemannen übernommen und die Filschuntare gegründet, zu der der Hohenstaufen noch gehörte. Ihr Huno nahm seinen Sitz im Tale bei den Stammesgenossen. In der alemannischen Siedlung Göppingen ist ein Herrenhof neben vielen Bauernhöfen festgestellt worden. Die Filschuntare besaß um den Hohenstaufen ihre Huntareallmende mit Weide- und Waldnutzung. Sie unterstand der Aufsicht des Huno und wurde nach und nach sein Eigentum. Weil das Gebiet um den Staufen eben „Allmande“ war, fehlen rings herum alemannische Ursiedlungen (ingen-Orte). Die vielen Höfe sind Spätsiedlungen, hauptsächlich aus der Zeit Friedrichs Barbarossa, der eine Menge freie Reichsbauern auf den Reichshöfen ansie-

delte. Zur Gemeinde Hohenstaufen gehören 13, zu Ottenbach 14 Höfe. In der frühkarolingischen Zeit steht in Göppingen ein Königshof, ein Freihof mit Asylrecht und eine Martinskirche. Während der vieljährigen Kämpfe zwischen den Franken Pippin und Karlmann einerseits und dem Schwabenherzog Theutbald andererseits wurde letzterer vertrieben. Im Blutbad von Cannstatt (746) wurden die schwäbischen Großen arglistig zusammengehauen, ihre Güter eingezogen und zum Königsgut geschlagen, so neben Göppingen mit Herrenhof auch die Hundertschaftsallmende um den Hohenstaufen.

b) Die Reichsburg Hohenstaufen. Wir versetzen uns in die Zeit des Sachsenkönigs Heinrichs IV. (1056—1106). In den Investiturstreitkämpfen mit dem Papst steht der schwäbische Hochadel fast vollständig auf der Papstseite gegen Heinrich (s. oben!). Sein treuester Anhänger war Friedrich von Büren. Nach der Rückkehr von Canossa (1077) drang Heinrich in Schwaben ein, entthob Welf IV. seines Herzogtums Bayern und nahm seinem Schwager und Gegenkönig Rudolf das Herzogtum Schwaben weg. Heinrichs grimmigster Gegner war Graf Bertold I. von Limburg, der um 1060 auf der Limburg bei Weilheim-Teck eine Steinburg errichtete und eine große Machtposition erlangt hatte. Bertold war von König Heinrich III. (1039—1056) das Herzogtum Schwaben versprochen worden. Da der König frühe starb, konnte er sein Versprechen nicht einlösen. Seine Gemahlin Agnes, Heinrichs IV. Mutter, gab das Herzogtum ihrem Schwiegersohn Rudolf von Rheinfelden. Auch Heinrich IV. löste das Versprechen nicht ein, gab ihm aber als Ersatz das Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Friaul. In Schwaben wurde erbittert gestritten, so in einem Treffen am Neckar, in der Heinrichs Seite unterlag. Ob der greulichen Verwüstung seiner Lande wurde Bertold wahnsinnig und starb am 6. November 1078 auf seiner Limburg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Friedhof in Hossingen — heute und früher

Von Adolf Klek

Wer in Hossingen von der Dorfmitte um Kirche und altes Rathaus nach Osten in Richtung Schuhmacherfels und Tierberg wandert, sieht bei den letzten Häusern rechts am Hang den Friedhof liegen. Ein schlichter Tannenhag umschließt ihn, zu beiden Seiten des eisernen Tores ragen zwei stattliche Fichten in die Höhe. Der Blitz hat ihnen Wunden geschlagen, konnte sie aber nicht zu Fall bringen.

Der Friedhof ist klein. Als man ihn vor genau neunzig Jahren anlegte, sprach man von $\frac{1}{4}$ Morgen Platz. Aber wer hier trauernd an einem Grab steht, kann wie der Dichter des 121. Psalms seine Augen aufheben zu den Bergen. Der Blick kann zur Hossinger Leiter, zum Schuhmacherfels und übers Eyachtal hinüber zum Heersberg wandern. Die Gemeindeverwaltung plant, den Friedhof nach Osten zu erweitern. Die Verhandlungen mit dem Besitzer des angrenzenden Ackerlandes haben jedoch noch zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. So müssen zunächst noch diesen Herbst einige Grabreihen geräumt werden, damit dieser Platz — etwa ein Sechstel der ganzen Friedhoffläche — wieder für neue Gräber frei wird.

Deshalb wird auch der Grabstein auf dem bis dahin ältesten Grab verschwinden müssen. Er steht auf der Ruhestätte der „Christina Bodmer geb. Ströle vom Riedhof“. Sie hatte mit ihrem Mann und drei Töchtern noch auf dem Riedhof gewirtschaftet, der einst auf der Höhe des Weichenwang stand und zu Hossingen gehörte. Es war ein einfaches Bauernhaus wie viele im Dorf. Nachdem 1907 eine Tochter sich nach Hossingen



verheiratet hatte und später ein Teil der Felder auf Meßstetter Markung für den Truppenübungsplatz abgegeben werden mußten, verkaufte die Familie den Riedhof 1912 an den Meßstetter Lindenwirt und zog nach Hossingen. Hier ist die Riedhofbäuerin 1929 gestorben. Ihrem Wunsche gemäß wurde der Stein vom Grab ihres Vaters, das eben abgeräumt worden war, mit anderer Inschrift versehen, auf ihr Grab gesetzt. So dürfte dieser alte Grabstein etwa vor sechzig Jahren geschaffen worden sein.

Damals lebte in Hossingen im heutigen Hause Ast-Eppler der Steinhauer Mundle. Er zog später nach Tailfingen, doch sind bis heute fast alle Grabsteine im Hossinger Friedhof aus seiner oder seines Sohnes Hand.

Wenn man bedenkt, wie wenig tief die

Erdschicht oft auf der Hochfläche des nördlichen Heubergs zu sein pflegt, wird man verstehen, daß es in Hossingen nicht leicht ist, ein Grab auszuheben. Der Totengräber muß oft dem harten Juragestein zu Leibe rücken. Und dabei war man im Jahre 1871 bemüht, einen in dieser Hinsicht günstigen Platz als Friedhof auszuwählen. Wenn nicht schon in geringer Tiefe Felsen zu befürchten gewesen wären, hätte man zuerst lieber den Begräbnisplatz „auf dem Bohl“ angelegt. Mit dem jetzigen Platz am Ende der Hirtengasse „in Lieberdingen“ war damals der Kirchenkonvent einverstanden, „sofern er nahe beim Ort und der Kirche sich befindet und weniger dem Wind ausgesetzt ist, als der anfangs ins Aug gefaßte“. Im April 1871 bestand noch der Plan, am neuen Friedhof „auf die Frontseite eine Mauer mit eisernem Gitter anzubringen“. Im Juni beschloß der Gemeinderat, von der Erbauung einer Kirchhofmauer der hohen Kosten wegen abzusehen. Die Gemeinde zählte damals annähernd 400 Einwohner.

Der vorige Friedhof

Vor 1871 war in Hossingen der Begräbnisplatz wie üblich ein echter Kirchhof; er lag bei der Kirche. Heute steht hier das Gemeindehaus und befindet sich der Spielplatz des Kindergartens. Beim Bau des Gemeindehauses 1953 stieß man noch auf Knochenreste. Dieser alte Kirchhof muß im 18. und 19. Jahrhundert immer ein Sorgenkind der Gemeinde gewesen sein. Die Platzverhältnisse waren zu ungünstig. Das mag daran liegen, daß beim Bau des ersten Gotteshauses in Hossingen an die Anlage eines Begräbnisplatzes nicht gedacht zu werden brauchte. Die Kapelle St. Nikolaus, im Jahre 1404 erstmals erwähnt, gehörte zur Pfarrei Ebingen, und nur bei der Pfarrkirche war in früheren Zeiten ein Kirchhof. So mußten also die Toten von Hossingen bis nach Ebingen geführt werden. Das war nicht so schlimm, weil ein Sterbefall selten vorkam, hatte Hossingen doch im Jahre 1525 erst fünf männliche Untertanen und vier Wohnhäuser. Seit der Reformation ist der Ort die Filialgemeinde der Pfarrei Meßstetten. Wann beim Hossinger Kirchlein ein Begräbnisplatz angelegt wurde, ist nicht bekannt.

Die Erbauer der ersten Nikolaus-Kapelle bauten sie auf das felsige Gestein eines Hügels. So kam es, daß das Gelände später für die Anlage eines Kirchhofes recht ungeeignet war.

1756 mußte der Totengräber Andreas Kiesinger vor dem Kirchenkonvent erklären, daß er ein Grab nicht tiefer als drei Schuh (etwa ein Meter) ausheben könne. Etwa die Hälfte der Kirchhoffläche in der Nähe des Turmes könne überhaupt nicht für Gräber benützt werden, weil „lauter Felsen im Boden seien“. Der Kirchhof sei deshalb so klein, daß man einen Toten schon nach fünf oder sechs Jahren wieder ausgraben müsse. Es seien in dieser Zeit nicht einmal die Bretter vom Sarg verfault. Der Totengräber pflegte ein neues Grab wieder mit alten Brettern anzufüllen.

So ereignete es sich in jenem Jahre, daß eine arme Wittfrau ihre beiden schulpflichtigen Buben anwies, über die Kirchhofmauer zu steigen und etliche solcher ausgegrabenen Bretter zu holen. Sie wollte eine Krippe für ihre Geißen daraus machen, weil sie bei ihrer Armut kein Brett kaufen konnte.

Es wurde daraufhin sofort der Kirchhof ein wenig vergrößert, indem die Kalkgrube „unten an der Kirch“ eingeworfen wurde und die nächsten Toten hier bestattet wurden.

Im Jahre 1767 werden 251 Einwohner für Hossingen angegeben. So ist es nicht verwunderlich, daß schon 1176 wieder die alten Mißstände auftraten: Ausgrabungen schon nach fünf bis sieben Jahren, weil der Friedhof zu klein war. Jetzt beschloß der Kirchenkonvent, die Gemeindeverwaltung solle „zu Erweiterung des Kirchhofes ein halb Viertel Platz von einem an den Kirchhof grenzenden und Ludwig Mattheßin Wittib gehörigen Garten“ kaufen. Die Kirchengemeinde erbot sich dabei, die „ganz ruinöse und schadhafte“ Kirchhofmauer wieder herstellen zu lassen und auch die Kosten für eine Erweiterung der Mauer um den neu zu erwerbenden Platz zu tragen.

Heute kann man einen unbedeutenden Rest dieser Mauer noch da finden, wo unten am Kirchen-Hügel der Weg zur Milchsammlung hinaufführt.

an „Unserer Lb. Frau Wiese“, am Reichenbach und auf Stocken, die an die Wiese der „Räppin“ und an den „Lang“ grenzt, und 32 Maß Weingilt aus einer Halde. Aus dem Hof geht zuvor 1 Pfund Wachs an „Unsere liebe Frau“ zu Balingen (heutige Friedhofkirche).

Selbst die Grafen von Württemberg, wie Graf Eberhard der Ältere, geben 1 Gilt mit 13 Sch. Hlr. aus einer Hofstatt zu Balingen bei der Badstube, darauf der „Turn“ (Turm) steht, an das Kloster, die 1490 der Keller zu Balingen, Arnold Bürklin, mit 13 Pf. 13 Schilling in bar ablöst. Der Balingen Bürger Wernher von Rosenfeld verkauft den Dominikanerfrauen 15 Sch. Hlr. ewiger Gilt jährlich aus seinen Gütern zu Bronnhaupten und Balingen.

In Engstlatt

Die Priorin des Klosters wird teilweise durch die Frauen von Balingen gestellt, wie 1383 bezeugt ist, da Margaretha Klöcklerin, die Schwester von dem Balingen Bürger Benz der Nies, Priorin ist und von ihrem Bruder die Gilt aus einem Hof zu Engstlatt mit 5 1/2 Malter Korngilt Haber und Vesen, Hühnern und Gänsen usw. kauft. Schon 1323 erwirbt das Kloster in Engstlatt durch das Vermächtnis von Mechtild, der Gattin Sifrid Engelschalks (s. Balingen), an ihre Tochter Lutz, Klosterfrau zu Stetten, eine ansehnliche Lehensabgabe aus einem Gut, aus dem auch der Heilige von Balingen 1 Pf. Hlr. Gilt bezieht.

Der Besitz des Klosters wird 1336 durch eine Gilt mit 8 Sch. Hlr. und 1 Herbsthuhn aus einer Wiese des Balingen Bürgers Heinrich des Rangadingers an der „Anhauer Staig“ (Anhausen = abgegangene Siedlung bei der Gießmühle, Name noch erhalten im „Anhäuser Berg“) vermehrt, und indem 1345 die Balingen Bürger Uli Zürn und Bernhard von Zilnhusen (Zillhausen), Lichtpfeleger der Gotteshäuser zu Balingen, auf ihre Ansprüche aus der Götzen Hof von Engstlatt verzichten. Das Kloster zahlt dafür 10 Pf. Hlr. an die Lichtpfeleger.

Am 1. Mai 1363 verkaufen der Edelknecht Burkart von Schalksburg, seine Schwester Agnes und sein Brudersohn Heinrich einen Hof in Engstlatt, den Eberlin Heslawanger und sein Vetter baut, und 1 Hof, den die Winzler bauen, an das Kloster Stetten. Die Gilt soll auf eine Meile Wegs gebracht werden.

Um ein Gütlein zu Engstlatt, aus dem jährlich 5 Sch. Hlr. Zins bezahlt werden sollen, entsteht 1473 ein Streit mit dem Kloster, der durch das Balingen Gericht zu Ungunsten des Balingen Bürgers Liem und Mathis von Engstlatt (Engstlatt) entschieden wird, da die Klosterfrauen eidlich bestätigen, daß diese Bürger lehenspflichtig sind.

In Heselwangen

Noch reicher wie in Engstlatt war der Besitz des Klosters in Heselwangen. Am 30. April 1328 verkauft der Balingen Bürger Ber der Stainhower mit Zustimmung seiner Frau Haile an das Kloster „ihr rechtes Eigen in Heselwangen . . . mit aller Zugehör an Holz, Feld etc. um 12 Pf. Hlr.“, und 1353 bekennen Priorin und Konvent des Klosters, daß „Heinrich der Pfaff (s. Balingen) und sein Bruder für sich und ihre Schwester Ludgard, die daselbst Nonne ist, und die Anverwandten einen Jahrtag nach St. Luziustag gestiftet haben. Sie geben dazu das Gut Heselwangen, das die Gebrüder Schonmanner bauen“, und ein anderes Gut, das Friedrich Bluome baut.

Der Balingen Vogt Auberlin Sätzli und der Schulmeister Heinrich Hartz siegeln 1438, daß „Eberlin Yetter von Heslawang, genannt Seger“, ein Klosterlehen hat und eine eigene Mannsmahd Wiese am Lüß-

Besitzungen des Klosters Stetten in unserem Kreis

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Auch Wille die Zörnin, deren Tochter Klosterfrau ist, vermacht 1352 ihren Teil des Hofes zu Waldstetten dem Kloster, der 4 1/2 Malter Korn, 5 Sch. Hlr., 2 Gilthühner, 1 Fastnachtshuhn, 1 Schuler (Schinken) und 1 Scheffel Haber Balingen Meß giltet, dazu ihr eignes Gut, das „die Zilnhuser under der lochin bauen“ und den Wald an „Giselinger Ecken“.

Den „Zuser Hof“ geben 1354 Graf Friedrich Zollern-Schalksburg, Graf Friedrich sein Bruder, Chorcherr zu Augsburg, und Friedrich der junge Ritter (Sohn des ersten) ihrer Schwester Agnes, Nonne zu Stetten, der nach deren Tod an das Kloster fällt. Weitere Gilt erhält das Kloster 1350 von Werner Ranft aus 1 Jauchert Acker in der Distelnau (abg. Flurname) und aus Acker und Wiese bei dem Laymenbrunnen und 1354 von Fritz dem Bader und Heinz dem Bracher aus ihren Häusern zu Balingen, die am Brunnen liegen. Heinrich von Tierberg verkauft 1360 seinen Anteil (1/6) an dem Zoll vom Markt zu Balingen um 16 Pf. Hlr. an das Seelgerät zu Stetten und die Bürger von Balingen ab 1437 jährlich aus diesem 8. Teil 1 Pf. Hlr.

Dem Geist der damaligen Zeit entsprechend gibt 1371 vor dem Gericht in Balingen Bentz Betz, Bürgermeister zu Balingen, seinen Töchtern Gutt und Mechtild im Klo-

ster Stetten ein ansehnliches Leibgeding aus des Mayers, des Gächingers, des Pfeffingers und aus Zussen Gut, einer Wiese am Warenberg und aus Zynen Wiese (sämtliche Güter zu Balingen) und verkauft 1384 1 Pf. Gilt aus seiner Wiese am „Hailigen prunnen“, die Burkart der „Haide“ innehat, einer Wiese im Reichenbach, die Benz der Held nutzt, und einem Garten zwischen dem Stadtgraben und dem Hüsing, den Burkart Heslawang innehat (Balingen war also schon damals befestigt, und wie die Namen zeigen, muß Balingen, nachdem es Stadt geworden war, von den benachbarten Orten Zuzug erhalten haben). Öfter tritt als Zeuge ein Albrecht von Meßstetten und ein Albrecht von Trochtelfingen (wahrscheinlich Truchtelingen) auf. 1437 geben Pfaff Hans Schutter, Kaplan an St. Katharinenaltar zu Balingen, und seine Eltern zu ihrem und ihrer Vorfahren Seelenheil dem Kloster 10 Sch. Hlr. aus einem Hanfgarten bei der Pfarrkirche (heutige Friedhofkirche), durch den der „Hesliwanger Fußstaig“ geht.

Teilweise werden auch Verkäufe an Töchter im Kloster getätigt, bei denen sich die Eltern den lebenslänglichen Gebrauch vorbehalten, wie es 1415 durch „Conrad der Has“ mit seinem Baumgarten an der Steinach geschehen ist. Ähnlich verfährt Anna Betzin mit ihrem Hof in Engstlatt, ihrer Gilt aus 1 Mannsmahd Wiese auf Katzensteig,

gäße und an Mundrich um 18 Malter Vesen und Haber ans Kloster verkauft.

In Frommern

Schon frühzeitig muß das Kloster in Frommern Besitz gehabt haben, denn 1306 gibt Heinrich Waybel von Frumern (Frommern) dem Kloster den sog. Grafenhof, den er von den Klosterfrauen zu Lehen hatte, um 4 Pf. Hlr. auf. Die geistliche Frau Beatrix von der Schalksburg verkauft 1380 zu einem Jahrtag für ihren Bruder Graf Friedrich ihre Gilt mit 4 Pf. Hlr. aus einem Hof zu Frommern, zu Geisingen und zu Bliemberg (Blumberg?).

In Streichen

Schöne Stiftungen für das Kloster macht der Edelmann Burkart von Schalksburg (s. Engstlatt). Nachdem er 1365 seinen Hof in Laufen ans Kloster verkauft hat, gibt er 1366 seiner Schwester Agnes, Klosterfrau zu Stetten, seine Wiese zu Streichen, die man den Brachacker nennt und die nach Agnes Tod ans Kloster fällt, und seine Gemahlin Beth von Isenburg (bei Horb) schenkt ihre Morgengabe, den sog. Maierhof zu Streichen, dem Kloster. Den „Niderhofner Hof“ stiftet Anna von Bubenhofen, die Witwe des Heinrich von Schalksburg, damit die Nonnen Burkarts und Heinrichs von Schalksburg Jahrtage mit „Vigil und Seelenmessen begehen“. Benz Betz (s. Balingen) und seine Mutter Metz, Fischerin, geben 1409 seiner Schwester Annelin im Kloster die Gilt aus einer Wiese in der „Hofstatt“ am untern Bomgarten neben der Straße und 2 Wiesen auf den Ecken und im Uchtental.

An des Klosters Schaffner zu Balingen entrichten Heinz Truttwein von Aunsmettingen (Onstmettingen) und seine Frau für das Gut zu Streichen, gen. „Nesa von Schalksburg Gut“ eine ganz ansehnliche Gilt von 4½ Malter 3 Viertel Vesen usw.

In Ostdorf

Auch in Ostdorf war das Kloster begütert. 1337 verkauft Konrad Megunsa sein Gut zu Oustorpe (Ostdorf) um 15½ Pf. Hlr. Die Rottenburger Bürgerin Mechtilde die Boslerin gibt ihren Hof, den Helt von Ostdorf baut, und bietet als Sicherheit bis zum Abzug des Helt ihren Hof in Rangendingen.

Helts Hof reversiert Heinz der Bruder von Ostdorf für ein Lehen, das er vom Kloster auf Lebenszeit erhalten hat. „Er gibt 6 Malter 1 Scheffel Vesen, 10 Scheffel Haber, 1 Pf. 1 Schilling, 2 Viertel Bohnen, 6 Herbsthühner, 2 Gänse, 1 Viertel Eier (= 120 Stück) und noch 2 Scheffel Vesen und Haber und 2 Herbsthühner“. Die letzten beiden Posten fallen erst weg, wenn die vom Hof getrennten Stücke zurückgebracht sind.

1372 bekennen folgende zu Ostdorf seßhafte Lehensinhaber des Klosters jährlich 12 Sch. Hlr. zu bezahlen: Hans Kuß (Haus und Hof, Äcker vor den Stücken, in der Hegi, der Halden, Wiesen in dem Harg und an dem Krispach, 1 Holz in der „raueren Halde“), Hans Seckler (2 Jauchert Acker an des Natters Rain), Kunz der Kellner (Äcker in der Hegi, der Stocken, der Siblingsgrube), Benz der Dreizehner (Äcker an des Stammbachs Bronnen, in Oel), Mätz die Pflugin (Herzwiese, Balgenau).

In Tailfingen

In dem Streit zwischen den Klosterfrauen zu Stetten und Hans Hültelin, dem Kaplan am Margarethenaltar der St. Nikolauskapelle zu Balingen, wegen des Sutters Gütern ergeht am 27. Oktober 1455 folgende Entscheidung: „In des Sutters Gut zu Tailfingen gehören im Esch hinter der Kirche 1 Jauchert an Marken Halden an Kunzelmanns Acker“ (erstmalige Erwähnung des

Namens Conzelmann), ½ Jauchert an Wißlins Weg, dann weitere Äcker in dem Lützelburgtal, Marchtall, Kuon Halden, vor Hohenberg, auf Gagelberg an des Schellers Acker (erstmalige Erwähnung des Namens Schöller), im Schalkental, bei Schalkenberg, unter Seltenbrunnen, auf Nack, ob Gisenal, ob der Staig, auf Goloch, hinter Schainbuoch, im Esch gegen Laymenhalden: hinter den Höfen, am Stig, ob Rossental (stoßt an Hansen Kunzelmanns Acker) und an Wiesen in Emmern, in dem Spitz in Gisenal, auf Wisloch vor dem Holz, auf Resp, auf Liethental, auf dem Höberg, im Dürrenbach sowie Hanfgärten bei den Brunnen und an dem Wasen. Einkünfte aus diesen Gütern sollen ans Kloster und an den Altar gehen. Siegler sind Graf Sigmund von Hohenberg, Schultheiß Brendle zu Balingen und Schulmeister Hans Hartz. Um 1500 wird der Altar alleiniger Eigentümer über „Münch Souters Guot“, das bis 1641 steuerfrei und nicht zehntpflichtig ist: Sie sind „von alters je und allwegen alles zehenden gefreyet gewesen“.

In abgegangenen Siedlungen

Am 29. November 1354 gibt Aebli Matz, Schultheiß zu Ebingen, seiner Tochter Adelheid, Klosterfrau zu Stetten, seine Wiese zu Aeggelkofen (abgegangene Siedlung bei Oberdigsheim) und 3 Pfund weniger 3 Schilling Hlr., 1 Viertel Eier und 1 Huhn als Gilt zu lebenslänglichem Genuß. Diese Gilt kam 1425 ans Kloster Margrethausen. Auch eine ewige Gilt, die Benz Hug von Pfeffingen bei „Schalzburg“ aus seinen Gütern zu geben hat, sowie eine Gilt aus dem Gut des Konrad Fyrer von Pfeffingen wird 1498 an das Frauenkloster Margrethausen verkauft. Der Kaufpreis beträgt 63 Pf. Hlr. Balingen Währung und wird in bar entrichtet.

Mit den Brüdern bei der „Kappel“ in Wannental wird 1406 1 Wiese gegen 1 Mannsmahd Wiese zu Waldstetten getauscht. Das Klösterlein Wannental entstand gegen Ende des 14. Jahrhunderts (s. Heimatkundl. Blätter 1954, S. 21), als sich unter Bruder Konrad mehrere Augustiner Eremiten dort niederließen. Ungefähr seit 1407 sind es Augustiner Chorfrauen. Diesen Chorfrauen geben Priorin und Konvent zu Stetten als Lehen ihr eigenes Holz bei Wannental und tauschen 1437 ihr Holz im Wannental und die anliegenden Egerten (wenig fruchtbares Grasgelände) gegen 2 Jauchert Acker im Frommern Bann, 3 Jauchert auf Aichelsow, 3 Jauchert an der Hain-Egerden, 1 Jauchert im Eberbach, 1½ Mannsmahd Wiesen in Bettental im Dürrewanger Bann.

Die jährliche Gilt mit 2 Pf. Hlr. von Katharinen und Betten (Elisabeth) von Wilerburg (heute Ruine im Weilental), die Nonnen zu Stetten sind, geht 1394 um 33 Pf. Hlr. an die Kapelle zu Ebingen, die dem Kloster Denkendorf unterstand. Die Ebingener Kaplanei vergrößerte um jene Zeit ihren Besitz, so in demselben Jahr durch 2 Güter zu Lautlingen von Konrad von Höllenstein und seiner Gemahlin Anna von Tierberg.

Außerhalb des Kreises

Auch auswärtiger Besitz wird von damaligen Bewohnern unseres Kreises an die Klosterfrauen zu Stetten geschenkt. So vermachte dem Kloster 1347 die oben genannte Balingen Bürgerin Mechtilde Klockerin im Falle ihres Todes und dem Tode ihrer nächsten Angehörigen die 12 Scheffel Korngilt und die anderen Einkünfte aus ihrem Gut zu Grosselfingen, das sie von einem Hechinger Bürger gekauft hatte, und schenkte aus einem anderen Gut zu Grosselfingen 3 Malter Korngilt, 14 Schilling Hlr. und 4 Herbsthühner für sie alle zu einem Jahrtag.

1357 verkaufte ans Kloster Stetten Kuon der Natterer, Bürger zu Balingen, die Morgengabe seiner Frau („aus ihrem geseß“) zu Hechingen und Heinz der Balingen, Bürger zu Reutlingen, 17 Schilling Hlr. Gilt aus 2 Mannsmahd Wiesen neben dem Dorf Stetten. Die Priorin des Klosters, Adelheid von Ebingen, bekennt 1386, daß sie ihrer Mitschwester Frau Irmelin Tüffelin einen Zins verkauft habe, den sie auf die Äcker zu Pfäffingen (bei Tübingen) an der Ammer gelegt. Der Vogt von Rosenfeld, Ulrich von Lichtenstein, gibt der Tochter seines Bruders, der Klosterfrau Susanna, 1 Pf. Hlr. jährliche Gilt aus dem Jutzengut zu Weilheim bei Hechingen. Nach dem Tode der betreffenden Klosterfrauen ist die Gilt größtenteils ans Kloster gefallen. So geschah es auch mit dem Hof zu Stein bei Hechingen, den Heinrich v. Ow zu Oberndorf an die 3 Klosterfrauen Mechtilde und Barbara die Betzinen aus Balingen und Helena Bernerin 1471 verkauft hat.

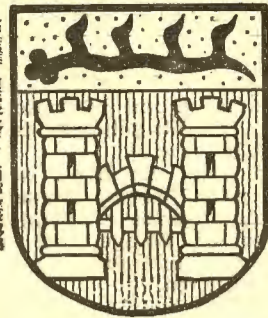
Zusammenfassend können wir feststellen:

1. Die Besitzungen des Dominikanerinnenklosters Stetten im Gnadental bei Hechingen innerhalb des heutigen Kreises Balingen wurden im 14. bis 16. und zwar die Mehrzahl im 14. Jahrhundert erworben und beschränkten sich fast ausschließlich auf den alten zollerischen Besitz, der 1403 von Graf Friedrich, genannt Mülli, an Württemberg verkauft wurde.

2. Bis um 1400 war in der Frauenwelt ein starker Zug zum beschaulichen klösterlichen Leben vorhanden, so daß das Kloster nicht einmal alle Frauen aufnehmen konnte und viele nur als Beginen (ohne Gelübde) Sammlungen beitreten mußten, wie z. B. der Dominikanerinnenklause zu Balingen. Wie allerorts ließ auch bei den Klosterfrauen zu Stetten um 1500 die strenge Ordenszucht nach, und als die Reformation in unserer Gegend die neue Lehre verkündete, trat mehr als eine aus dem Kloster aus und hörte der Zustrom, die Stiftungen und Schenkungen aus unserem Kreis in das Kloster auf. Nichts geändert hat sich zunächst hinsichtlich der Verteilung und der Belastung des Grundbesitzes, also in den Lebensverhältnissen; die Lehensgrundstücke blieben durch Abgaben in Geld und Naturalien weiterhin belastet. Dem sittlichen Niedergang folgte aber auch der wirtschaftliche, es mußten Verkäufe von Gütern getätigt werden, bis dann 1803 der restliche Güterbesitz sowie die Klostergebäude an das Haus Hohenzollern-Hechingen übergingen.

3. Die Urkunden des Klosters Stetten vermitteln uns ein anschauliches Bild über das kirchliche Leben und die damaligen zersplitterten Besitzverhältnisse. Neben diesem Kloster waren es noch zahlreiche andere Klöster, die Gültlen in unserem Kreis erhoben, wie die 3 weiteren Klöster innerhalb des Kreises (Margrethausen, Binsdorf und Wannental) und eine ganze Reihe auswärtiger Klöster: Alpirsbach, Berau, Beuron, Denkendorf, Kirchberg, St. Georgen, St. Blasien, St. Gallen, Wald, Wittichen, Zwiefalten, Ottmarsheim im Elsaß u. a. Auch ihnen waren Äcker, Wiesen, Wälder, Häuser, Zinsen und Gültlen zugewiesen. Hinzu kamen viele weltliche Lehensherren. Dann gab es noch einen Zehntherrn! Manchmal lagen diese Herrenrechte sogar in einer andern Hand. Die alte Wahrheit, „niemand kann zwei Herren dienen“, stimmte beim Bauern nicht; er mußte ja oft mehr als zweien dienen, und gar viele Herren droschen ehemals ihren Weizen auf seinem Rücken.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Erinnerungen an August Lämmle

Von Karl Heinrich von Neubronner

Anläßlich der überaus verdienten Ehrungen, die August Lämmle an seinen hohen Feiertagen zuteil geworden und in den sehr würdigen Nachrufen, die ihm gewidmet worden sind, wurden viele sinnige, zutreffende und liebevolle Anerkennungen geäußert.

Die schönste vielleicht war, er sei das Herz der Heimat gewesen. Seine der so sehr geliebten schwäbischen Heimat zugeeigneten Dichtungen und Forschungen hätten jedoch kaum den Tiefgang und den Horizont aufzuweisen, die uns immer wieder überraschen und beglücken, wäre er nicht, freilich auch hierin ein echter Schwabe, ein höchst interessierter Reisender, nordwärts und südwärts gewesen. Seine hellwachen, prüfenden und unermüdlich verarbeitenden Sinne waren sowohl für das Anheimelnde und Vergleichbare aufgeschlossen, als auch für das Neue und Fremdartige, insbesondere auch für die Kunst und die Literatur anderer Völker.

Dazu paßt der Bericht eines meiner Freunde von einer Eisenbahnfahrt, bei der er einen ihm gegenüber sitzenden Herrn beobachtete, dessen Gesicht ganz von einem Band Balzac verdeckt war, in dem er aufmerksam las. Als er das Buch zuklappte, erkannte mein Freund August Lämmles prachtvollen, durchgeistigen Bauernkopf. Dazu passen auch die letzten Zeilen, die ich von dem hochverehrten Mann erhalten habe. Datiert vom 27. 11. 1961 — er starb am 10. 2. 1962 — sind sie mit ganz sicherer Hand geschrieben und stellen seine höflich-gütige Antwort auf mein ihm kurz zuvor zugesendetes Gedichtbändchen: „Alles wird Sonnengesang“ dar. Er schreibt: „da ich selber Kalabrien und Sizilien, dort Palermo, Enna, Catania, Syracus kenne und liebe, besonders die Kostbarkeiten Capella Palatina und Monreale, so wurden mir Ihre Gedichte lieb, sehr lieb. Gratuliere herzlich. Herzl. Grüße von Haus zu Haus.“

Ihr Lämmle.“

Naturgemäß standen literarische Dinge häufig im Mittelpunkt unserer Gespräche. Einmal sagte Lämmle sehr ernst, er lege größten Wert auf unablässige Übung, weswegen er täglich wenigstens einige Zeilen niederschreibe. Auch habe er sich stets davor gehütet, ein Thema aufzugreifen, das bereits von einem anderen behandelt worden sei, ja, er habe sogar mehrmals die Arbeit an einem Manuskript eingestellt und etwas ganz anderes begonnen, nachdem ihm bekannt geworden sei, daß ein anderer Autor etwas Ähnliches unter der Feder habe.

Aber auch der Humor kam bei den Unterhaltungen nicht zu kurz, so in dem Bericht von jenem Jüngling, der ihn einstmals besuchte und auf die Frage, was er treibe, selbstbewußt erwiderte, er dichte und zwar in der Art eines ganz Großen im Reich der schwäbischen Dichtung. Lämmle fragte nur: „Können Sie es so gut wie er? Oder am Ende sogar noch besser?“

Als wir uns ein andermal über solche Kritiken verwunderten, in denen gewisse

Autoren generell über alle Maßen lobenswert, andere hingegen über alle Maßen tadelnswert erscheinen, fragte Lämmle, ob mir der sogenannte Lobkanon bekannt sei. Als ich verneinte, zitierte er folgende köstliche Solidaritätsversicherung:

„Ich lobe dich.
Du lobst mich.
Er, sie, es loben sich.“

Huldigung

Bedeutsame Tage in Ebingen / Von Dr. Walter Stettner

Was bedeutet Huldigung? Junge Leute huldigen heutzutage einer Schönheit vom Film oder Fernsehen, oder man huldigt etwa dem Schachspiel. Das Wort will nichts rechtes mehr besagen. Das war nicht immer so; früher hatte es einen hellen Klang. Es stammt aus der Welt des Lehenswesens. Da stehen sich immer zwei gegenüber, ein Lehensherr und ein Lehensmann. Beide sind durch ein gegenseitiges Treueverhältnis aneinander gewiesen. Ist der Lehensherr „hold“, so ist er herablassend, gnädig; der „holde“ Lehensmann hingegen ist seinem Herrn treu ergeben. Die Huldigung ist der Vorgang, durch den das Verhältnis des „Holdseins“ begründet wird. Für den Lehensmann bedeute also Huldigung, den Oberherrn anzuerkennen und ihm treu zu dienen.

Die heutige Vereidigung ist mit der Huldigung der Sache nach verwandt, sie hat sie ersetzt. Der heutige Soldat oder Beamte wird auf die Verfassung des Bundes oder Landes vereidigt, gleichgültig, wer gerade Bundespräsident oder Ministerpräsident ist. (Der Nationalsozialismus verlangte allerdings eine Vereidigung auf die Person des „Führers“, wodurch manche seelische Belastung hervorgerufen wurde). Huldigung, wie sie bis zur napoleonischen Zeit geübt wurde, begründete ein persönliches Verhältnis zum Landesherrn. Diese Huldigung mußte von jedem erwachsenen männlichen Untertan geleistet werden, und sie mußte nach einem Regierungswechsel einem neuen Herrscher wieder geleistet werden.

Es wurde schon hervorgehoben, daß die Huldigung ein zweiseitiges Verhältnis begründete: nicht bloß der Landesherr erwartete, daß die Untertanen ihm treue Dienste gelobten, sondern auch die Untertanen erwarteten, daß der Landesherr sie beschützte und ihre Rechtsverhältnisse bestätigte und wahrte. Diese Rechtsverhältnisse waren bis zum Erlaß der württ. Gemeindeordnung von 1819 von Stadt zu Stadt verschieden, je nachdem, wie eine Stadt oder Landschaft an den Herrn gekommen war. Die Untertanen nahmen daher die Gelegenheit der Huldigung wahr, um sich ihren Rechtsstatus, ihre Privilegien usw. bestätigen zu lassen. Stand eine Huldigung bevor, so fragte daher der herrschaftliche Beamte erst bei der Gemeinde an, ob sie bereit sei, die Huldigung, die in der Regel durch höhere Regierungsbeamte

Wir loben euch.
Ihr lobt uns.
Sie loben alle.“

Auf die Frage hin, ob es auch einen entsprechenden negativen Kanon gäbe, hätte er vermutlich nur knitz geschmunzelt. Professor August Lämmle in Gesellschaft seiner überaus lebenswerten Lebensgefährtin und seiner engen Freunde zuzuhören und zu beobachten war eine große Freude. Er gehörte zu jenen geborenen Erzählern, deren Tonfall noch aus dem geschriebenen Wort aufklingt.

abgenommen wurde, abzuleisten; das geschah dann unter Vorbehalt der alten Privilegien und Rechte.

Die Akten über die Durchführung der Huldigung in den altwürtt. Orten sind von ungefähr 1500 an erhalten. Die meisten davon geben nur kurze Notizen vom Vollzug. So meldet im Jahr 1496 Hans Caspar von Bubenhofen, Ritter, Marschall: Auf Befehl des durchlauchtigen hochgeborenen Fürsten und Herrn Eberhards (II.), Herzogs zu Württemberg und zu Teck, Grafen zu Mömpelgard, unseres gnädigen Herrn, haben wir von der Gemeinde der Stadt Ebingen Landshuldigung empfangen und eingenommen laut und inhalt ihrer alten Herkommen und Freiheiten, wie sie von alten Herren gefreit sind laut ihrer Briefe und Siegel.

Aus dem 18. Jahrhundert aber sind uns zwei ausführliche Berichte über Ebingen erhalten, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Der eine stammt aus dem Jahr 1744, als Herzog Karl Eugen, volljährig geworden, selbst die Herrschaft übernahm, der andere von 1794. Einen breiten Raum bei diesen Berichten nimmt die Frage ein, ob die Einwohner von Bitz zur Landeshuldigung verpflichtet seien, was man hier stets bestritten hat.

Bitz, Ebingen und Württemberg

Die Ebinger hatten ja mit dem Erwerb von Bitz, das sie 1386 von Schweikart von Lichtenstein gekauft hatten, eine kleine Territorialherrschaft gewonnen, sie waren die Ortsherren von Bitz (ein Zustand ohne Parallele bei altwürtt. Landstädten). Sie hatten zwar im Jahr 1590 auf Drängen der herzoglichen Regierung die malefizische Obrigkeit, die hohe Gerichtsbarkeit, an das Haus Württemberg abgetreten, beanspruchten aber im übrigen, alleinige Herren des Dorfes zu sein. Das zeigt sich am deutlichsten darin, daß sie sich immer erneut weigerten, die Bitzer zur Landeshuldigung zu stellen. Die herrschaftlichen Beamten versuchten gegen diese Weigerung anzugehen. Im Jahr 1680 melden Obervogt Ehrenreich zu Closen und der Ebinger Amtmann August Christmann, sie hätten nicht ermangelt, Bürgermeister, Gericht und Vierer von Ebingen bewegt zuzusprechen, die Huldigung in dero eigenem Flecken Bitz in respectum Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht Oberherrlichkeit in Güte zu

prästieren, wobei man ihre Rechte und Ge- rechtigkeiten nicht beeinträchtigen wolle; Huldigung sei ja nur signum subjectionis (Zeichen der Unterwerfung), von der die Bitzer so wenig wie die Ebinger sich wür- den eximieren (ausnehmen) können; die Ebinger hätten sie ja auch ohne Weigern abgestattet, so könnten sich auch die Bitzer als subditi subditorum (Untertanen von Untertanen) nicht entziehen. Aber die Ebin- ger weigern sich, weil das in 293 Jahren nie verlangt worden sei, und tatsächlich konnte auch keine Spur für eine Huldigung in den Documenta gefunden werden. Sie überlassen daher die Entscheidung dem Fürsten. Dieser beließ es bei der seitherigen Übung.

Auch bei der Huldigung im Jahr 1744, der wir uns hiemit zuwenden, ist die Bitzer Frage der Hauptstreitpunkt. Der herzogliche Kommissar, Regierungsrat A. Weinmann, berichtet: Am 1. Juli ritten wir von Balingen, wo ich die Erbhuldigung entgegen- genommen, nachmittags nach Ebingen. Amtmann Geyer mit einigen Magi- stratspersonen kam uns entgegengeritten. Wir wurden gleich vor das Amtshaus (heute Jugendvereinshaus) geführt, wo wir um 9.00 Uhr ankamen. Ich besprach gleich noch das Nötige für den folgenden Tag. Ich er- fuhr, daß Magistrat und Vierer sich wei- gern, die Einwohner von Bitz zur Erb- huldigung zu stellen. Daher bestellte ich am anderen Morgen gleich den Magistrat und die Vierer aufs Amtshaus und stellte sie zur Rede. Die Bitzer seien nichts anderes als Untertanen der Stadt; die malefizische Ob- rigkeit sei 1590 an den Fürsten abgetreten worden, die Stadt habe nur die vogteiliche Obrigkeit; die Bitzer beachteten auch die hochfürstlichen Verordnungen und Gesetze; wenn die Bitzer Einwohnerschaft künftig den Schutz, Schirm und Handhabung ihrer Gerechtigkeiten und Freiheiten genießen wolle, müsse sie auch Erbhuldigung leisten.

Der Magistrat: Die Stadt sei ganz parat zur Erbhuldigung; man möge sie aber bei ihren alten Privilegien, Rechten, Gerechtig- keiten und Freiheiten lassen, daher auch wegen Bitz keine Neuierung einführen. Bitz, als Eigentum zur Stadt Ebingen gehörig, seien sie zu schützen verbunden. Sie über- reichen dann eine Denkschrift um Bestäti- gung ihrer Privilegien und Freiheiten.

Der Kommissar: Es sei widersinnig, wenn sie ihre vermeintlichen (Protest der Ebinger: wirklichen) Untertanen von der Erbhuldi- gung ausgenommen wissen wollten. Wie werde von den Bitzern denn ihre Pflicht prästiert?

Der Magistrat: Die junge und ledige Mannschaft in Bitz stattete keine Erbhuldi- gung ab; sondern, wenn sich einer verhei- ratete, leiste er vor dem Bürgermeister, der das Amt führe, und dem zu Ebingen im Ge- richt sitzenden Bitzer Schultheißen die Handtreue und müsse dabei versprechen, der Stadt Ebingen gehorsam und treu zu bleiben, und was ihm daraus geboten und anbefohlen werde, schuldig zu befolgen. Die Bitzer müßten auch seit unvordenklichen Zeiten alle zwei Jahre dem neuen Ebinger Amtsbürgermeister, desgleichen dem auf solche Zeit erwählten Schultheißen unter Zuziehung des Stadtschreibers nach vorher gehaltenem Durchgang die Handtreue ab- legen.

Kommissar: Ob denn bei Vorhalten der Bitzer Schuldigkeit nicht auch des Fürsten, dem doch unstreitig die malefizische hohe Gerichtsbarkeit zustehe, mit Erwähnung geschehe?

Magistrat: Das sei bisher nicht üblich ge- wesen. Die Bitzer hätten dem Amtsbürger- meister und dem Schultheißen im Beisein des Stadtschreibers Handtreue geleistet; was aber den Ebingern von der Herrschaft befohlen werde, geben sie den Bitzern zur Beachtung auf.

Amtmann Geyer: Er als Stabsbeamter lasse Verordnungen und Rescripte auch an den Dorfvogt von Bitz gelangen, damit man sie auch dort beachte.

Magistrat: Wenn ein Bitzer wegziehen wolle außer nach Ebingen, müsse er auch den Auswanderungszins bezahlen; ja einige meinten, sogar ein Ebinger, der nach Bitz ziehe, müsse einen solchen zahlen, das aber sei nicht zu erweisen.

Der Kommissar verzichtet schließlich: Da nun das Städtlein von der Herrschaft Ho- henberg vor mehr als 300 Jahren mit ganz besonderen Privilegien vor anderen Städ- ten und Ämtern an das Herzogtum gekom- men und aus den älteren Huldigungsakten von 1628, 1674 und 1680 zu sehen, daß die Bitzer nie Erbhuldigung geleistet hätten, so wolle er sie nicht zwingen, wenn sie sich nicht freiwillig stellen. Aber er behält sich einen Bericht an den Fürsten und dessen Entscheidung vor; außerdem läßt er sich vom Stadtschreiber ein Verzeichnis der Bürger, ledigen Burschen und Dienst- knechte in Bitz geben.

Der Festakt

Dann hab ich mich mit dem Secretarius, begleitet vom Stabsamtmanne und den Ma- gistratspersonen, in der Prozession aufs Rathaus begeben, wo Pfarrer, Diakon, Prä- zeptor und Schuldiener schon bereit stan- den. Ich hab an sie alle eine kurze An- sprache gehalten, ihnen meinen Auftrag eröffnet und mich zu der befohlenen Erb- huldigungsentgegennahme dadurch legiti- miert, daß ich dem Secretarius aufgab, den Auftrag deutlich zu verlesen, dann hab ich den weiteren instruktionsmäßigen Vortrag an sie getan und ihre Erklärung dazu ver- langt. Stabsamtmanne Geyer antwortete im Namen aller mit einer wohlgesetzten Rede; er dankte auch für das fürstliche Wohlwol- len gegen die Stadt und wünschte Glück zu der angetretenen, Gott gebe! lang andau- ernden, gesegneten Regierung; er ver- sicherte, sie alle seien bereit zur Ablegung ihrer Huldigungspflicht. Da habe ich ihnen die Huldigungsformel vorlesen lassen, habe die Kirchen- und Schuldiener an ihre Kir- chenpflicht erinnert und von ihnen an Eidesstatt die Handtreue angenommen. Ihnen sind der Stabsamtmanne mit den Ma- gistratspersonen und den übrigen Honorati- oribus hierinnen gefolgt, sie haben auch den von mir vorgeschlagenen Eid mit aufgehobe- nen Fingern von Wort zu Wort nachge- sprochen und actu corporali abgeschworen, worauf ich ihnen gratulierte.

Danach hab ich vom Rathaus hinab den davor versammelten Bürgern, ledigen Bür- gersöhnen (von denen die Auserwählten, die auch abends vorher bei meiner Ankunft vor dem Rathaus in Parade gestanden und das Gewehr präsentiert hatten, wiederum in Gewehr dastanden; ich ließ sie es bis nach der Huldigung niederlegen), den Dienstknechten und Gesellen vorschritts- mäßig Vortrag gehalten, durch den Secre- tarius den Erbhuldigungseid vorlesen las- sen und sie ermahnt, wenn sie alles wohl verstanden hätten und mit redlichem, from- mem Herzen vor Gott dem Allmächtigen gegen ihren gnädigsten Landesfürsten und Herrn ihre schuldige Erbhuldigungspflicht abtaten wollten, sollten sie das mit einem öffentlichen lauten Jawort hören lassen. Das taten sie sofort mit lauter Stimme. Also ist der Eid ihnen von mir vorgeschrieben und von ihnen von Wort zu Wort mit auf- gehobenen Fingern laut und deutlich nach- gesprochen worden. Ich hab ihnen Glück gewünscht zu dem neuen Band zwischen dem Landesfürsten und ihnen, auch noch einmal die Versicherung der hochfürstlichen Gnade verkündet; sie haben ihre Freude darüber mit einem dreifachen Vivat Carl bezeugt.

Danach zogen wir wieder in Prozession, diesmal auch Pfarrer, Diakon und Präzep-

tor, vom Rathaus, vor dem die Auserwähl- ten mit präsentem Gewehr in Parade standen, nach der Kirche. Unterwegs wur- den etliche Böller und Doppelhaken abge- feuert. Pfarrer Mag. Volz hat eine kurze, aber kernige Huldigungspredigt über 1. Tim. 2, 1 und 2 gehalten. Vor und nach der Predigt wurde eine artige, diesem Ort mehr als konvenable Kirchenmusik aufge- führt.

Nach dem Gottesdienst zogen wir in vor- erwähneter Prozession wieder zum Amts- haus. Dabei waren abermals Böller und Doppelhaken nebst dem kleinen Gewehr von den Auserwählten, die wieder vor dem Amtshaus paradierten, zu hören. Die Mahl- zeit im Amtshaus war ganz compendios (aufwendig); der ganze Tisch bestand aus acht Personen. Dabei führte der Präzeptor Mag. Schwalb eine Vokal- und Instrumen- talmusik auf und übergab mir die von ihm komponierten Cantata, die sowohl in der Kirche als auch beim Mittagmahl mit In- strumentalmusik abgesungen wurden. Vor dem Amtshaus stand die ganze Zeit über die ausgewählte junge Mannschaft im Ge- wehr und gab bei jedem Hoch auf die hoch- fürstliche Gesundheit eine Salve ab.

Als ich Abschied nahm, kamen die zwei Bürgermeister, die nicht beim Essen zu- gegen gewesen, und übergaben mir ihr Me- morial mit der Bitte, ihr Gesuch um Be- stätigung ihrer Privilegien zu befürworten; ich versprach nochmals, darüber zu refe- rieren. Ich kam am Abend noch bis Hechin- gen, übernachtete dort und am nächsten Tag in Tübingen.

Unter den Anlagen zu diesem Bericht ist von Interesse eine namentliche Aufzählung der 483 Bürger, 75 ledigen Bürgersöhne, 41 fremden Dienstknechte und Gesellen, 11 Beisitzer und 2 Invaliden, womit sich die Zahl der hiesigen Erwachsenen auf 633 Per- sonen beläuft; mehr aber noch eine andere, die, prächtig in Rot und Gold geheftet, ein „kleines Operetgen, anlässlich der Huldigungstage von M. Joh. Friedrich Schwalb, Praeceptor und Rector Musicae“ verfaßt, enthält. Die Unterredenden sind 1. Der Chor der Musen, 2. Die Aufmerksamkeit, 3. Die Fama (Gerücht), 4. Der Neckar, 5. Chor der Najaden. Es wechseln „Arien“ des Chors mit Einzelarien und Rezitativen; den Schluß bildet ein Arioso. Man bewundert die mühevollen Kunstschrift und bedauert nur, daß die Noten nicht erhalten geblieben sind.

1794

Die Huldigung für Herzog Ludwig Eu- gen fünfzig Jahre später vollzog sich in ähnlichen Formen, so daß es genügt, einiges Besondere herauszugeben. Da wollten sich die Ebinger zunächst weigern, die Huldigung zu leisten, bevor man ihre Privilegien bestätige. (Wir verdanken übrigens den Vorbereitungen auf diesen Tag die aus- führlichste Zusammenstellung der Rechte und Privilegien der Stadt). Die Regierung entgegnete, erst sei deren gründliche Prü- fung erforderlich, man wolle sie aber vor- läufig bestätigen. Hofrichter Normann, be- gleitet von Secretarius Schmidlin, bricht am 30. September 1794 von Tübingen auf. In Onstmettingen wird er empfangen von Oberamtmanne Andler, Stadtpfarrer M. Auer, Helfer M. Bauer, mehreren Mitglie- dern des Magistrats, dem Stadtschreiber und anderen Honoratioren, teils zu Pferd, teils in Chaisen. Man begrüßt sich gegen- seitig. Vor den Wagen des Kommissars werden zwei weitere Pferde gespannt, dann geht es talabwärts, voraus zwei blasende Postillone, mehrere Bürger zu Pferd, der Wagen des Kommissars mit 6 Pferden, dann viele Bürger, weitere 6 Chaisen mit Ober- amtmanne und mehreren Honoratioren, im ganzen 50—60 Personen.

Bei Annäherung an die Stadt werden auf einer Höhe Böller gelöst und es wird mit

allen Glocken geläutet. Vor dem Tor stehen die lateinischen Schüler in Mänteln mit ihren Lehrern, innerhalb des Tores die deutschen Schulen mit ihren Schulmeistern und Provisoren, die wiederholt Vivat Ludwig Eugen rufen. Die Fenster an den Straßen und diese selbst sind mit Menschen besetzt. Vor dem Wirtshaus zum „Bären“ (heute Untere Vorstadt Haus Stöhr), dem Absteigequartier für den Kommissar, ist eine Ehrenwache von Stadtsoldaten aufgezogen; einige Mitglieder des Magistrats in Mänteln empfangen den Kommissar vor der Tür. Am Nachtesen um 8 Uhr nehmen 12 Personen teil.

Am anderen Morgen (1. Oktober) versammeln sich sämtliche Zünfte und jungen Leute in Mänteln vor dem „Bären“, um 1/210 Uhr geht es ab zum Rathaus, voraus 2 und 2 die Provisores, die Schullehrer, die Honoratioren, die Landmilizoffiziere, die Geistlichen, der Herr Commissarius mit seinem Sekretär, der Oberamtmann, Stadtschreiber, die Richter, die Vierer, die Bürgerschaft nach Zünften.

Auf dem Platz vor dem Rathaus erschallen Trompeten, Glocken läuten. Viele Fremde sind zugegen, darunter der Prälät von Beuron und Graf von Castell, Canonicus in Mainz. Der Kommissar verpflichtet wieder zuerst die Geistlichen und Lehrer durch Handtreue, dann die weltlichen Diener und Honoratioren, die einen leiblichen Eid schwören; auf die Ansprache des Kommissars antwortet der Oberamtmann. Nun tritt der Kommissar unter Trompetenschall unter ein mit Tuch behängtes Fenster und spricht zum Volk; der Stadtschreiber Gess

antwortet von unten. Der Sekretär verliest den Huldigungsvorhalt, der Kommissar sagt den Eid Wort für Wort vor, das Volk spricht unter Aufheben der drei ersten Finger der rechten Hand nach und ruft unter Trompetenschall Vivat.

Auf den Zug in die Kirche, wo Pfarrer M. Auer über den vom Consistorium vorgeschriebenen Text predigt, folgt die Hul-

digungsmahlzeit auf dem Rathaus mit etwa 30 Gedecken; ein Ball schließt sich an.

Huldigung der Bitzer lehnen die Ebinger erneut ab; dagegen schicken die Schwestern des Klosters Margrethausen, die in Ebingen Pfahlbürgerschaft genossen, eine Huldigungsurkunde.

Am anderen Tag reiste der Kommissar weiter nach Pfummern.

Die Vorfahren der Stauer und die Burg Hohenstaufen

Von Wilhelm Wik

(Fortsetzung)

Heinrich IV. faßte den Entschluß, auf seinem Königsgut Staufen eine Gegenburg zu erbauen, um das machtpolitische Gleichgewicht im Schwabenland herzustellen. Die Burg lag im Mittelpunkt der Heerstraßen Cannstatt-Ulm, Cannstatt-Nördlingen und an der Kaiserstraße Rhein-Neckar-Waiblingen-Heidenheim. Mit der Erbauung der Burg beauftragte er Friedrich von Büren und machte ihn 1079 zum Herzog von Schwaben. Der beratende Baumeister dürfte Beno von Osnabrück gewesen sein, der auch die Harzburg erbaute. Friedrich von Büren nahm Wohnung auf dem Hohenstaufen und nannte sich fortan Friedrich von Staufen. Man hat sich bis heute eigentlich romantische Illusionen darüber gemacht, wie die staufischen Herrscher sich um ihre Wieger sorgend bemüht haben. Nur die Söhne Friedrichs von Büren, König Konrad III. und Herzog Friedrich II., dürften die Burg noch bewohnt haben. In Wirklichkeit kümmerten sich die Staufenkaiser recht wenig

um ihre Reichsburg, aus der sie zur Größe aufgestiegen waren. Römerzüge und Welt-herrschaftspläne waren wichtiger. Nur von Barbarossa wissen wir, daß er 1181 die Burg seiner Väter besuchte, als er in Ulm einen Reichstag abhielt. Da er in Ulm und Göppingen mehrere Reichstage abhielt, dürfte er einigemal auf den Berg gekommen sein. Im Jahre 1154 z. B. hielt er Pfalz in Göppingen.

Auf dem Berg saßen Dienst- oder Burgmannen, und zwar zwei verschiedene zugleich, da die Burg eine Doppelburg war. Der erste, dem die eine Hälfte der Burg anvertraut wurde, ist Heinrich von Staufen, vorher Heinrich von Ebersberg. Dessen Sohn Folknand war ein Ratgeber Barbarossas, sein Stellvertreter und Prokurator. Er verwaltete vom Hohenstaufen aus das Herzogtum Schwaben, solange Barbarossas Söhnlein Friedrich IV. als Herzog von Schwaben noch unmündig war. Auch seine Brüder Friedrich, Konrad und Gerung bezeichnen sich alle als von Staufen, desgleichen auch seine Söhne Friedrich, Konrad und Burkhard. Diese Ebersberger dürften mit den Stauern blutsverwandt gewesen sein. Auf dem andern Teil der Burg saß ein Konrad von Staufen, der sich auch von Waldhausen nennt. Er war 1152 Kämmerer, sein Sohn gleichen Namens war 1188 Schenk. Ulrich, der Alte von Rechberg, war 1179 Kastellan der Burg Hohenstaufen und 1194 Marschall des Herzogtums Schwaben.

Nach der Ermordung Philipps von Schwaben nahm dessen Gemahlin Irene Wohnung auf dem Staufen (1208). Nie mehr weilte ein staufischer Sproß auf der Burg. Als der letzte Stauer Konradin in Neapel verblutete, war die Burg längst verpfändet. Mit dem Erlöschen der Stauer war die Blütezeit der Burg dahin. Kaiser Rudolf von Habsburg nahm 1288 die Burg als Reichsgut in Besitz und legte Vögte darein, die aus entfernt liegenden Gegenden stammten. Als Landvogt von Niederschwaben verfügte Albert von Hohenberg, der Schwager Rudolfs, über die Feste und ernannte Werner von Ehingen zum Burgvogt (1291). Im Streite Friedrichs des Schönen von Österreich und Ludwigs von Bayern um die Königskrone eroberte Eberhard der Erlauchte von Württemberg die Burg im Jahre 1319 und durfte sie als Reichspfand für seine Auslagen behalten.

1129 brach der Welfe Heinrich der Stolze von Bayern in Schwaben ein, belagerte die Burg solange seine Schwäger Friedrich und Konrad im Elsaß weilten, konnte sie aber nicht einnehmen. (Sage von der Belagerung der Burg Hohenstaufen!)

Im Jahre 1360 ließ Kaiser Karl IV. die Burg Staufen durch Oberländer Städte wieder zurückerobern. Sie kam aber bald wieder in die Hand der Württemberger. 1935 sind auf der Spielburg Hüttenstellen aus den Belagerungszeiten entdeckt worden. Albrecht von Österreich ließ 1371 die Burg wieder instandsetzen.

Im Bauernkrieg wurde die Burg von den Gaildorfern, Haller und Gmünder Bauern unter Führung von Georg Baders von Böbingen angezündet, solange der Inhaber der Burg, Jörg Stauer von Bloßenstaufen, in Göppingen weilte. Zunächst wurde die Burg

Rätselhafter Blitzschlag anno 1754

Nach einem Protokoll aus Meßstetten mitgeteilt von Adolf Klek

Am 15. Juli 1754 wurde Joh. Matth. Müller, Bürger und Schneider zu Meßstetten auf so merkwürdige Weise vom Blitz getroffen, daß Pfarrer Belser mit dem versammelten Kirchenkonvent 10 Tage später den Sachverhalt genau erforschte und urkundlich aufzeichnete als „ein Fall seltener göttlicher Gerechtigkeit, Gnade und Vorsehung.“ Auch an die vorgesetzte Behörde wurde davon „den fürstlichen Verordnungen zufolge untertänigst berichtet“.

Johann Matthäus Müller und sein Sohn Christian waren am Nachmittag dieses Tages damit beschäftigt, eine halbe Stunde von Meßstetten weg auf Hartheimer Markung im Taglohn zu mähen. Ihr Arbeitgeber war der Hartheimer Bürger Johannes Teufel. Als um 2 Uhr ein schweres Gewitter aufzog und Hagelkörner fielen, suchten die drei Männer jeder unter einer Birke Schutz. Der Sohn war etwa 7 Schritt von Joh. Matth. Müller entfernt, der Hartheimer Mann 17 Schritt.

„So wurde Matth. Müller von dem Strahl also zu Boden geschlagen, daß er in eine Ohnmacht fiel. Der Sohn so, wie gemeldet, nur 7 Schritt davon entfernt war, glaubte, weil sein rechter Fuß halb erstarrt war und der Boden unter ihm zitterte, er wär getroffen. Als er aber nichts spürte und wieder gehen konnte, so sah er sich nach seinem Vater um, konnte ihn aber, weil er mit lauter Schwefeldampf umgeben war, nicht sehen. Endlich, als der Dampf vergangen war, sah und fand er seinen Vater auf der linken Seiten in der Ohnmacht liegen und hielt ihn für tot. Er holte aber doch einen in der Nähe gewesenen Meßstetter Bürger Christian Fischer, Heiligenpfleger, herbei.“ Die Männer rüttelten an dem Getroffenen und merkten nach etlichen Minuten, daß er noch lebe. Da setzten sie ihn auf ein Pferd und führten ihn nach Hause, „so daß ihn einer zur Rechten und einer zur Linken hebte, einer aber das Pferd führte.“

Als man den Matth. Müller zu Hause aus-

zog und ins Bett legte, zeigten sich sehr seltsame Dinge. Er konnte zunächst kein Glied regen und mit dem linken Ohr nichts hören. Drei rote Striemen auf der Haut, eine unter dem linken Arm, zwei mehr auf dem Rücken, verursachten einen brennenden Schmerz. Am rechten Bein war hinten am Waden der wollene Strumpf ein Stück weit verbrannt und zeigte sich auf der Haut ein kleines Brandmal. Oberhalb der Sehne waren zwei Löcher in diesem Strumpf „wie wenn man Schrot hineingeschossen hätte“. Ein rotes Mal auf der Haut schmerzte. Ganz wunderbar kam den Leuten vor, daß trotz der Striemen auf der Haut der Zwillickittel des Mannes nicht im geringsten verletzt war.

Ebenso war der Sack, in dem Schneider Müller ein „Messerbesteck“ bei sich hatte, vollkommen unversehrt. Die Scheide des Besteckes aber hatte zwei Löcher wie von Schrot, Gabel und Messer hatten eine Scharte bekommen und am Löffel war das Zinn etwas geschmolzen.

„Nachdem er eine halbe Stunde daheim auf dem Bette gelegen war, konnte er schon wieder die Glieder regen, auch alles verstehen und sagen, wie es ihm ergangen. Und als der Barbier ihm zu Ader gelassen und ein Brandpflaster auf die Brandmale gelegt hatte, da verloren sich auch die brennenden Schmerzen, so daß er gleich wieder zu Haus schaffte und 8 Tage hernach auch wieder in andern Häusern seinem Beruf nachgehen konnte. Es meldet derselbe im übrigen, wie er bei entstandendem Wetter zu Gott geseufzet, wie er einmal im Sinn gehabt, von der Birke hinweg zu gehen und doch wieder stehen geblieben sei, wie er den Blitz noch gesehen, aber wie es ihm hernach ergangen sei nicht wisse.“

Die Richtigkeit des Protokolls bestätigten mit ihrer Unterschrift: Magister Belser, Pfarrer; Hans Jerg Eppler, Vogt; Hans Marte Fritz, Richter; Johann Matthes Müller, Schneider.

von Ritter Reuß von Reußenstein selbst unter Mithilfe der Mägde verteidigt, ließ aber dann die Besatzung im Stieh, indem er sich mit dem Abfeuern einer Kanone durch das Burgtor davonmachte. Die Burg wurde erobert und die Besatzung über die Mauern gestürzt. Nur die Holzgebäude der Burg gingen in Flammen auf. Noch stand sie in ihren Grundfesten. Herzog Christoph (1550 bis 1568) hegte zunächst die Absicht, das Schloß wieder aufzubauen. Er erbaute aber dann mit den Steinen das Schloß in Göppingen (1552—1569). Stadt und Amt Göppingen mußten unzählige Fuhren Steine auf dem Hohenstaufen holen. Auch andere Amtsgebäude in Göppingen wurden mit den Steinen der Staufenruine erbaut. Außerdem, wer dem Keller bezahlte, durfte Steine auf dem Berg holen. So stand 1705 nur noch ein Turm aus schönen Quadern. Er wurde in diesem Jahre von der Gemeinde Hohenstaufen abgebrochen. Herzog Karl Alexander, im polnischen Erbfolgekrieg auf der Seite der Habsburger, setzte sein Land in Verteidigungszustand. Im Jahre 1736 arbeitete eine volle Kompanie Soldaten über fünf Monate auf dem Berg an den Befestigungsarbeiten und ebnete alles ein. Nur im Boden steckte noch Gemäuer. Um 1800 stand noch ein kleines Mäuerchen. 1888 tauchte der Plan auf, ein Nationaldenkmal auf dem Staufen zu errichten. Seit 1904 ist auf dem Berg die Hohenstaufenhalle, eine Schutzhütte des Schwäbischen Albvereins.

Und nun einiges über das Aussehen der Burg. Sie war kein Prachtshloß, sondern eine typisch mittelalterliche Burganlage, deren günstige Lage und Umfang im Einklange stand mit der Aufgabe, die Macht der schwäbischen Herzoge und der deutschen Kaiser zu stärken. Sie erfüllte diese Aufgabe. Auf Grund ihrer Stärke wurde sie nur wenig belagert (1129 und 1319, 1360). Wir können uns heute ein ungefähres Bild von der Burg machen:

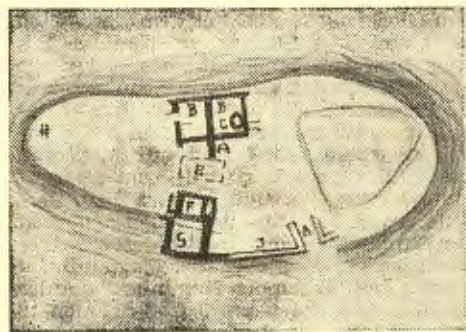
1. Durch die Beschreibung und den Plan des Tübinger Professors Crusius aus dem Jahre 1588.
2. Durch die Ausgrabungen der Jahre 1936 und 1938 und
3. durch ein Bild aus der Kirche in Oberhofen (Vorstadt von Göppingen), das die westliche, spitz zulaufende Flanke der Burg darstellt.



Am linken Hang ist der sogenannte Bubenenturm zu sehen. Von ihm führt nach rechts eine mit Schießscharte bewehrte Mauer. Auf dem rechten Eck steht ein Gebäude mit steinernem Unterbau, Fachwerkgeschoß und Satteldach. Dazwischen sitzt auf der Mauer ein weiteres Gebäude, dessen Umfassungs-

wände mit Brettern verschalt sind. Alle Gebäude werden überragt von dem Mannsturm mit hohem Steinunterbau und aufgesetztem, vorgekragten Fachwerkgeschoß, dessen Satteldach eine Wetterfahne trägt.

Bei den Ausgrabungen wurden vor allem aufgedeckt: Teile der Ringmauer, die Trennmauer der zweiteiligen Burg, die Fundamente eines Gebäudes an der nördlichen Ringmauer, das durch die Trennmauer in zwei Hälften geteilt wurde. In diesem Gebäude befand sich vor dem Kellereingang eine mit Schutt ausgefüllte Zisterne, die beim Bau des Hauses schon zugeschüttet war. Es wurden ferner freigelegt die Grundmauern des Mannsturmes, der Keller unter der Wohnung des „Frauenzimmers“ (nach Crusius!) südlich des Mannsturmes und die Fundamente des Eingangstores. Zwischen Mannsturm und dem Eingangstor lag der Zwinger.



Grundriß der Burg Hohenstaufen nach den Ausgrabungen der Jahre 1936 und 1938
A Eingangstor, B Gebäude, C Zisterne, D Trennmauer, E Albvereinshalle, F Mannsturm, G Keller, H Bubenenturm, J Ringmauer.

Schon die Steinzeitmenschen aßen Gemüse

Wenn von den Ernährungsgewohnheiten unserer Vorfahren, die vor vielen Tausenden von Jahren gelebt haben, die Rede ist, wird man häufig zu hören bekommen, sie hätten fast ausschließlich von Fleisch gelebt. Das ist jedoch ein Irrtum. Wohl war bei den Jägervölkern Fleisch das Hauptnahrungsmittel, doch auch sie kannten schon vor zehn- oder fünfzehntausend Jahren eine Reihe von Gemüsearten, die damals allerdings noch als Wildgemüse wuchsen, also noch nicht angebaut wurden. Doch bereits vor vier- bis fünftausend Jahren war der Gemüsebau in fast allen damals von Menschen bewohnten Gebieten bekannt. Viele der großen Jagdgebiete waren durch schonungslose Jagd verödet, der Mensch mußte sich, wollte er nicht verhungern, dem Gemüse- und Getreideanbau zuwenden. Die Jagd als Nahrungsquelle rückte an die zweite Stelle.

Woher stammen nun aber die vielen Gemüsearten, die wir heute kennen und schätzen?

Gemüseausfuhr — schon in grauer Vorzeit

Beginnen wir mit dem großen asiatischen Länderkomplex, von wo wohl die meisten Gemüsearten herkommen. Selbstverständlich wurden alle Gemüsearten aus wild wachsenden Pflanzen in mühsamer Anbauarbeit kultiviert und wanderten dann mit den Wanderzügen der Stämme und Völker mit. Auch existierten wohl schon zu sehr viel früheren Zeiten als ursprünglich angenommen wurde ausgedehnte Handelsbeziehungen zwischen den Völkern Asiens und Europas. Die Linse zum Beispiel, die aus dem Himalaja stammt, wurde schon zu vorgeschichtlicher Zeit in die Länder des Vorderen Orients ausgeführt. Wir brauchen hier nur an das Linsengericht im Alten Testament zu erinnern, um diese Behauptung zu beweisen.

Aus Asien kamen außer den Linsen auch der Schnittlauch und der Poree, ferner der Knoblauch und die Gurke, die in Indien seit über 3000 Jahren angebaut wird.

Zwiebel und Knoblauch für die Pyramidensklaven

Die 100 000 Sklaven, die über Jahrzehnte hinweg unter unmenschlichen Anstrengungen die ägyptischen Pyramiden erbauen mußten, erhielten als Nahrung fast nur Zwiebel und Knoblauch, woraus sie eine Suppe kochten. Die Juden lernten den Knoblauch während ihrer Gefangenschaft in Ägypten kennen und nahmen ihn dann mit in ihr Land. Der Knoblauch galt in Ägypten als Mittel zur raschen Beseitigung von Ermüdungserscheinungen. Daher kommt es, daß auch im alten Rom die marschierenden Legionen, die Ruderer und

Galeerensklaven, die Matrosen und Arbeitsklaven jeden Tag ihr Quantum Knoblauch zuteilt erhielten. Die Zwiebel, die ebenfalls aus Asien stammt, wurde von den Ägyptern als heilige Pflanze verehrt. Bei Schwüren wurde zur Bekräftigung die Hand auf ein Bündel Zwiebeln gelegt. Von Kaiser Nero wird berichtet, daß er vor seinen Auftritten als Sänger und Schauspieler eine Schüssel voll gehackten Schnittlauch aß. Angeblich habe der Schnittlauch seine Stimme gekräftigt. Das Volk gab ihm deshalb den Namen „Lauchesser“. Der Schnittlauch, den Handelsreisende aus Asien nach Ägypten und von dort nach Rom gebracht hatten, wurde im alten Ägypten in großen Feldern angebaut. Offensichtlich war Schnittlauch der gesuchteste Vitaminspender für die ständig wachsende Bevölkerung im alten Ägypten.

Spargel wachsen in Rußland wild

Der Spargel galt schon bei den Römern als Delikatesse. So wurde er überall dort angebaut, wo die römischen Legionen ihre Standorte hatten. Die Heimat des Spargels aber ist Rußland, von wo aus er dann das ganze römische Weltreich eroberte, aber auch in den Alpenländern gedeiht. Die Römer kultivierten auch den Lattich, der in Asien und im südlichen Europa wild gedeiht. Wie wir heute Kopfsalat essen, so aßen die Römer fast zu jeder Mahlzeit eine Schüssel Lattichsalat.

Auch die Neue Welt bescherte uns einige Gemüsearten, ohne die wir kaum noch leben könnten. Denken wir nur an die Kartoffel. Aber auch die Tomate kommt von dort. Ihre Urheimat ist Peru. Die Gartenbohne mit ihren vielen Abarten kommt ebenfalls aus Südamerika. Der Weinstock, im Orient beheimatet, wurde von den Isländern auch in Neufundland vorgefunden. Die Wassermelone hingegen stammt aus Afrika.

Im alten Europa kannten die Völker schon in grauer Vorzeit die Hirse, die Gerste, den Buchweizen, den Hafer, den Kren, den Fenchel, ferner Pfefferkraut, Zichorie, die gelbe Rübe, die rote Rübe, den Sauerampfer und den Kohl, der bei den Wikingern ein Hauptnahrungsmittel bildete. Er wuchs nämlich wild an den Küsten. Die Erbse war schon bei den Pfahlbauern bekannt, man kennt jedoch nicht ihre Urheimat.

Wie man aus dieser nicht einmal vollständigen Aufstellung ersieht, haben auch unsere Vorfahren schon eine ganz erkleckliche Auswahl in Gemüsesorten gehabt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Schicksalsburgen der Stauer in Apulien

Von F. H. Riedl

Apulien tritt heute aus einer jahrhundertelangen Vergessenheit. Die Landschaft, deren Blütezeit im Altertum lag, als sie Teil der Magna Graecia war, und deren Goldenes Zeitalter Normannen und Stauer heraufführten, ist von seltsamem Reiz. Nirgends in Italien fühlt man so die Nähe des Orients, nirgends so die Fülle und Tragik europäischen Schicksals. Heute erinnern nur noch Reste an den einstigen Waldreichtum und die Fruchtbarkeit des apulischen Landes, aber die wechselvolle Schönheit Apuliens, zumal zur Frühlingszeit, wo alles grünt und blüht, läßt uns glauben, daß Friedrich II. gesagt habe: „Jehova würde den Juden das Gelobte Land nicht so gepriesen haben, wenn er unser Erbkönigreich gekannt hätte.“ Wohl ist es nicht von so blendender, sogleich ins Auge springender Schönheit wie Südtirols Dolomitenlandschaft, die Gegend der oberitalienischen Seen oder die Riviera, so reizvoll wie die Gartenlandschaft Venetiens und der Toskana, aber beim Durchwandern wird man seiner Märchenwelt und seines Reichtums bald inne, welcher verstehen läßt, warum Normannen und Stauer so angetan von diesem Lande waren.

Viel ist an dieser Landschaft seit dem Untergang der Stauer gefrevelt worden, durch die schlechten Regierungen, insbesondere die Bourbonen, welche den Tavoliere ausschließlich zum Weideland zugunsten des Fiskus machten, was er bis 1865 auch blieb. Nun hat seit einem halben Jahrhundert mit dem Bau der großen Wasserleitung des Acquedotto Pugliese, dem großen Wiederurbarmachungs- und Aufforstungswerk der Riforma Agraria, dem Siedlungs- und Straßenbau der Cassa del Mezzogiorno und der Sicherung und Wiederherstellung der Kunstdenkmale die wirtschaftliche Erschließung und die Belebung der Landschaft mit Feldern, Gärten und Wäldern eingesetzt. Noch der Faschismus hat den Bauxit des Gargano, statt an Ort und Stelle auf ihm eine Industrie aufzubauen und den suchenden Händen der Apulier Arbeit zuzuführen, für mehr als 1000 km weitab liegende standortfremde Verhüttung bestimmt; aber jetzt denkt man auch an die zur Versorgung der Menschenmassen notwendige Industrialisierung Apuliens. Wo sollen die Menschen ohne Arbeitsplätze hin? In der Kathedrale von Bitteto zeigt eine marmorne Spendenliste, wieviele nach Amerika ausgewandert sind und dort an die alte Heimat denken. Heute stehen viele in der Deutschen Bundesrepublik in Arbeit oder wandern nach Norditalien.

Die Zeugnisse der Kunst und Macht aus normannischer und staufischer Zeit, die Burgen und Dome, die Erinnerungen an Großgriechenland und Römerzeit, aber auch an Ur- und Vorgeschichte, die Visionen afrikanischer Wüstenstädte gleichenden Städte und die Fabelhäuser der Trulli, die Naturwunder der Höhlen und die herrlichen Panoramen der Landschaft, der sandige und felsige Strand und das ausgezeichnete Klima machen im Verein mit der wahrhaft großzügigen Anlage hervorragender Stra-

ßen und dem Entstehen entsprechender Einrichtungen der Gastlichkeit Apulien zum zukunftsreichen Ziel kultivierten Reisens. Insbesondere werden es die Bauten und Dome der Normannen und Stauer sein, die zwischen Termoli und Tarent in überreicher Zahl stehen. Zwei unter ihnen aber ziehen den im Banne der Geschichte Reisenden besonders an: Castel del Monte und Castel Fiorentino.

Castel del Monte, die Krone Apuliens

Es ist das schönste Schloß Italiens, dieses auf der pyramidenförmigen Hügelhöhe einer Krone gleich aus der Bergkette der Murge emporgehobene Castel del Monte, „das Diadem des Hohenstaufenreiches“, die Vollendung aller Bauten Kaiser Friedrichs II., das man von der Küste her, von so manchem Glockenturm und aus den Oelbaumhainen der fruchtbaren Ebene in der Ferne erblickt. Der große Kaiser hat es als weitschauendes Bergschloß erbaut, es war sein liebster Wohnsitz, von dem aus der Blick über das weite einst bewaldete Land schweift, über die Hügel und das grüne Land zu den weißen Städten am blauen Meer. Castel del Monte ist ein Bauwerk von unsagbarer Monumentalität und das einzige der apulischen Stauferschlösser, das in seiner vollendeten Art erhalten geblieben ist unter den zahlreichen Bauten des Kaisers.

Unvergeßlich bleibt das Erlebnis der Anfahrt zu diesem Märchenschloß. Von Manfredonia waren wir den weitgeschwungenen Golf, vorüber an bonifizierten Ländereien, wo eben massenhaft Früherbse, Karotten, Salat und Zwiebeln geerntet wurden, und den ausgedehnten Salinen von Margherita di Savoia, nach Barletta entlang gefahren, und dort dann landeinwärts auf schnurgerader Straße nach Andria abgebogen. Der Dom wird eben restauriert, so konnten wir nicht die Krypta besuchen, in der zwei Gemahlinnen Friedrichs II. begraben sind: Jolantha von Jerusalem, die Mutter Konrad IV. und Großmutter Konradins, die auf der Reise von Brindisi, wo Friedrich sich ins Heilige Land eingeschifft hatte, hier von Wehen überfallen wurde und starb; und Isabella von England, die einige Jahre später auf Castel del Monte starb. Überaus freundlich wies uns ein Stadtpolizist den Weg zu den anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt Andria, auch zu einem guten Weinschank, wollten wir doch den bekannt guten Wein der Gegend versuchen; er lehnte aber selbst einen Trunk ab, weil er im Dienste war.

Durch wohlbestelltes Kulturland, zwischen Olivenhainen und Weinfeldern und in die Halme schießendem Getreide führte die Straße weiter. Silber schimmerte das Laub der knorrigen Olivenbäume, rotbraun darunter die umbrochene Ackererde. Dann kam Buschwald mit vereinzelt stämmigen Steineichen und gelegentlichen Pinien und Wildnis mit vielen Asphodelien und Ginsterbüschen. Im Auf und Ab der Bodenschwellen erschien und verschwand vor unseren Augen Castel del Monte und im Näherkommen bot sich immer herrlicher seine acht-

eckige Gestalt, seine Stein gewordene Geometrie, leuchtend im besonnenen goldgelben apulischen Stein. Frei nach allen Seiten steht es auf dem fast kahlen pyramidenförmigen Hügel und es fallen einem des Türmers Lynkeus Worte ein: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt!“

Der Tag neigte sich zum Abend, als wir beim Ostello del Federigo die Wagen abstellten und vor Castel del Monte standen. Welche erhabene Großartigkeit und majestätische Harmonie geht von diesem in einfachen und reinen Formen erbauten Schloß aus! An den aus glatten Quadrern gefügten Mauern haben peitschender Regen und sauser Sturm der Jahrhunderte, seit 1240 das Castrum Sanctae Mariae del Monte errichtet wurde, ihre Spuren hinterlassen. Verschwunden sind wie die An- und Zubauten des Karl von Anjou die kostbaren Stücke der Ausstattung, unzerstört aber blieben Gestalt und Gliederung dieses einzigartigen Bauwerkes, in dessen Formen sich Antike und Gotik zu unvergleichlicher Art vermählt haben. In der Dämmerung umschritten wir dieses Kleinod hohenstaufischer Architektur und traten durch die Säle des Untergeschosses in den dunkelnden Hof.

Abends saßen wir dann im Gasthaus zu Füßen der Burg und riefen uns in Erinnerung, wie dieses Castel del Monte mit Größe und Tragik der Stauer verbunden ist. Hier weilte Friedrich II. in voller Herrscherpracht, hier schweifte sein Blick über den wogenden Wald, hier vernahm sein Ohr das Singen der Vögel und die Stimmen der Tiere, hier empfing er Gesandtschaften und feierte Feste, hier entstand wohl so manches Lied der jungen italienischen Sprache und sein berühmtes Falkenbuch „De arte venandi cum avibus“. Hier lebte glücklich mit seiner Gemahlin Helene Friedrichs II. natürlicher Sohn Manfred. Nach der Schlacht von Benevent aber warf Karl von Anjou des gefallenen Manfred Söhne, welche er gleich der Schwester der Mutter entrissen hatte, in Ketten in ein finsternes Turmgelaß von Castel del Monte. Notdürftig vegetierten die Stauferknecht, wuchsen in Eisen geschlagen in dunklem Kerker von Kindern zu Jünglingen und Männern heran. Nach über 30jähriger elender Haft wurden 1299 ihnen die Ketten abgenommen und sie ins Castel del Ovo in Neapel gebracht, wo die beiden jüngeren Prinzen wohl bald darauf an den Strapazen der Reise starben und der älteste, Friedrich, in völliger Vergessenheit endete, als der Luxemburger Heinrich VII. 1309 einen Romzug machte...

Die Grafen von Andria waren dann Herren der Burg, bis 1875 eignete Castel del Monte den Caraffa, war Schafstall, Hirtenwohnung und Unterschlupf von Briganten. Rechtzeitig wurde es 1875 Staatsbesitz und vom Untergang gerettet, wird heute sorgfältig behütet und gut instandgehalten.

Um einen achteckigen Hof ist das achteckige Schloß mit seinen acht Türmen gelegt, das in jedem seiner beiden Geschosse acht Säle enthält. Zwischen je zwei Türmen liegt ein kleines Fenster im Unter- und ein großes im Obergeschoß. Auf der östlichen, dem Meer zugewandten Seite findet sich die prunkvolle Eingangspforte, zu der eine doppelläufige Treppe hinaufführt. Sie ist von

Löwen über hohen Säulen flankiert und einem Portikus aus roter Breccia umrahmt, darüber erhebt sich das gotische Fenster des Obergeschosses. Hier wie dann im weiteren Kunstbild offenbart sich, wie Friedrich II. antike Formgebung und Zisterziensergotik mit den Elementen der apulischen Romanik zu einer großartigen Stileinheit verbunden hat.

Das Auge muß sich, so das Tor durchschritten und der erste Saal betreten ist, erst von der Sonnenfülle vor der Burg an das sparsame Licht der Innenräume gewöhnen. Bei aller Regelmäßigkeit der Flucht von je acht Sälen und Turmgemächern in Unter- und Obergeschoß keine Wiederholung und bei aller Einfachheit und Klarheit doch Abwechslung. Düstere wirkt der Bau im Untergeschoß, heller im Obergeschoß infolge der größeren Fenster und des helleren Materials. Über eine Wendeltreppe in einem Turm gelangt man ins obere Geschoß, dessen Säle die Wohnung des Kaisers bildeten. Prachtvoll ist der Blick von Fenstern, zu deren Sitzbänken sechs Marmorstufen führen. Auch jetzt, da die prunkvolle Verkleidung und aller Zierrat fehlen, sind die Gemächer herrlich; auch geplündert, leben die Räume im Spiel von Licht und Schatten und verwandelt die Illusion die Kargheit in einseitige Lebensfülle. . . In dieser Frühlingszeit aber erschloß sich uns wie schon so vielen Besuchern der geheimnisvolle Zauber des Landes Apulien, dessen Krone dieses Castel del Monte ist.

Castel Fiorentino

Die Burg, auf welcher Kaiser Friedrich II. am 13. Dezember 1250 starb, Castel Fiorentino, stand am Ende unserer Apulienreise. Wir hatten die hochgelegenen Städte und Bischofssitze Bovino, Troia und Lucera am Vormittag besucht und wollten nun zum Abschied dieser Burg Überreste anschauen. Auf keiner Karte stand sie verzeichnet, kein Wegweiser machte auf sie aufmerksam, in Lucera wußte uns niemand zu sagen, wo sie gelegen sei: dabei soll doch der mächtige Altartisch im Dom zu Lucera aus Castel Fiorentino stammen.

So fuhren wir in Richtung San Severo und kamen auf halbem Weg zu einer Kreuzung, an der zwei Bauern standen. Der eine schüttelte auf die Frage nach der Burg den Kopf, der andere sagte, wir meinten wohl Torre Fiorentino, riet uns westwärts einzubiegen, dann würden wir nach geraumer Zeit das gesuchte Ziel auf einer Anhöhe schon erblicken. So war es auch, wir entdeckten den Hügelzug, der Castel Fiorentino trägt. Nach 25 km Fahrt von Lucera standen wir unweit einer neuen Bauernsiedlung und vor uns erhob sich der Hügel, auf dem einsam die letzten Reste des Jagdschlösses standen, auf dem das Leben des großen Staufers erlosch.

Es war am späten Nachmittag. Um die Trümmer kreisten einige Falken, Stille lag über dem weiten Land. Zwischen frisch bebauten Feldern schritten wir zum Weideland des Burghügels, durch Ginsterbüsche und weißblühende Asphodelien näherten wir uns dem aufragenden Rest der Kapelle von Castel Fiorentino. Eidechsen und Schlangen huschten im Gestrüpp, die Falken umkreisten uns. Als wir bei der Ruine standen, erkannten wir sie als letzten Rest einer einst weit erstreckten großen Anlage. Noch treten im überwachsenen Trümmerfeld Gräben und Wälle, verschiedene Mauern und Zisternen hervor. Im Steppengras und zwischen den blühenden Lilien birgt sich das Geheimnis uralter Bauten.

Eine Legende, allerdings erst nach des Kaisers Tod aufgetaucht, erzählt, es sei dem Kaiser geweissagt worden, daß er „sub fiore“ sterben werde; deshalb habe er stets Florenz gemieden. Nun, als ihn plötzlich auf der Jagd eine Krankheit überfallen hatte,

suchte er das nahe gelegene Castel Fiorentino auf. Der Kaiser mag sein Ende nahe gefühlt haben und ordnete die letzten Dinge: des Imperiums, dessen Bestand im Zwist zwischen Papst- und Kaisertum, zwischen den Machtansprüchen der höchsten Würdenträger der Christenheit, in höchste Bedrängnis geraten war, — und die ihn selbst betrafen, als Menschen, der vor Gottes Richterstuhl tritt.

Seine Treuen standen um ihn, der von ihm legitimierte Sohn Manfred, der das hohe, bedrohte Erbe antreten sollte, sein Leibarzt Johann von Procida, die Ruffo, Berthold von Hohenberg und sein stets getreuer Berard, Erzbischof von Palermo. Der

Kirchenfürst nahm den gebannten Kaiser wieder in den Schoß der Kirche auf, den Weltkaiser, der sich im Sterben das Ordenskleid der Zisterzienser anziehen ließ. Vielleicht schaute er noch einmal über sein geliebtes apulisches Land, ehe sein brechendes Auge Abschied von seinen Treuen nahm und dunkle Schleier ihn deckten.

Als wir übers Lilienfeld von Castel Fiorentino hinabschritten, leuchteten die Blüten im Abendsonnenschein, der auch die Ruine vergoldete. Es war wie der ferne Glanz staufischer Zeit, der über das Land Apulien gebreitet ist, das in märchenhafter Vergessenheit der Entdeckung und Erschließung harret.

Die Vorfahren der Staufer und die Burg Hohenstaufen

Von Wilhelm Wik

Der Untergang der Hohenstaufen

Mit der Thronbesteigung Friedrich Barbarossas (1152—1190) setzte die letzte Ära deutscher Kaisergröße im Mittelalter ein. Er kämpfte für die Neuerhebung des deutschen Kaisertums und für eine durchgreifende Herrschaft des Reichs in Ober- und Mittelitalien. Unbezungen ist der Weltpolitiker durch Ertrinken im Saleph im Jahr 1190 seinem Volk entrissen worden. Auch sein tapferer Sohn, Herzog Friedrich IV. von Schwaben, starb 1191 vor der Feste Accaron an der Pest.

Barbarossas Sohn und Nachfolger, Heinrich VI. (1190—1197), verheiratet mit Konstanze, der Erbin des sizilianischen Königreichs, erstrebte die Erblichkeit der deutschen Krone und trug sich mit Weltherrschaftsplänen. Die Herrscher Nordafrikas und der Kaiser von Byzanz bezahlten Tribute. Die Könige von Cypern und Armenien baten um Beilehnung mit ihren Ländern. Der Engländer Richard Löwenherz schwor den Lehensleid. Heinrich brach die Herrschaft der Normannen 1194 durch die Eroberung des prächtigen Palermo. Reiche Beute fiel in seine Hand, darunter Irene, die Kaiserstochter aus Byzanz und Braut des Normannenkönigs. Nun wurde sie die Gemahlin Philipps, der auf Wunsch Heinrichs 1194 das Herzogtum Schwaben übernahm. Dem Kaiser wurde ein Sohn geboren: Friedrich Roger. Mit 2 Jahren ließ er ihn vorläufig einmal zum deutschen König wählen, auch die Kaiserkrone wollte er ihm später verschaffen. Der Löwe ist sein Vassall. Der soll ihm Heeresfolge leisten, auch Frankreich will er zur Lehenspflicht bringen. Heinrich bereitete einen Kreuzzug zu Schiff mit 60 000 Rittern vor. Schon stachen die ersten Transporte von Brindisi aus in See. Sein treuer Bruder Herzog Konrad II. führt das Kommando für den Kaiser, der erst nachkommen wird. Da bricht über unser Volk ein Unglück herein, von dem sich Deutschland im Mittelalter nicht mehr erholen konnte. Am 28. September 1197 stirbt der Kaiser an einer Malariainfektion. Der bereits als König anerkannte Erbe ist noch nicht drei Jahre alt und seine Mutter eine deutschfeindliche Sizilianerin. Auch sie stirbt 1198. Auf Grund ihrer letztwilligen Verfügung tritt der Papst Inocenz III., der bedeutendste Staatsmann des mittelalterlichen Papsttums, als Vormund auf. Mit der ganzen Gewandtheit der kurialen Politik bekämpft er in Deutschland den zum König gewählten Hohenstaufen Philipp. Dazu hat der Kölner Erzbischof Adolf aus Habgier den gewissenlosen Otto, Heinrichs des Löwen jüngsten Sohn, Otto IV. (1198—1214) zum Gegenkönig erkoren. Der gekrönte deutsche König Friedrich ist in der Hand des Papstes. Philipp wird gebannt. Eben im Begriff, den letzten Triumph im Felde zu erringen, wird König Philipp am 21. Juni 1208 durch Otto von Wittelbach erstochen, weil Ottos Bewerbung um eine Tochter Philipps abgewiesen wurde. Philipps Ge-

mahlin floh auf den Hohenstaufen. Kurz nach der Geburt eines Kindes, das seiner Mutter im Tode vorausgegangen war, starb sie im nahen Kloster Lorch. Der hocherfreute Papst redet von einem Gottesgericht, das sich in dem raschen Ende des Hohenstaufen ausgewirkt habe.

Da Otto IV. nach seiner Krönung eine Wendung vollzog, wird jetzt der junge Hohenstaufe Friedrich der Kandidat des Papstes. Friedrich wird in Frankfurt zum König gewählt und in Mainz gekrönt. Der neue König Friedrich II. (1212—1250) ist zunächst Mündel und Werkzeug des erfolgreichen Inocenz. Aber Friedrich hat in den folgenden Jahren geradezu geniale Anstrengungen gemacht, sich von der Abhängigkeit des Papstes zu befreien. Ein Hauptziel ist, Deutschland, von dem er Süddeutschland fest in die Hand bekommt, Italien und Sizilien, das er zu einem Musterstaat ausbaut, miteinander zu vereinigen. Als einzelner, gewaltiger Kämpfer gegen die weltbeherrschende Kurie vertreibt er den Papst nach Lyon. Seinem Sohn Heinrich übergab er die Regentschaft in Deutschland und ließ ihn 1220 zum deutschen König wählen. Leider verstanden Vater und Sohn sich nicht. Friedrich setzte Heinrich auf Schloß Nikastro in Kalabrien gefangen, wo er 1442 durch einen Sturz ums Leben kam. Auch seine beiden Söhne haben in italienischer Gefangenschaft ihr kurzes Leben vertrauert. Friedrichs Lieblingssohn Enzo, durch seine blonde Schönheit und seinen Wagemut alle Herzen begeisternd, fällt in die Hand der Bolognesen, die ihn nie mehr zurückgeben. Er war König von Sardinien, Hauptfeldherr in Ober- und Mittelitalien. Mit einer Pisaner Flotte beherrschte er das Meer und besiegte bei Elba die Genuesen. Vergeblich bot er für seine Befreiung einen goldenen Ring, der die Stadtmauer umfasse. 24 Jahre schmachtete Enzo in der Gefangenschaft und starb mit 53 Jahren. Der unverzagte Vater ließ seinen Sohn Konrad 1237 in Wien zum „römischen König und Kaiser“ wählen. Mitten in seinem gewaltigen Ringen, mit den schönsten Hoffnungen auf siegreiche Beendigung des Kampfes, während der Papst die Flucht von Lyon nach Boreaux erwog, starb der Meisterdiplomate, ein Meister der Verwaltung, ein weiser Gesetzgeber, Schöpfer eines wohlorganisierten Beamtenstaates in Sizilien, am 13. Dezember 1250 in Unteritalien in den Armen seines edelmütigen Sohnes Manfred. In seinem Testament hinterläßt der Kaiser das Imperium und das sizilianische Königreich seinem Sohne Konrad, für den in Italien Manfred die Statthalterschaft führen wird. Wie einst Heinrich IV. kämpfte der Hohenstaufen um das Daseinsrecht und die Freiheit der weltlichen Macht gegenüber geistlicher Anmaßung, aber auch um die deutsche Einheit. Friedrich blieb unbesiegt, allein seine Nachfolger waren nicht imstande, den Titanenkampf siegreich durchzuhalten, obwohl ihnen Friedrich nicht die armseligen

Machttrümmer überließ, wie er sie übernommen hatte. Wir kommen daher zum schmerzlichsten Abschnitt der deutschen Geschichte, zum Untergang der Hohenstaufen und zum Sturz des deutschen Königstums.

Der Tod des gewaltigen Gegners ließ die Waagschale des Papstes in die Höhe schnellen. Innozenz IV. kam nach Rom zurück und verschenkte von dem Staufenerbe große Ländereien. Die Verfassungsgesetze Friedrichs wurden aufgehoben. Sizilien zeigte sich brüchig. Von Manfred zu Hilfe gerufen, verläßt Konrad IV. (1250—1254), nachdem er die letzten Besitzungen der Hohenstaufen zur Finanzierung des Feldzuges verkauft und verpfändet hat, Deutschland. Durch Oberitalien bahnt ihm der grimmige Ezzelino den Weg. Ezzelino war verheiratet mit Konrads Schwester Selvaggia und war ein Getreuer Friedrichs II. Da weiterhin der Landweg versperrt war, muß Konrad zu Schiff nach Unteritalien. Konrad und Manfred erobern gemeinsam das abgefallene Neapel (1253). Eben daran, zu Beginn 1254 zum entscheidenden Feldzug gegen den Papst aufzubrechen, erliegt Konrad zu Savello dem italienischen Sumpffieber. Aus törichtem Mißtrauen gegen Manfred hat der König sein erst zweijähriges Söhnchen Konradin nicht der Vormundschaft Manfreds, sondern dem erbitterten Feind seines Hauses, dem Papst übergeben. Dieser will die Verwaltung Unteritaliens in die Hand bekommen. Manfred aber, der auf das Gerücht, daß Konradin nicht mehr am Leben weile, 1258 den Königstitel angenommen, erobert Unteritalien und Sizilien ganz zurück und kann sogar in Toskana wieder Fuß fassen. Aber der unversöhnliche Papst Urban IV. belehnt schließlich den habgierigen Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, mit dem unteritalienischen Königreich. Vergebens bietet Manfred dem Papst 300 000 Unzen Gold, wenn er ihn aus dem Bann löse. Sein Nachfolger Clemens IV., wie Urban ein Franzose, will den Kampf mit der „Vipernbrut“ Friedrichs. 1265 bricht Karl von Anjou auf. Trotz eines mächtigen Sturmee kann er landen und sich mit den päpstlichen und guelfischen Truppen vereinigen, zusammen 60 000 Mann. Über Manfred bricht nach 12 glücklichen Jahren das Verderben herein. In der Schlacht bei Benevent gehen die sizilianischen Großen zum Feind über. Selbst die sonst so verlässlichen Sarazenen folgen und ergeben sich. Als Manfred seine Truppen unterliegen sieht, legt er den Helm ab und findet im Gewühl der Schlacht den gesuchten Heldentod. Der Bischof von Cosenza läßt die Leiche ausgraben und im Tal des Baches Verde schimpflich verscharren. Die Familie Manfreds gerät auf der Flucht in die Hände des unbarmherzigen Karl von Anjou. Die Gattin Helena von Epirus ist nach fünfjähriger Gefangenschaft auf der Burg Nocera eines langsamen Hungertodes gestorben. Die drei Söhne Heinrich, Friedrich und Enzo haben, zumeist im Castel dell' ovo, ein qualvolles Gefangenleben geführt, durch Hunger völliger Entkräftung preisgegeben. Heinrich soll dort noch 1309, also nach 45 Jahren, gelebt haben. Nur der einen Tochter Beatrix verhalf der Gemahl ihrer Schwester Constanze nach 18 Jahren zur Freiheit.

Aber noch lebt in Deutschland der junge Konradin. Vor ihm erscheint 1267 eine Gesandtschaft der Ghibellinen, in der die Städte Pisa, Pavia, Verona, Palermo und Luceria vertreten sind, und läßt ihn ein, das Erbe der Väter zurückzuerobern. Konradin kann in Italien auf die Hilfe von Verwandten hoffen. In Rom ist der Spanier Don Enrique, der Bruder Alfons von Castilien, Senator und hat Einfluß in Tusciem gewonnen. Er will mit Karl von Anjou abrechnen. Auch der Bruder Don Enriques sitzt in Tunis und will mit einem Heer erscheinen. So entschließt sich Konradin zum Zuge nach Ita-

lien. Der 15jährige Jüngling zieht im Oktober 1267 in Donauwörth aus, von einem stattlichen Ministerialenheer begleitet. Auf der Innbrücke zu Innsbruck verfaßt er sein Testament. Von der ahnungsvollen Mutter, die vergebens warnt, nimmt er zu Stams Abschied. Sein Stiefvater, der Graf Meinhard von Görz und Tirol, und sein Oheim Ludwig II. von Bayern, wo Konradin aufgewachsen ist, begleiten ihn bis Verona und kehren dort leider um. Sein Oheim, Graf Galvano Lancia ist bereits vorausgeeilt, ihm in Rom die Wege zu ebnen. Als Konradin ein Lombardenbund den Weg versperrt, kommt er nach Pavia durch. Von hier kommt er auf Schiffen nach dem schon begierig harrenden Pisa. Der mutige Freund, Friedrich von Österreich, führt auf dem Landweg die Truppen nach. Don Enrique ist bereits in Sizilien gelandet. Don Enrique hat die Welfen in Mittelitalien und Rom niedergeworfen, so daß sich die französischen Truppen aus Tusciem zurückziehen müssen. Die abziehenden Franzosen werden von den Deutschen bei Arezzo überfallen und fast vollständig vernichtet. Der Papst ist nach Viterbo geflüchtet, Konradin kann in Rom unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug halten. Mit berauschemdendem Prunk wird der hinreißende Jüngling empfangen. Auf dem Kapitol wird er als Imperator ausgerufen. Verstärkt durch die Spanier und den scharenweisen Zuzug hoffnungsvoller Ghibellinen, bricht das deutsche Heer zur Entscheidungsschlacht auf. Auf dem Weg nach dem Süden kommt es bei Scurcola in der Nähe von Tagliacozzo zur Schlacht. Karl weiß, daß die heranstürmenden Deutschen im offenen Kampf unüberwindlich sind. So opfert er sein Heer samt dem Marschall, läßt einen andern die Königsinsignien tragen, er selbst aber fällt, nachdem die deutschen Truppen sich nach Vernichtung der Gegner durch Plünderung der militärischen Zucht begeben, mit einer Schar auserwählter Ritter über die überraschten Sieger her, über die nun die Katastrophe hereinbricht. Sie fallen oder werden gefangen und dem Henker Karls übergeben. Konradin und Friedrich sind geflüchtet, haben aber kostbare Zeit in Rom versäumt, das rasch wieder guelfisch geworden. Als sie endlich bei Torre Astura das rettende Gestade erreichen, läßt sie schon auf dem Meere der habgierigen, vergebens einst von Friedrich II. sehr begünstigte Giovanni greifen, um sie geradezu an Karl von Anjou zu verkaufen. Wie jubelt der auf! Den gefangenen Lancia hat er schon grausam verstümmelt, Don

Enrique ins Castel dell' ovo verschwinden lassen, wo er bis 1291 schmachtete. Nun tritt über den Kaisersproß ein Gericht aus den ersten Richtern Italiens zusammen. Der ehrenwerte Guido von Sazara ist gegen die Verurteilung, da Konradin im Bewußtsein seines Rechtes gehandelt habe. Der feile Konrad von Bari aber stimmt allein für den Tod, und so wird durch rasche Beipflichtung Karls gegen die Mehrheit der Richter die Todesstrafe über den Jüngling und Friedrich von Österreich ausgesprochen. Das Urteil ist nicht bloß eine Schande für den unritterlichen Franzosen, sondern auch für das zerrissene Deutschland, das teilnahmslos den Ururenkel Friedrichs Barbarossa dem Scharfrichter verfallen läßt. Das Deutschland des Interregnums hatte nichts für nationale Ehre übrig. Die Fürsten wählten eine Reihe Ausländer zu Gegenkönigen der Staufer. So außer Heinrich Raspe, schon 1247, Wilhelm von Holland, Richard von Cornwallis und den Spanier Alfons von Castilien, die mit viel Geld die Stimmen der Erzbischöfe kauften. So sanken auf dem Karmeliterplatz in Neapel die Häupter der beiden deutschen Kinder und Helden. Von Friedrich werden die Worte überliefert: „Mutter, welches Leid bereite ich dir!“ Noch vom Blutgerüst wirft der junge, letzte Hohenstaufe seinen Handschuh, damit man diesen seinem Schwager, Peter von Arragonien, überbringe. Vom Kaisergeschlecht leben noch eine Zeit die Söhne Manfreds, und noch vier Jahre in Bologna der herrliche Enzo, Kaiser Friedrichs Ebenbild und Liebhaber. Kaiser Friedrichs Tochter Margarete wollte ihr Gemahl, Albrecht der Entartete von Thüringen, umbringen. Sie floh nach Frankfurt, wo ihr hohe Ehre zuteil wurde, aber schon nach einem Jahr, 1270, trug man sie tot hinaus. Ihre Schwester Katharina, Nonne zu Montargin in Frankreich starb 1279, während die Staufenerose, Philipps Enkelin, Maria von Brabant von ihrem eifersüchtigen Gemahl, Herzog Ludwig II. von Bayern, getötet wurde. Das Haus der Hohenstaufen war erloschen.

Stöhnte die deutsche Heimat nicht auf, lief nicht ein Klagen von Kaiserpfalz zu Kaiserpfalz, als das Haupt des jungen Staufers fiel? Es kam nicht zum geplanten Rachezug der Hohenstaufenpartei. Konradins Mutter aber gründete zum Gedächtnis des Sohnes im stillen Oberinntal die Zisterzienserabtei Stams, wo heute noch die gestifteten Gebete für den unglücklichen Hohenstaufen verrichtet werden.

Der erste Apotheker und der erste Stadtarzt von Balingen / Von Reinhold Rau in Tübingen

Die Gründung der ersten Apotheke in Balingen ist von Armin Wankmüller in seinen Beiträgen zur Württembergischen Apothekengeschichte, Band 4 Seite 43—45, auf das Jahr 1604 bestimmt und mit der Errichtung weiterer Apotheken in andern Amtsstädten unter Herzog Friedrich I. in einleuchtenden Zusammenhang gestellt worden. Wenn in der Steuerliste von 1525 ein namenloser Apotheker mit einem unverächtlichen Vermögen von 50 Gulden aufgeführt wird (Amtl. Kreisbeschreibung, Band 2, S. 26), so wäre hier mit der Möglichkeit zu rechnen, daß nicht eine Berufsbezeichnung, sondern ein Familienname gemeint ist. Der erste namentlich bekannte Apotheker in Balingen, der es nicht leicht gehabt hat, u. a. wegen dauernder Konflikte mit dem Arzt, hieß Johann Hartmann, geboren als Sohn eines Johann Hartmann in Rattelsdorf a. Itz (15 Kilometer nördlich von Bamberg), dessen Eltern der Religion halber vertrieben und in Neustadt a. Aisch ansässig geworden waren. Seit 1601 hat er in Tübingen als Geselle gearbeitet und hier auch 1604 am 24.

April Euphrosyne, die Tochter des kaiserlichen Landgerichtsprokurators Georg Heinrich Hürlinger von Hagenau i. E., geheiratet. Bei der Eheschließung bezeichnet er sich als bestallter Apotheker zu Balingen, nachdem er sich schon zuvor vergebens um Annahme als Apotheker in Urach und Reutlingen bemüht hatte. In Balingen wurden ihm am 6. November 1605 und am 11. Januar 1609 zwei Söhne geboren, von denen der zweite, Johann Philipp, den Weg über die Klosterschule Bebenhausen und das Tübinger Stift in den Pfarrdienst eingeschlagen hat: er wird 1636 Diaconus in Sulz a. N. Sein Vater dürfte an der Pest gestorben sein, die ja in Balingen 1610 und 1611 besonders stark wütete. Sein Nachfolger ist Samuel Veihel, der eine Stuttgarter Bürgermeistertochter zur Frau hatte und ab 1613 in Balingen Kinder taufen läßt.

Der erste Stadtphysicus in Balingen war Petrus von Molsdorf, genannt Weller, der Sohn des gräflich Schwarzenbergischen Superintendenten Magister Paul von Molsdorf. Er ist am 20. November 1600 in Tübingen an

der Universität eingeschrieben worden als Petrus Weller Hüttenheimensis, d. h. aus Hüttenheim, einem Amtsort in der Herrschaft Seinsheim (die Herren von Seinsheim waren seit 1420 auch durch Kauf im Besitz der Grafschaft Schwarzenberg in Unterfranken) und ist am 14. April 1605 in Tübingen zum Doktor der Medizin promoviert worden. Am 3. Dezember desselben Jahres heiratet er in Tübingen die 20jährige Tochter Annamaria seines Lehrers Dr. med. Andreas Planer und begründete mit ihr seinen Hausstand in Balingen, wo er aber wegen gar geringer gehabter jährlicher Bestallung, auch eines allda erlittenen Brunnenschadens (anlässlich des großen Brandes vom 14. Jan. 1607, bei dem 108 Häuser und etwa 50 Scheunen abbrannten) nur kurze Zeit blieb. Eine Bewerbung um das Physikat in der Reichsstadt Eßlingen, die er 1609 vorlegte, wurde ihm abgeschlagen, weil der Inhaber dieser Stelle erst 1611 nach Klagenfurt verzog. Trotzdem ließ er sich schon 1610 in Eßlingen als praktischer Arzt nieder und wurde für seine bei der Pest geleisteten guten Dienste mit einem Vierling guten alten Weines geehrt. Erst 1613 ist er zum Stadtphysicus bestellt worden, und nachdem er dort im September 1613 das Haus Marktplatz 13 käuflich erworben hatte, in Eßlingen als solcher geblieben bis zu seinem Tode, der ihn 1654 im Alter von 78 Jahren ereilte. Seine Frau ist 1635 in der Pestzeit gestorben, denn im folgenden Jahr heiratete er Dorothea, die Tochter des Johannes Joos.

Vogts zu Winnenden. Daß er von Balingen aus eine Anstellung in Eßlingen suchte, hat familiäre Gründe. Die Stiefmutter seiner Frau, eine Tochter des Simon Mayer von Lauingen, hatte eine Schwester, die mit dem Nikolaus Vetscher in Eßlingen, allerdings in wenig glücklicher Ehe, verheiratet war; eine zweite Schwester war die Frau eines Eßlinger Stadtschreibers, der aber schon 1599 nicht mehr am Leben war. Und ein Bruder seiner Frau, Andreas Planer, wurde von 1636 bis zu seinem Tode 1673 ebenfalls Physicus in Eßlingen. Ein in Balingen am 4. September 1609 geborener Sohn Rudolph von Molsdorf genannt Weller bezog, nachdem er zuletzt zwei Jahre lang das Pädagogium in Eßlingen besucht hatte, 1626 die Universität Tübingen, wo er mit 18 Jahren Magister wurde und mit 21 Jahren das Rektorat der Eßlinger Lateinschule übernahm. Er hat seine erste Frau Anna Elisabeth, eine Tochter des ritterschaftlichen Sekretärs Michael Neidlinger, nach kaum zweijähriger Ehe im Februar 1635 im Alter von 20 Jahren verloren und, nachdem er im gleichen Jahr in Eßlingen Diaconus geworden war, im Januar 1636 eine Tochter des Prälaten Johann Hutzelin von Königsbronn geheiratet. Nachdem er 1653 zum Archidiaconus aufgestiegen war, ist er im Alter von 53 Jahren am 10. Januar 1663 gestorben.

Anmerkung: Eine Reihe von Daten sind dem Verfasser von dem Archivar der Stadt Eßlingen, Dr. Borst, in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt worden.

Abc-Schützen im Pharaonenreich

Schulsorgen gab es einst und heute

Von allen staatlichen Einrichtungen, die störend in unser Privatleben eingreifen, ist die Schule die erste. Davon waren die angehenden Schüler im alten Ägypten ebenso überzeugt wie unsere heutige Jugend. Und ebenso wie heute versuchte vor 3000 Jahren die ältere Generation der jungen den bitteren Zwang mit salbungsvollen Sprüchen zu verstüßen, wie etwa: „Liebe die Wissenschaft wie deine Mutter, denn es gibt nichts, was über die Wissenschaft geht.“ Man wäre versucht, diesen Satz aus dem ägyptischen Papyrus Sallier dem Ausspruch der griechischen Stoiker: „Der Weise ist König“ gleichzusetzen.

Den alten Ägyptern ging es aber keineswegs wie den Griechen darum, die Wissenschaft um ihrer selbst willen hoch zu schätzen; derart ideale Motive lagen ihnen völlig fern. Die wahren Beweggründe, „sich hinter die Bücher zu setzen“, waren anderer Natur, wie nachfolgendes Zitat beweist: „Es gibt keinen Stand, der nicht regiert würde, nur der Gelehrte regiert selbst. Die Buchrollen bringen Annehmlichkeiten und Reichtum. Der Weise wird satt durch seine Gelehrsamkeit.“

So sahen die wahren Motive der Hochschätzung der Wissenschaft in Altägypten aus. Wer nämlich im alten Nilland Schulen besucht hatte, konnte bei einigem Fleiß die höchsten und einträglichsten Beamtenstellen erreichen; zumindest hatte er für sein Leben keine Sorgen mehr zu befürchten, denn auch die Schreiberstellen, welche die erste Stufe der Beamtenlaufbahn darstellen, waren — im Gegensatz zu heute — reichlich bezahlt. Die bei uns noch immer zeitgemäße Frage: „Herr Doktor, haben Sie zu essen?“ war damals nicht aktuell.

Den praktischen Zwecken der Schulbildung entsprechend wurden nur Kenntnisse gelehrt, die für zukünftige Verwaltungsbeamte von Bedeutung waren. Noch in sehr jungem Alter, mit vier bis fünf Jahren, traten die Knaben in die Schule ein. Vor allem wurde ihnen das Schreiben beigebracht, und es war den jungen Ägyptern bei der Kompliziertheit ihrer Schrift kei-

neswegs zu verargen, wenn sie nach dem Mittagszeichen „freudigst aus der Schule stürmten“, trotzdem jedem von ihnen die Mutter täglich drei Brote und zwei Krüge Bier in die Schule brachte. Brachten die hoffnungsvollen Beamtenanwärter dem Unterricht aber gar zu wenig Interesse entgegen, so „schlug der Lehrer auf ihre Rücken und der Unterricht ging in ihre Ohren“, wie ein Papyrus anschaulich berichtet. Ein wohl besonders schlimmer Schüler berichtet gar: „Ich brachte meine Zeit im Blocke zu, er hat meine Glieder gebändigt“, und zieht darauf die Lehre: „Sei nicht müßig, oder man wird dich prügeln.“

War es mit Ermahnungen und Prügeln endlich gelungen, die Schüler in die Geheimnisse der Hieroglyphen einzuweißen, so bekamen sie Texte zum Abschreiben. Es waren dies entweder alte Märchen, Gedichte, religiöse Abhandlungen oder die sogenannten „Unterweisungen“. Der Zweck dieser Abschreibungen war nicht nur, den Jungen Geläufigkeit im Schreiben und im Satzbau beizubringen, sie dienten auch dazu, sie Moral, praktische Lebensweisheit und gutes Benehmen zu lehren. Über den Verkehr mit Vater und Mutter, mit Vorgesetzten und Untergebenen und sogar mit fremden Mädchen wurden ihnen weise Ratschläge gegeben. Es sind uns zahlreiche dieser Schulhefte erhalten, da sie den Toten zumeist in die Gräber mitgegeben worden waren und auch die sonst überaus gründlichen Grabräuber begreiflicherweise wenig Interesse für sie hatten.

Diese Schulhefte sind eigentlich Papyrusrollen, die oben meist das Datum tragen, weiterhin natürlich Korrekturen der Lehrer enthalten, ohne die es auch damals nicht ging und die an ihrer sorgfältigen Ausführung leicht erkennbar sind, und auf der Rückseite zumeist — vor 3000 Jahren wie heute noch — mit Kritzeleien der Schüler, wie kleinen Ochsen, Löwen, Eseln und Männlein, bedeckt sind. Ab und zu findet man auch auf Rollen strebsamerer Schüler kleinere Rechenaufgaben oder Entwürfe für Geschäftsbriefe. Rechnen gehörte ja auch

zu den notwendigen Fähigkeiten eines zukünftigen Beamten. Trotzdem die Mathematik im alten Ägypten nicht auf besonderer Höhe stand, weisen die uns erhaltenen Rechnungen wenig Fehler auf; allerdings handelt es sich durchweg um leichtere Probleme, die aus dem praktischen Leben gegriffen sind, wie Verteilung von Lebensmitteln unter eine bestimmte Anzahl von Personen, Berechnung des Flächeninhalts eines Ackers oder des Rauminhalts einer Scheune.

Sogar die Astrologie, die bei uns nicht einmal für die Vorbildung der Lotteriebeamteten nötig ist, mußten die schwergeplagten ägyptischen Schüler studieren. Da steht zum Beispiel in einem etwa dreitausendjährigen Schulheft — wie in einem unserer astrologischen Kalender — sauber verzeichnet, welche Tage günstig, welche bedrohlich und welche ungünstig seien, an welchen man nicht singen solle, oder an welchen man keine Maus sehen dürfe, um nicht ein Unglück zu haben. Sicherlich zur großen Freude dieser damaligen ägyptischen Abc-Schützen sind sogar Tage angegeben, an denen man sich vorsichtshalber nicht waschen durfte, und solche, an denen jede Arbeit zu meiden war.

Hatte der Schüler diesen Lehrgang hinter sich, so war er „weise“ genug, in den Beamtenstand aufgenommen zu werden, und wenn er aus gutem Hause war, konnte er Oberschatzverwalter oder gar Oberrichter werden, der nach dem König den höchsten Rang innehatte.

Teltsch, die „weiße Stadt“

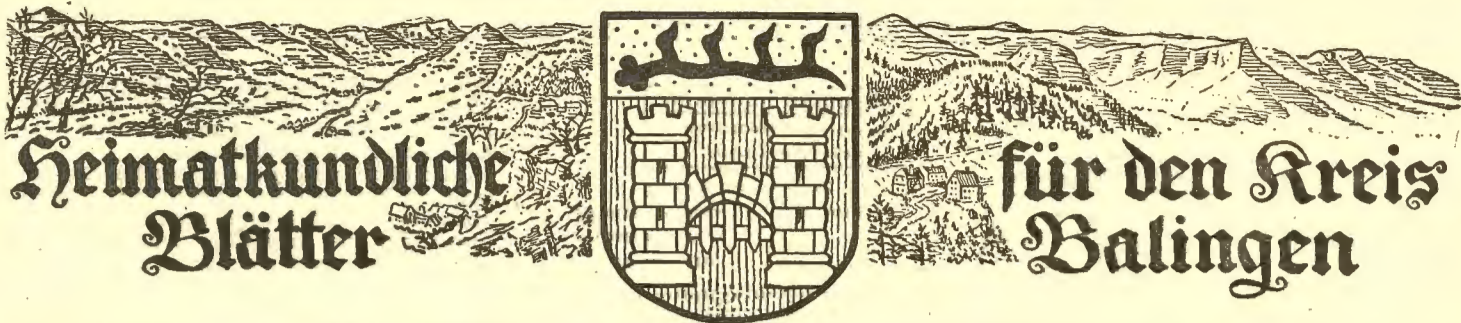
Kaum bekannt ist die kleine, alte Stadt Teltsch an dem Thaya-Fluß und dem Südosthang der böhmisch-mährischen Höhenstufe. Sie wurde um 1300 vom deutschen Rittergeschlecht derer von Rosenberg als Schutzfeste an der alten Handelsstraße von Brünn nach Südböhmen gegründet. Die Rosenberg, die jahrhundertlang über Krumel und Budweis herrschten, wußten ihre festen Plätze günstig anzulegen. Hier wählten sie eine weit in die Thaya hineinragende schmale Landzunge, auf deren Spitze schon einmal ein festes Haus der Goten aus der Zeit der Völkerwanderung stand.

Gewaltig stark wurde das Schloß, in dessen Schatten sich die ersten bescheidenen Häuschen einfanden, Teltsch, das von Anfang an einen rein deutschen Charakter hatte, baute sich mehrere Kirchen und einen riesigen Marktplatz. Eine Mariensäule beherrscht ihn; seit Jahrhunderten sind die ausgedehnten Arkaden, die Laubengänge der stolzen Bürgerhäuser von Teltsch, bekannt.

Diese alten Häuser haben wunderschöne, phantasia- und kunstvolle Renaissance- und Barockgiebel, die aber — im Gegensatz zu dem Brauch jener Epochen — keinen Farben- oder Bilderschmuck an Fassaden und Erkern aufweisen. Lediglich Buchstabenbänder mit Sinnsprüchen findet man gelegentlich. Sonst aber erstrahlen diese alten Häuser in leuchtend weißem Kalkanstrich, weshalb Teltsch den Beinamen „die weiße Stadt“ trägt.

Außer dem Marktplatz war das Schloß der Rosenbergs die Hauptsehenswürdigkeit, vor allem weil es zur Renaissancezeit zu einer Wasserburg umgestaltet wurde, in der herrliche Fresken, Glasmalereien und Stukkaturen insbesondere Nürnberger Künstler zu sehen waren. Teltsch, die weiße Stadt, hat unbeschädigt den Krieg überdauert. Man nennt sie heute zwar „Telč“, aber selbst die Tschechen können den deutschen Charakter der Stadt mit ihren Winkeln und Gassen, mit ihren Baudenkmalern nicht leugnen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Eßlinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“



Agrarstrukturverbesserung in Nusplingen von 1760 bis 1870

Diplomlandwirt Hans Gomringer

Die wichtigste Maßnahme zur Stärkung der deutschen Landwirtschaft für den immer näher rückenden Wettbewerbskampf in der EWG ist die Verbesserung der Agrarstruktur.

Bund und Länder haben sie als vordringlichste Aufgabe zur Schaffung von wirtschaftlich lebensfähigen, gesunden Familienbetrieben erkannt und lassen ihr mit Recht größtmögliche Förderung zukommen.

Die Gründe für die heutige Besitzersplitterung gehen weit zurück. Aus dem Gemeineigentum der altgermanischen Markgenossenschaft hat sich im Laufe der Jahrhunderte durch Aufteilung des Grund und Bodens unter die einzelnen Sippen der Genossenschaft das Privateigentum entwickelt. Diese Entwicklung fand im Mittelalter mit der Gewinnverfassung ihren Abschluß.

Weil die Sippen in Dörfern lebten und um eine möglichst gleichwertige Besitzverteilung nach Entfernung und Bodengüte zu erreichen, wurden die einzelnen Besitzanteile auf alle Gewanne verteilt. Die Verteilung des Sippen-Grundbesitzes unter die Sippenfamilien stellte den nächsten Schritt zur Besitzersplitterung dar. Diesem folgte, besonders in den Gebieten, in denen sich die ländliche Erbsitte der geschlossenen Vererbung nicht einbürgern konnte, also in den Realteilungsgebieten, die von Generation zu Generation sich wiederholende Aufteilung des Familien-Grundbesitzes unter die Erben, die den heutigen Zustand der Flurzersplitterung mit oft nur ein paar Ar großen Grundstücken herbeiführte.

Daß heute, im Zeitalter der Mechanisierung und Motorisierung der Landwirtschaft eine derartige Grundstückszersplitterung der Wirtschaftlichkeit eines jeden Familienbetriebes, mag der Betriebsleiter auch noch so tüchtig sein, entgegensteht, ja sein Fortbestehen unmöglich macht, bedarf keiner weiteren Erklärung. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Bund und Länder im Interesse einer gesunden deutschen Landwirtschaft und damit der Ernährung des deutschen Volkes dem Problem der Verbesserung der Agrarstruktur durch Umlegung und Aussiedlung die größte Aufmerksamkeit widmen. Der Gedanke der Zusammenlegung und Aussiedlung ist jedoch gar nicht so neu, als es erscheinen mag. Ja, man könnte mit Ben Akiba sagen: „Alles schon dagewesen“ — wenigstens der Gedanke.

Ein gutes Beispiel hierfür bietet in unserem Kreis die Gemeinde Nusplingen.

Die nicht in Stadtnähe gelegenen Landgemeinden waren in früheren Zeiten recht arme Gemeinden und der weitaus größte Teil ihrer Einwohner, Kleinbauern und Landhandwerker, war sehr arm. Durch mühselige Arbeit, ohne die heute zur Verfügung stehenden Düngemittel, versuchten sie, dem kärglichen Alboden Ernten abzurufen, die kaum für den Unterhalt ihrer eigenen Familie ausreichten.

Solch große Armut konnte auch den Regierungen der damaligen Zeit nicht gleichgültig sein. Sie waren deshalb auch schon damals darauf bedacht, Mittel und Wege zu suchen, um die Lebenshaltung, heute würden wir sagen, den Lebensstandard, der Bevölkerung zu verbessern und dadurch der immer stärker werdenden Auswanderung wertvoller Bevölkerungsteile vorzubeugen.

So wurde, unterstützt von Regierung und Kirche, bereits vor über 200 Jahren im Allgäu und in Oberschwaben mit der Aussiedlung der parzellierten Höfe aus der engen Dorflage hinaus in die Flur mit arrondiertem Grundbesitz begonnen. Ermutigt durch die dort gemachten Erfahrungen, ließ die Regierung auch in anderen Gegenden Erhebungen über Möglichkeit und Art einer Verbesserung der Lebensverhältnisse anstellen.

Ein im Jahr 1847 veröffentlichtes, auf Anforderung des Oberamts Spaichingen erstelltes Gutachten eines Fachmannes befaßt sich mit den Verhältnissen in der Gemeinde Nusplingen.

Inhalt und Vorschläge des Gutachtens decken sich fast vollkommen mit den heutigen Anschauungen über die Verbesserung der Agrarstruktur.

Die geschichtliche Entwicklung der Gemeinde Nusplingen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, bietet den Historikern reichen Stoff. Nach der Kreisbeschreibung hat Nusplingen als Dorf schon im 7. Jahrhundert bestanden. Die Zeit der Erhebung zur Stadt ist urkundlich feststellbar, jedoch erscheint Nusplingen im Jahr 1334 zum ersten Mal als Stadt. Seinen Stadtcharakter hat es um das Jahr 1700 wieder verloren und anscheinend später keinen Versuch zur Wiedererlangung derselben mehr gemacht.

Die über 2000 ha große Gemarkung, eine der größten Gemeindemarkungen im Kreis Balingen, war schon um 1450 fast im gleichen Ausmaß vorhanden.

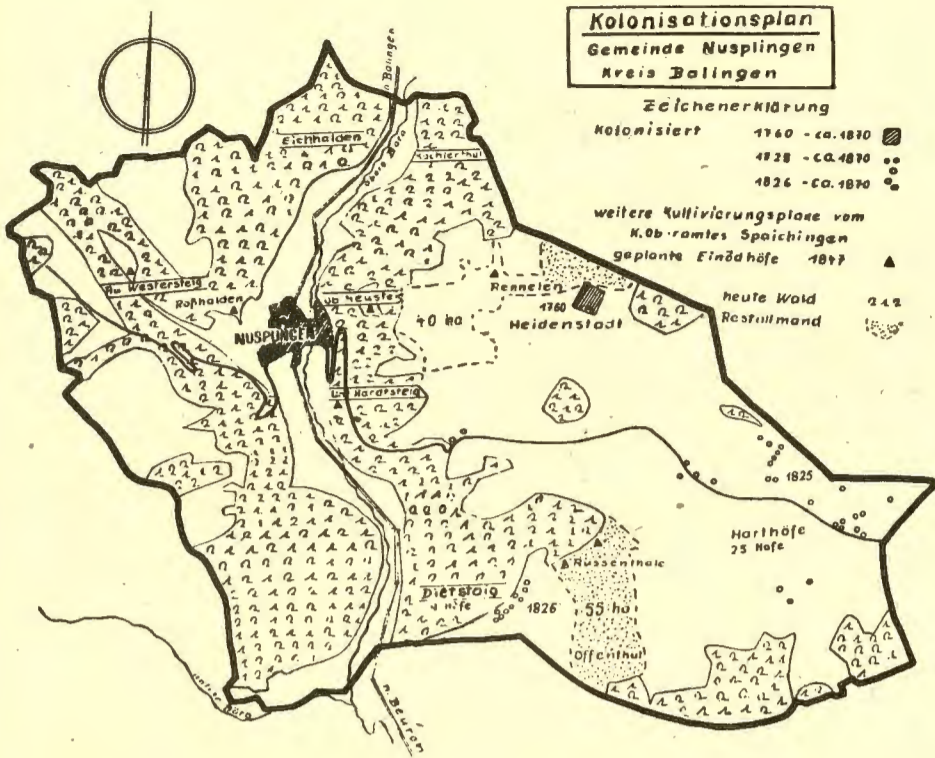
Der weitaus größte Teil der landwirtschaftlich nutzbaren Gemarkungsflur befindet sich auf der rund 900 m hoch gelegenen Albhochfläche, die zur damaligen Zeit auf steilen, für Mensch und Tier äußerst beschwerlichen Wegen nur sehr mühsam zu erreichen war. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß wir dort schon im 14. Jahrhundert Einzelsiedlungen erwähnt finden, die jedoch wie z. B. der Weiler Dietstaig, bereits im späten Mittelalter wieder verschwunden waren. Viele Flurnamen deuten auf solche Einzelsiedlungen von damals hin.

Einige Jahrhunderte lang wurden die Grundstücke dann wieder vom Ort aus bewirtschaftet, bis im Jahr 1760 fünf Nusplinger Bauern es wiederum wagten, sich auf den Höhen anzusiedeln, um den Weiler „Heidenstadt“ zu gründen. Versetzen wir uns zurück in die damalige Zeit, so muß man den Mut dieser fünf Bauern, den

Schutz ihrer bisherigen Dorfgemeinschaft zu verlassen, ihre saftigen Wiesen gegen die mageren Weiden auf der „Hart“ zu vertauschen, nur bewundern. Aber Pioniere sind immer aus zähem Holz geschnitzt und, wenn sie sich durchzusetzen vermögen, ziehen sie andere nach. So entwickelte sich diese Siedlung im Laufe von rund 100 Jahren zu einem Weiler, dessen Bevölkerungszahl im Jahre 1870 die Erbauung einer Kapelle und eines Schulhauses notwendig machte. Im Jahr 1825 wurde dann auch mit der Besiedlung anderer geeigneter Stellen der weit ausgedehnten „Hart“ begonnen. In diesem Jahr wurden die ersten „Harthöfe“ erbaut, in die neben einheimischen Bauern auch solche aus dem Unterland einzogen. Hier entstanden dann im Laufe von rund 100 Jahren etwa 30 Einzelhöfe.

Im Jahr 1826 begann die Gründung des Weilers „Dietstaig“ mit dem Bau von drei Häusern durch einen Nusplinger Bürger. Heute hat Dietstaig 9 Höfe.

Das Ende des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts stellt eine Zeit großer politischer Umwälzungen dar, die für große Gebietsteile und für viele Gemeinden einen Wechsel ihrer Obrigkeit mit sich brachte. So kam Nusplingen im Jahr 1806 zu Württemberg, wurde zunächst dem Oberamt Balingen und dann 1810 dem Oberamt Spaichingen zugeteilt. Die Armut war in Nusplingen, wie in den meisten von den Städten weit entfernten Gemeinden, groß, weil die Bevölkerung außer der Landwirtschaft keinerlei Verdienstmöglichkeit hatte. Land für die landwirtschaftliche Nutzung dagegen war reichlich vorhanden. Die großen Allmandflächen der Gemeinde wurden aber äußerst extensiv bewirtschaftet, weil sie zum weitaus größten Teil weit vom Ort entfernt auf den Hochflächen lagen. Die 1825 und 1826 begonnene Besiedlung der Hochflächen konnte noch nicht viel zur Behebung der allgemeinen Armut beitragen. Im Suchen nach weiteren Wegen zur Hebung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung beauftragte das Oberamt Spaichingen im Jahr 1846 einen Herrn Reinhardt, die bestehenden Verhältnisse zu untersuchen und Vorschläge für ihre Verbesserung auszuarbeiten. Das Gutachten wurde 1847 erstattet und im Correspondenzblatt des Königlich Württembergischen Landwirtschaftlichen Kreises veröffentlicht. Die Untersuchungen und das Gutachten sind mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt durchgeführt, die einem Fachmann von heute alle Ehre machen würde, und die darin enthaltenen Vorschläge decken sich fast vollkommen mit den heute zur Durchführung kommenden Maßnahmen zur Verbesserung der Agrarstruktur. Trotz der Veränderungen, die in der Zwischenzeit stattgefunden haben, sei es durch Aufforstungen oder Änderung der Flurnamen, läßt sich heute noch ein ziemlich genaues Bild über die Vorschläge von damals und die Lage der geplanten Hofstellen rekonstruieren. Die Lage von 9 der geplanten 11 Höfe kann heute noch festgestellt werden, während die Beschreibung im Gutachten für die Feststellung der Lage der beiden anderen Höfe, wahrscheinlich wegen inzwischen erfolgter Flurnamensänderung, nicht ausreicht. (Auf



der Karte sind die geplanten Höfe mit einem ausgefüllten Dreieck eingezeichnet). Die meisten der geplanten Hofstellen mit den dazu vorgesehenen landwirtschaftlichen Nutzflächen sind heute bis auf wenige Restflächen mit Wald bewachsen. Keine der gepflanzten Hofstellen kam jedoch zur Ausführung, es sei denn, daß die im Russental und Renelen geplanten Hofstellen errichtet und den bereits bestehenden Weilern angeschlossen wurden.

Nusplingen bietet somit ein gutes Beispiel für den Beginn der Vereinigung auf der Albhochfläche. Die Gutachten von damals können sehr wohl mit unseren heutigen Vorplanungen verglichen werden.

Um den heutigen Zweiflern an dem Wert der Verlegung von Hofstellen in die Flur hinaus die Richtigkeit dieser Maßnahmen zu beweisen, seien einige Zahlen genannt, die ihren Erfolg schon in der damaligen Zeit zeigen.

In Nusplingen waren vorhanden:

	1829	1841
Pferde	15	54
Rindvieh	223	511
Ziegen	60	81
Schweine	10	96

Wir ersehen aus diesen Zahlen, daß innerhalb von 12 Jahren nach der Höfe-Gründung der Pferdebestand in Nusplingen auf mehr als das 3½fache gestiegen ist, der Rindviehbestand sich fast verdoppelt und der Schweinebestand sich mehr als verneunfacht hat. Wenn auch mit Recht angenommen werden darf, daß während dieser Zeit auch die Leistung der Landwirtschaft im Dorf selbst gestiegen ist, so ist der allgemeine gewaltige Leistungsanstieg doch unzweifelhaft den Aussiedlern zuzuschreiben. Die tieferen Gründe, die zu dieser Leistungssteigerung führten, sind in der nunmehr möglichen freieren und den natürlichen Verhältnissen angepaßten besseren Wirtschaftsführung zu suchen.

Der allererste Gesichtspunkt in der Nutzung seiner Felder war für den Bauern der früheren Zeiten, das tägliche Brot für sich und seine Familie zu schneiden. Bei der im Verhältnis zu heute damals geringen Ertragsfähigkeit der Böden war er deshalb gezwungen, jedes auch nur einigermaßen dazu geeignete Grundstück, selbst solche an ziemlich steilen Hängen, unter den Pflug zu

nehmen. Der verbleibende Rest wurde als Grünland genutzt, das aus den verhältnismäßig wenigen Talwiesen und den armen Weiden auf den Höhen bestand.

Ihre geringe Ertragsfähigkeit machte es dem Bauern meistens nicht möglich, einen genügenden Vorrat an Winterfutter anzulegen. Oft mußte er sein Vieh durch den Winter hindurchhungern. Im Frühjahr waren die Zugtiere dann für die schweren Ackerarbeiten fast zu schwach mit dem Ergebnis, daß auch die Felderbestellung nicht in dem erforderlichen Maße ausgeführt werden konnte und die Ernteerträge infolgedessen ebenfalls geringer waren.

Einem erfolgversprechenden Ackerbau auf dem Heuberg standen neben der großen Entfernung nicht nur die 900 m betragende Höhenlage, sondern auch die 950 mm Niederschläge und die mittlere Jahrestemperatur von 6 Grad C. entgegen.

Jetzt nach der Anlegung der Weiler lagen ganz andere Verhältnisse vor. Die Hofstelle war zum Feld gegangen, die Entfernungen deshalb kurz, das von Natur arme Grünland konnte besser gedüngt und gepflegt, mehr Vieh konnte gehalten und besser gefüttert und das Ackerland besser gedüngt

und bearbeitet werden. Das Ergebnis war eine allgemeine Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und damit des Einkommens der Bauernfamilien.

Also nicht nur die ausgesiedelten Bauern zogen Nutzen aus der Ausiedlung, sondern auch die im Dorf verbliebenen Bauern, dadurch, daß die Aussiedler Land zur Aufstockung frei machten und auch Möglichkeiten zur Erweiterung der Hofstellen im Dorf schafften.

Wie schnell und wie stark die Umstellung vom Ackerbau zur Grünlandwirtschaft in Nusplingen vor sich ging, mögen folgende Angaben zeigen:

	1873	1900	1927	1937	1950
Ackerland ha	687	808	710	488	310
Grünland ha	361	340	467	619	620

Zu dieser rückläufigen Bewegung vom Ackerbau zur Grünlandwirtschaft hat allerdings, besonders in den letzten sechs Jahrzehnten, auch das Aufkommen anderer Erwerbsmöglichkeiten beigetragen. Die um die Jahrhundertwende begonnene Errichtung von Filialbetrieben der Industrie in den stadtfernen Landgemeinden hat auch in Nusplingen die Einkommensverhältnisse und die Lebenshaltung der Bevölkerung, wenn zunächst auch nur langsam, wesentlich verbessert. In gleicher Richtung wirkte sich die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse zur Stadt oder sonstigen außerörtlichen Arbeitsstätten aus.

Wie in allen Landgemeinden unseres Kreises festzustellen ist, hat diese Entwicklung aber auch dazu geführt, daß viele einheimische Familien, besonders die der jüngeren Generation angehörenden, ihren landwirtschaftlichen Betrieb einschränkten, wenn nicht gar ganz aufgaben. So ist in den Jahren zwischen 1933 und 1955 der Viehbestand in Nusplingen um 14 Prozent zurückgegangen.

Jetzt, nachdem sich Nusplingen zu einer wohlhabenden Gemeinde entwickelt hat, gilt es aber, ihrer Landwirtschaft wieder mehr Beachtung zu schenken und sie auf die heutigen allgemeinen Verhältnisse und Erfordernisse einzustellen, wenn sie auch eine gesunde Gemeinde sein und bleiben will, denn in Notzeiten kann nur die einheimische Landwirtschaft die Ernährung aller Einwohner sicherstellen.

Um dieses Ziel zu erreichen, sollten weitere bäuerliche, wirtschaftlich gesunde Betriebe von genügender Größe geschaffen werden. Die Höhenlagen der Gemarkung mit ihren großen, noch nicht aufgeforsteten Allmandflächen (rd. 90 ha) bieten sich geradezu hierfür an. Mit anderen Worten, die in dem Gutachten von 1847 gemachten Vorschläge sollten den heutigen Verhältnissen entsprechend weiter verfolgt und ausgeführt werden.

Aus einem Reisebericht des Jahres 1784

Im Jahr 1784 erschien, ohne Verfasser- und Ortsangabe, ein 300 und etliche Seiten starkes Buch mit dem Titel „Reisen eines Curländers durch Schwaben“. Schon bald sickerte durch, daß der vermutliche Verfasser Joh. Ferdinand Gaum, ein guter Schwabe war: 1738 in Herrenberg geboren, wurde er 1770 Diakon in Markgröningen, 1777 Professor an der Klosterschule in Blaubeuren und später, 1797, Dekan in Calw bis zu seinem Tod im Jahre 1814.

Es ist auffallend, wie gut Balingen, „eine der besten und nahrhaftesten Städte im Herzogtum“, bei dem meist kritischen Berichterstatter wekommt; ob verwandtschaftliche oder andere Beziehungen vorlagen, läßt sich vielleicht noch feststellen.

Vor dem unten folgenden Abschnitt wird Hechingen kurz besprochen, nachher Sulz, wo der kürzlich verstorbene Oberamtmann Müller und sein verdienstvolles Wirken besonders gerühmt wird, sonst wird keine

Stadt im Schwarzwald und dessen Vorland besprochen.

So erscheint ein wörtlicher Abdruck aus dem 8. Brief (S. 182) auch für den heutigen Leser nicht ohne Reiz, zumal die durch den Dekan gedämpfte Empörung der „sehr republikanisch gesinnten“ Balingen gegen den Herzog Karl Eugen u. W. kaum bekannt ist. Die aus Pfeffingen berichtete „Art von demokratischer Verfügung“ wird auch anderwärts erwähnt. H. R. in F.

Gaum, 8. Brief

Von Hechingen gingen wir nach Balingen, eine der wohlgebautesten und größten Landstädte des Herzogtums, die nicht nur, wenn sie schon ein etwas rauheres Klima hat, als man weiter unten im Lande antrifft, doch in einer sehr fruchtbaren Gegend liegt; sondern deren Einwohner auch um der sehr starken Gewerbe willen, die

sie treiben, in ungemein guten Vermögensumständen sind. Die Bürger — vermutlich trifft das Sprüchwort auch bey ihnen ein: Gut macht Muth — stehen in dem Credit, daß sie sehr republikanisch gesinnet seyen, und sich wider ihre Vorrechte und Privilegien nicht gern etwas zumuthen lassen; wovon sie ehemals, in den mißlichen Zeiten, da der Herzog und die Landstände nicht wohl zusammen sahen, und jener ernstliche Verfügungen machte, sie zum Gehorsam zu bringen, sehr nachdrückliche Proben abzulegen im Begriff gewesen seyen. Der Superintendent aber habe durch eine kluge und eindringliche Vorstellung die Gemüther wieder zu stillen gewußt, welches ihm auch nachher eine sehr ansehnliche Beförderung zuwegegebracht haben sollte.

In der Gegend von Balingen ist ein Amtsort und Dorf, **Pfeffingen**, von dem man eine seltsame Gewohnheit erzählt. Wenn Eheleute zänkisch leben, so werden sie zur Nachtzeit durch einen starken Stokschlag an ihre Thüre und den Zuruf: **der Datte kömmt**, gewarnt, und zum Frieden erinnert. **Datte** ist ein nur unter dem niederen Pöbel in Schwaben, und besonders in dem Herzogthum Württemberg, gewöhnliches Wort, das so viel, als Vater, sagen will. Den unfriedlichen Leuten wird eine kurze Frist gegönnet, sich zu bessern, um den Datte die Bemühung, sein Amt an ihnen zu verrichten, zu ersparen. Fruchtet dieser erste Wink

nichts, so wird der Stokschlag nach zwei oder drey Nächten mit Nachdruck wiederholt, und der Zuruf verstärkt. Trägt es sich aber zu, daß auch dies ohne Nutzen abläuft; so brechen zween oder drey verkleidete, oder sonst unkennbare Männer in das von dem Asmodi besessene Haus mit Gewalt ein; und nun geschieht das, was vorhin an der Haustüre geschah, auf dem Rücken der Kazbalger mit solcher Energie, daß man des auf diese Operation erfolgenden Hausfriedens beynahe allemal mit vollkommener Zuverlässigkeit versichert seyn kann. Man behauptet, diese Sitte sey nicht nur in diesem Dorfe, sondern auch in andern Flecken der dasigen Gegend eingeführt. Die Obrigkeit sieht durch die Finger, und kann sich diese Art von Demokratischer Verfügung vielleicht desto eher gefallen lassen, da ihr dadurch manche verdrüßliche Bemühung, solche Eheleute vor Amt zu fordern, erspart, und die Absicht doch, und vielleicht noch besser, als durch Zureden des Geistlichen, nach dem, als einem wehrlosen Mann, rohe Bauern ohnehin selten viel fragen, oder durch die Strafen des weltlichen Vorstehers erreicht; hingegen auf diese Weise der Proceß ganz kurz und summarisch, und zwischen vier Wänden abgethan wird. Der Wiederhersteller des Friedens verlangt auch durchaus keine Belohnung für diese Dienstleistung; und Uneigennützigkeit ist ja überall eine gute Seite.

boren und 1563 ins Tübinger Stift aufgenommen wurde. Er hat dies 1567 eigenmächtig (mit seinem Bruder?) verlassen, was seinen Ausschluß zur Folge hatte, überlebte 1572 die Bartholomäusnacht in Paris, wobei er seinen jungen Herrn von savoyardischem Adel rettete, und lebte noch 1599 als Jungeselle in Paris. Der dritte Sohn aus dieser Ehe (es sind noch die Namen zweier Töchter bekannt) ist der Balingen Präzeptor Hieronymus. Er ist in Kulmbach geboren und kam über die Klosterschule Hirsau ins Tübinger Stift (Januar 1568), wo er aber im April 1571 ausgetreten ist. Die nächsten Jahre seines Lebens liegen im Dunkeln (sollte er auch nach Frankreich gezogen sein?) bis zur Übernahme des Balingen Präzeptorats. Es folgt von 1579 bis 1582 eine gleiche Tätigkeit in Lauffen a. N., dann bis 1588 ist er 1. Kollaborator in Marbach, bis 1595 Präzeptor in Großbottwar und dann bis zu seinem Tode (März 1598) Ludimagister in Marbach. Wir kennen die Namen von drei Töchtern und einem Sohn Wendel, der am 19. März 1595 die Hochschule in Tübingen aufsucht als ehemaliger Klosterschüler in Bebenhausen, dann im Juli 1597 ins Stift aufgenommen wird, das er aber im Oktober 1599 mit Urlaub nach Paris verläßt und nicht wiederkehrt. Nun hat aber der Vater am 27. Januar 1566 in Eßlingen in zweiter Ehe eine Anna Sachs geheiratet, vielleicht eine Schwester der ersten Frau, und diese war die Witwe des Josef Münsinger von Frundeck, eines Nürnbergischen Burghauptmanns, der 1561 in Nürnberg gestorben war. Aus dieser Ehe stammen zwei Kinder, ein Sohn Johann Michael, der am 15. Februar 1583 in Tübingen eingeschrieben wurde (er ist 1600 in der Steiermark tätig als Prediger des Barons Johann Friedrich Hofmann auf Grünbühl und Strechau), und eine am 9. April 1569 geborene Tochter Felicitas, die am 5. August 1592 in Tübingen als ledige Kindsmörderin hingerichtet wurde. Ihre Mutter Anna ist erst am 10. Juli 1610 gestorben, in dritter Ehe mit einem Mag. Georg Hutzel verheiratet.

Der nächste Balingen Präzeptor Mag. Johannes Nuber, der mit 23 Jahren Präzeptor in Kirchheim/Teck und im folgenden Jahr 1579 in Balingen wurde, kommt nicht von der Tübinger Hochschule. Es ist auch nicht zu erkennen, wohin er 1587 versetzt wurde, nachdem das Einvernehmen mit der Elternschaft erheblich gestört worden war.

Von 1587 bis 1611 wurde die Balingen Lateinschule von Christian Salicetus versehen, der sich bei seiner Immatrikulation in Tübingen am 11. Juni 1572 (aus der Klosterschule Hirsau kommend) als Tübingensis bezeichnet. Aber dieser Name ist als Familienname in Tübingen unbekannt. Eine Rückübersetzung des latinisierten Namens führt auf Weidner, aber das hilft auch nicht weiter, da auch dieser Name um 1550 (Geburtsjahr des Präzeptors) in Tübingen nicht vertreten ist. Seine berufliche Laufbahn beginnt im Juli 1576 mit einer Tätigkeit als Collaborator in Bietigheim bis 1584, an die sich das Präzeptorat in Böblingen bis 1587 anschließt. In der Tübinger Universitätsmatrikel tritt der Name Salicetus nicht wieder auf.

Nun nennt die Türkensteuerliste von 1544 in einem Haus der Neckarhalde einen Klaus Wydner, Schreiner, und Hans Wydners Witwe — ihr Mann war Tischmacher —, weiter nennt das Spitallagerbuch von 1569 einen Schreiner Balthas Weidner in der Neckargasse und das Taufbuch von 1572 (Pestjahr!) einen Hans Weidner. Man wird in diesen Personen die Verwandten des Balingen Präzeptors sehen dürfen. Der Name Salicetus kommt im übrigen in der Matrikel nicht mehr vor.

Sein Nachfolger in Balingen war der Bruder des berühmten Nikodemus Frischlin Mag. Jakob Frischlin, der seine bewegte Laufbahn, die ihn an viele schwäbische

Zur Lebensgeschichte einiger Balingen Präzeptoren

Von Reinhold Rau in Tübingen

Die vortreffliche Geschichte der Höheren Schule Balingens, die Studienrat Dr. Wilhelm Foth soeben unter dem Titel „Von der Lateinschule zum Gymnasium“ herausgebracht hat, hat aus begreiflichen Gründen darauf verzichtet, den Lehrerpersönlichkeiten im einzelnen nachzugehen, die an der Schule gewirkt haben. In den nachfolgenden Ausführungen soll über die Lehrer im ersten Jahrhundert nach der Reformation als eine Art Ergänzung zusammengetragen werden, was sich über ihre Herkunft und berufliche Laufbahn sagen läßt.

Der erste Schulmeister, der die grundlegende Neuordnung des Schulwesens in der Großen Kirchenordnung von 1559 mitgemacht hat, Conrad Edelman, gibt bei seiner Immatrikulation in Tübingen (21. April 1541) an, er sei Tübingensis. In der Tat nennt die Tübinger Türkensteuerliste von 1544 unter den Universitätsverwandten einen Mag. Bartholomäus Edelman, den man als seinen Vater vermuten und mit dem Bartholomäus Edelman aus Tübingen gleichsetzen kann, der am 23. Dezember 1504 eingeschrieben worden ist. Den Magistertitel hat er an einer unbekanntenen Universität erworben. In Senatsakten wird dieser Mag. Bartholomäus Edelman als Librarianus und Antiquarius bezeichnet. Die älteste Erwähnung eines Edelman in Tübingen liefert eine Verkaufsurkunde von 1505, in der ein Hans Edelman als Nachbar des Blaubeurer Hofes in der Hafengasse genannt wird; und in einer Urkunde von 1511 wird die Witwe von Auberlin Edelman erwähnt mit einem Grundstück in der Nähe des Hagtors. Noch zur Zeit des Balingen Präzeptors lebt ein Barthlm Edelman in Tübingen in einem Haus in der Hafengasse. Mit ihm ist die Familie in Tübingen erloschen. Kurz darauf ist auch der Balingen Zweig ausgestorben mit einem Sohn Gottlieb (Theophilus), der am 2. November 1549 in Balingen geboren, nach Besuch der Klosterschule Herrenalb am 3. Dezember 1568 in Tübingen eingeschrieben wurde und nach seiner Beförderung zum Magister (1. August 1571) über das Klosterpräzeptorat in Königsbronn (bis 1575) und das Diakonat in Winnenden 1576 zur Pfarrei Zell a. N. (bei Altbach) kam und dort im gleichen Jahr starb. Ein Johann

Conrad Edelman, dessen Herkunft und Studiengang unbekannt ist, wird 1572 als Präzeptor in Tuttingen erwähnt.

Der Nachfolger Edelmanns, Mag. Christoph Garbitius (1568—1572), stammt ebenfalls aus Tübingen, wo sein Vater Mag. Matthias Garbitius (so latinisiert statt des slowenischen Grbitz), seit man ihn von Wittenberg 1537 als Ordinarius des Griechischen geholt hatte, bis zu seinem Tode (1. Mai 1559) gewirkt hat. Der Sohn Christoph wurde am 18. April 1554, sein Bruder Nikolaus am 31. Mai 1558 in Tübingen immatrikuliert. Die Mutter der beiden war Magdalena Roser aus Urach. Das weitere Schicksal der Söhne ist unbekannt. Den Magistertitel hat Garbitius nicht in Tübingen erworben.

Sein Nachfolger war bis zu seinem frühen Tode 1575 Mag. Wilhelm Kappler, der seit 1568 in Wildberg, seit 1570 in Tuttingen und seit 1572 in Balingen lehrte. Daß er personengleich war mit dem aus Wildberg stammenden Martin Kappler, der am 20. Juni 1551 in Tübingen eingeschrieben und am 21. Januar 1555 zum Magister promoviert wurde, ist deshalb unwahrscheinlich, weil dieser schon am 12. Februar 1556 Helfer in Sulz a. N. und 1560 Pfarrer in Wittershausen geworden war. Darnach wäre die Übernahme eines Präzeptorats ein unwahrscheinlicher Rückschritt. Damit bleibt freilich Herkunft und Studiengang des Balingen Präzeptors im Dunkeln.

Besser steht es mit unserer Kenntnis bei seinem Nachfolger Hieronymus Heppel, der auch nur drei Jahre lang in Balingen wirkte (bis 1579). Sein Vater Friedrich Heppel lebte, ehe er in württembergische Dienste trat, in Kulmbach, vielleicht im Dienst des dortigen Markgrafen, weshalb seine drei Söhne aus erster Ehe nicht in Württemberg geboren sind. Seit 1559 ist er in Stuttgart als Visitationsssekretarius nachzuweisen, wird 1569 entlassen und stirbt im März 1573. Der älteste Sohn Johann, in Kulmbach geboren, beginnt sein Studium am 24. April 1562 in Tübingen und beschließt es mit der Magisterpromotion am 31. Juli 1566, dann verläßt er das Land und stirbt in Frankreich, unbekannt wann, vielleicht im Zusammenhang mit dem Schicksal des zweiten Bruders Johannes Friedrich, der in Crailsheim 1549 ge-

Schulen führte, in Balingen beschloß, wo er auch die Lateinschule besucht hatte.

Seinen Nachfolger Johann Christoph Kerler liefert wieder die Stadt Tübingen. Sein Vater Erasmus Kerler, Sohn des Thomas Kerler in Memmingen, hat Ostern 1583 in Tübingen die jüngste Tochter Veronika (geboren 15. April 1563) des verstorbenen Deutschen Schulmeisters Johann Christoph Kölner geheiratet. Ein Kind aus dieser Ehe ist der Balingener Präzeptor, geboren 3. Juli 1595, als Maulbronner Klosterschüler in Tübingen immatrikuliert am 19. August 1612, ins Stift aufgenommen 7. Februar 1615. Im selben Jahr wird er Collaborator in Sindelfingen, wo er auch Margarete, die Tochter des Böblinger Präzeptors Johannes Cantz, heiratet. Es folgt auf ein Jahr Tätigkeit in Sindelfingen ein Jahr in Balingen, dann von 1617 bis 1624 das Präzeptorat in Ebingen, von 1624 bis 1627 eine Stellung am Pädagogium in Stuttgart und von 1627 bis 1648 die Leitung der Lateinschule in Göppingen.

Sein Nachfolger Johann Martin Gering kommt ebenfalls von der Schule in Sindelfingen, aber über die Balingener Zeit (bis 1620) hinaus ist von ihm keine weitere Tätigkeit an einer Schule des Landes bekannt. Das mag damit zusammenhängen, daß er kein Landeskind ist. Sein Vater Johann Gering in Bern war schon gestorben, als der Sohn im Januar 1614 in Tübingen eingeschrieben und im März als Hospes im Stift am Tisch der Proselyten aufgenommen wurde. Am Sonntag Jubilate 1616 wird in Tübingen seine Eheschließung mit Apollonia, Tochter des Thomas Krapff von Neuburg a. Donau, proklamiert.

An seine Stelle in Balingen tritt ein Maul-

bronner Promotionsgenosse des Johann Christoph Kerler, Melchior In Arena aus der bekannten Schorndorfer Familie. Er war in Tübingen im Mai 1614 ins Stift aufgenommen und im August desselben Jahres zum Magister befördert worden. Balingen war seine erste Stelle, die er 1624 mit Göppingen vertauschte. Drei Jahre später wurde er als Nachfolger seines Vaters Georg In Arena Präzeptor in Markgröningen (bis 1635). Darüber hinaus kennen wir noch eine Tätigkeit in Leonberg und Herrenberg (bis 1641).

Es bleibt noch der Mann zu besprechen,

der die Schule in Balingen in der schlimmen Zeit des Dreißigjährigen Krieges leitete, Johann Andreas Reichard, ein Sohn des Pfarrers von Oberriexingen Mag. Johann Reichard. Als Maulbronner Klosterschüler am 1. Oktober 1611 in Tübingen eingeschrieben, wird er am 4. April 1614 ins Stift aufgenommen, das er noch im selben Jahr verläßt, um eine Stelle als Collaborator in Cannstatt (bis 1622) anzutreten. Nach zweijähriger Tätigkeit in Göppingen (1622 bis 1624) wird er dann zur Leitung der Balingener Lateinschule berufen, die er bis zu seinem Tode 1651 innehatte.

Drei Natur- und 37 Landschaftsschutzgebiete

Fast 16 000 Hektar des Kreises Balingen unterliegen Sonderbestimmungen für alle Besucher: Es sind die 37 Gebiete unter Landschaftsschutz und die drei Naturschutzgebiete. Dies geht aus einer Veröffentlichung der „Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege“ in Ludwigsburg hervor, die den Stand vom 30. Juni 1961 zeigt. In einem Verzeichnis sind alle geschützten Gebiete kurz beschrieben und eine mehrfarbige Karte zeigt im Maßstab 1:200 000 die „Naturschutzgebiete“, die „einstweilig sichergestellten Naturschutzgebiete“, die „Landschaftsschutzgebiete“ und die „einstweilig sichergestellten Landschaftsschutzgebiete“. Ein angegliederter Bildteil mit 64 Seiten bringt ergänzend auch drei Aufnahmen aus dem Kreisgebiet: Den Lochenstein, den Schaffberg und ein Motiv aus dem Naturschutzgebiet Untereck.

Verglichen mit dem ganzen Regierungsbezirk, hat Balingen innerhalb seiner Kreisgrenzen immerhin ein Viertel aller geschützten Gebiete: 55 706 Hektar von Südwürttemberg-Hohenzollern stehen unter Landschaftsschutz.

Im Vorwort des Verzeichnisses wird die Veröffentlichung mit Arbeitserleichterung für die Behörden begründet. Zugleich versichert der Herausgeber dem Interessierten, er werde im Laufe der Zeit noch mehr und ausführlicheres Material zur Verfügung stellen. Gedacht ist dabei an Monografien der einzelnen Gebiete, in denen auch die jeweiligen Sonderbestimmungen enthalten sind. In einer eigens dafür begründeten Schriftenreihe erschienen bisher bereits Bände über den Favoritepark und den Federsee.

Die Veröffentlichung der Landesstelle basiert auf den Vorarbeiten der Unteren Naturschutzbehörden, die für jedes Kreisgebiet das Material zusammentrug.

Das größte Naturschutzgebiet des Kreises ist mit etwas über 32 Hektar das Untereck bei Laufen, von dem es heißt: „Steilabfall der Schwäbischen Alb, Felsen, Rutschen, Steilhänge. Urwaldartige Partien mit Buchen-Tannen-Wald, Schluchtwald, dazwischen auf den Mergelrutschen. Bergreitgrasgesellschaft. Interessante Vogelwelt. Banngebiet“. Mit 16,7 Hektar ist der Irrenberg bei Pffingen das zweitgrößte Naturschutzgebiet am Hang der Südwestalb. Schließlich gehört noch das 4,4 Hektar große Naturschutzgebiet Zellerhorn in Onstmettingen zum Kreis. Fortsetzung folgt.

Die Konstanzer wollen das Pulver erfunden haben

Der Konstanzer Oberarchivar Dr. Otto Feger macht der Stadt Freiburg den Rang streitig, daß in ihren Mauern das Schießpulver erfunden wurde. Er glaubt vielmehr, daß höchstwahrscheinlich in der ehemaligen Bischofsstadt Konstanz diese umwälzende Erfindung gemacht wurde. Zum Beweis dessen stützt sich der Leiter des städtischen Archivs von Konstanz vor allem auf die „älteste Nachricht über den Gebrauch des Schießpulvers“, die merkwürdigerweise bis vor kurzem der Forschung entgangen sei.

Diese Nachricht wurde in der Konstanzer Chronik aus der Mitte des 14. Jahrhunderts entdeckt. In ihr wird berichtet, wie 1334 Kaiser Ludwig der Bayer den Konstanzer Bischof Nikolaus von Frauenfeld in seiner Festung Meersburg mehrere Monate lang erfolglos belagert hat. Sie fährt dann fort: „Es war auch damals ein Meister, der sandte Schüsse aus einer Büchse, die einen schrecklichen und harten Ton hatte mit dem Ausgang des Schusses, so daß viele Menschen beiderlei Geschlechts beim Hören des Schusses halb tot oder ohnmächtig auf das Erdreich fielen.“ Der Meister, der diese „schrecklichen Schüsse“ ausandte, stand im Dienst des Bischofs.

Demgegenüber hieß es bisher, daß um das Jahr 1380 der Franziskanermönch Berthold Schwarz in einem Freiburger Kloster durch einen Zufall das Pulver erfunden habe. Die Stadt errichtete 1853 diesem Mönch ein Denkmal, das noch heute zu den Sehenswürdigkeiten von Freiburg gehört.

Aus dem Chronikbericht folgert Dr. Feger, daß das Pulver bereits vorher, vielleicht ein bis zwei Jahrzehnte vor 1334, erfunden sein könnte, und zwar durch einen Magister Berthold, der, soweit bekannt, um diese Zeit für Freiburg nicht nachweisbar sei. Wohl aber habe von 1329 bis 1336 an der Universität Paris, dem damaligen Mittelpunkt der naturwissenschaftlichen Studien, ein „Magister Bertoldus de Constancia“,

gewirkt. Es erscheine denkbar, daß dieser Magister seine Erfindung in Konstanz machte und dann nach Paris zog. Als Erfinder des Pulvers könne aber auch der Doherr Magister Berthold zu Litzelstetten in Frage kommen, der 1317 starb und zum Freundeskreis des 1306 gestorbenen Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg gezählt hat. Auf jeden Fall bestehe die größere Wahrscheinlichkeit, daß ein Konstanzer das Pulver erfunden hat.

Die Siebenschläfer-Legende

Die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft ermöglichten es, Entstehung und Deutung der Zusammenhänge des Begriffs Siebenschläfer zu finden. Im heutigen Siebenschläfertag sind eine Heiligenlegende und eine volkstümliche Wetterregel vereinigt.

Die Legende berichtet von sieben Jünglingen, die sich 251 n. Chr., um einer Verfolgung unter Kaiser Decius zu entgehen, in eine noch heute gezeigte Höhle im Berge Kalion bei Ephesus verbargen. Sie schliefen dort ein und wurden von ihren Verfolgern eingemauert. Unter Theodosius II. wurde die Höhle im Jahre 446 zufälligerweise wieder geöffnet, und welch ein Wunder! Die sieben Jünglinge, die nahezu zweihundert Jahre in der vermauerten Höhle geschlafen hatten, erwachten als Greise, aber mit Gesichtern, die wie Frühlingsrosen strahlten. Nachdem sie dem herbeigeeilten Bischof Martin, dem Kaiser und dem Volke das Wunder bezeugt hatten, starben sie vom Glorienschein der Heiligkeit umgeben. Diese Legende hat sich bis weit in den Orient, bis nach Abessinien verbreitet, und findet sich sogar im Koran der Mohamedaner wieder.

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts tritt die Legende der Siebenschlä-

fer auch im Abendland in den Vordergrund. Die katholische Kirche hat das Andenken an die Siebenschläfer durch einen Kalendertag, den 27. Juni, erhalten. Welche Bedeutung im einzelnen der Zahl 7 zukommt, ist noch ungeklärt, daß sie aber eine Rolle spielt, geht schon aus der Häufung hervor, die wir in den wenigen Bezeichnungen: Siebenschläfer, 27. und sieben Wochen Regen finden.

Die Landbevölkerung, deren Erwerb und Beschäftigung vom Wetter abhängig ist, besaß von jeher eine weit bessere Beobachtungsgabe für das Wetter als die Städte. Es scheint so, daß bereits im Spätmittelalter die Volkswetterkunde die Zeit von Ende Juni bis Anfang Juli als einen wichtigen Wetterabschnitt erkannt hatte. Als die Kirche den Gedenktag an die heiligen Siebenschläfer auf den 27. Juni festgelegt hatte, war die Verbindung der volkstümlichen Wetterregel mit der Legende gegeben. Die Kalenderliteratur, die lange Zeit das einzige Druckerzeugnis war, das von der großen Masse des Volkes gelesen wurde, sorgte für eine weite Verbreitung der Bedeutung des Siebenschläfertages, wobei im Laufe der Zeit von der Wetterregel die Legende im Volksbewußtsein zurückgedrängt wurde.

Amtsstadt Balingen / Landvogtei am oberen Neckar

Von Dr. Wilhelm Foth

Balingen vor 150 Jahren

Eine der interessantesten Geschichtsquellen für die Zeit nach der Reformation sind die Kirchenvisitationsprotokolle. Alljährlich wurde jede Kirchengemeinde visitiert, grundsätzlich vom „Spezial“, oder wie wir heute sagen, Dekan. Da ein Spezial sich natürlich nicht selbst visitieren konnte, wurde seine eigene Gemeinde meist von einem Spezial der Nachbarschaft visitiert, Balingen z. B. meist vom Spezial in Sulz. Kam dieser nun zur Visitation, so wurde ihm vom Balingen Spezial ein Bericht vorgelegt, der fast über das gesamte Leben in Balingen Aufschluß gab.

Da diese Berichte also keineswegs nur Angaben über die kirchlichen Verhältnisse enthalten, sondern insbesondere auch über Bevölkerungsbewegung, Schulen, allgemeines Verhalten der Bevölkerung usw. dürften sie auch heute noch für einen weiteren Kreis von Interesse sein. Zum Abdruck habe ich in den letzten der im Staatsarchiv Ludwigsburg liegenden Berichte von 1811 gewählt.

Jedem Abschnitt möchte ich einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, während einzelne Sacherklärungen in Anmerkungen zu den einzelnen Punkten gegeben werden.

1. Abschnitt:

Balingen war 1811 noch eine typische Kleinstadt mit kaum 2900 Einwohnern. Konfessionell war es fast geschlossen evangelisch-lutherisch. Auffällig ist die fast gleiche Zahl der Geborenen und Gestorbenen, hervorgerufen durch die in der damaligen Zeit allgemein verbreitete hohe Kindersterblichkeit, die uns heute unbekannt ist. Pfarr- und Diaconatsbesoldung wurden vom Kameralamt gereicht. Das eigentliche Pfarrhaus blieb beim Brand von 1809 erhalten und beherbergt noch heute das Dekanat, während der Diakon in einem Mietshaus wohnen mußte. Die Pia Corpora, wie Hospital und Armenkasten zusammenfassend genannt wurden, waren für die Versorgung der Armen, Kranken und Alten verantwortlich. Diese Aufgabe oblag also damals noch der Kirche, während sie heute weitgehend vom Staat wahrgenommen wird.

Von der Parochie¹⁾ im Allgemeinen

I. Dem königl. Hause Württemberg steht die Nomination²⁾ und Confirmation³⁾ auf die Pfarrei und das Diaconat⁴⁾ zu.

II. Das Filial ist Heselwangen, worüber von Diacono⁵⁾ dem hiesigen Dekan, als visitatori eine besondere Relation⁶⁾ übergeben wird.

III. Seelenzahl lt. Register am letztverflossenen Neujahr weniger als vor einem Jahr nämlich:
Erwachsene evangelisch-lutherischer Religion

Kinder von 6—14 Jahren	457
Kinder unter 6 Jahren	319
Totalsumme der lutherischen Gemeinde mit Einschluß der Kinder	2892
Katholiken	} mit Einschluß der Kinder
Reformierte	
Separatisten	
Juden	
Andere Religionsverwandte	

Summe der ganzen Gemeinde	2
Unter diesen sind evangelisch-lutherische Pfarrwitwen	2894
Andere Witwen	1
Waisen unter Pflegschaft	100
Simpelhaftige und Stumme	74
	3

IV. Geboren sind im vorigen Jahr vom 1. Januar bis 31. Dezember	
Knaben 36	} Summe
Mädchen 31	
Darunter uneheliche	5
Gestorben sind im vorigen Jahr	
Erwachsene 29	} Summe
Kinder 39	
Worunter totgeboren	4
Verunglückte	0
Folglich sind mehr gestorben als geboren	1

Copuliert⁷⁾ wurden im vorigen Jahr nach dem Eheregister 16 Paare lauter evangelisch-lutherische Ehen.

V. Die Pfarr- und Diaconatsbesoldung reicht die Cameralverwaltung⁸⁾ Balingen richtig, sie beläuft sich nach dem Anschlag der neuesten Competenz⁹⁾ im Ganzen jene auf 896 fl.¹⁰⁾ 52 Kr.¹¹⁾, diese auf 589 fl. 36 Kr., es ist keine Klage über Schmälerung in Ansehung einzelner Teile derselben. Die Pfarr- und Diaconatgüter¹²⁾ sind im Stand, die Geistlichen genießen auch die den Kirchendienern eingeräumten bürgerlichen Beneficien¹³⁾ und Rechte.

VI. Es ist ein eigenes Pfarrhaus vorhanden, daß die Cameralverwaltung Balingen zu bauen hat, und daß sich im mittelmäßigen Zustand befindet. Nach dem Brand der Stadt im Jahr 1724 war es eines der ersten von den Neuerbauten, wurde daher schnell gebaut, ist aus mehreren Zeiten abgängig, und bedürfte von innen einer großen Reparation, wenn es mit den neueren in eine gewisse Ähnlichkeit gebracht werden sollte.

Das Diaconatshaus ist noch nicht gebaut, Diacon bewohnt aber ein von der Cameralverwaltung gemietetes ordentliches Bürgerhaus.

VII. Kirche, Glocken, Uhr, Kirchengefäße, Kirchhof sind im guten Stande. Die Erhaltung und Erbauung derselben liegt dem Hospital ob.

VIII. Fundus piorum Corporum ¹⁴⁾	
des Hospitals	8.556 fl. 30
der Siechenpflege	682 fl.
des Armenkasten	8.299 fl. 31
Stiftungen, die der Pfarrer jährlich zum	

dankbaren Angedenken von der Kanzel zu verlesen hat,
betragen beim Hospital 21 fl.
bei dem Armenkasten 34 fl.
Ihr Ertrag wird jährlich fundationsmäßig verwendet. Das Opfer hat im vorigen Jahr zusammen betragen 37 fl. 4 Kr.

Anmerkungen zum ersten Abschnitt:

- 1) Kirchengemeinde
- 2) Ernennung
- 3) Bestätigung
- 4) 2. Pfarrstelle, mit Heselwangen verbunden
- 5) 2. Pfarrer, zugleich in Heselwangen
- 6) Bericht
- 7) getraut
- 8) entspricht dem heutigen Finanzamt; beauftragt mit Einzug und Zahlung staatlicher Gelder im Amt Balingen
- 9) Gehalt
- 10) Gulden
- 11) Kreuzer
- 12) die landwirtschaftlichen Güter, die der Pfarrer und Diakon zur Nutzung hatten
- 13) bürgerliche Nutzungen, wie z. B. unentgeltliche Weide, Brennholz usw.
- 14) Rechnungsstand der Frommen Stiftungen

2. Abschnitt:

Dieser Abschnitt gibt Auskunft über die persönlichen und dienstlichen Verhältnisse bei den Balingen Geistlichen und über den Mesner. Da der Bericht vom Balingen Pfarrer Baur vorgelegt werden mußte, fehlt natürlich seine eigene Dienstbeurteilung; eine solche finden wir dagegen vom Diakon.

Von den bei der Kirche angestellten Dienern

IX. a) Pfarrer M¹⁾ Joh. Jacob Baur, geboren zu Ebingen, den 27. Oktober 1762, demnach 49 Jahre alt.

b) Nominert und confirmiert²⁾ auf diese Stelle von dem K. Oberconsistorio³⁾ im Jahr 1807 den 28. August, auf dieser Stelle 4 Jahre, auf dem dritten Dienst, vorher Pfarrer in Münster, und Diacon in Ebingen, bedienstet überhaupt 18 Jahre.

c) Verheiratet, hat aus erster Ehe 2 Söhne, die noch nicht studieren, und aus 2. Ehe 4 Töchterlein, besitzt ein mittelmäßiges Vermögen.

d) Pfarrer setzt seine Studien, soweit es ihm seine vielen Dekanatsgeschäfte gestatten, gern fort, hat in früheren Jahren einige kleine Aufsätze drucken lassen, und dirigiert die Lehr-Gesellschaft der Diöcese⁴⁾, auch die Lehrgesellschaft der Balingen Schullehrer-Conferenz.

e) Nimmt Anteil an der Schulconferenz, die in Balingen gehalten wird.

f) Schreibt seine Predigten vollständig und legt sie aus dem Gedächtnis ab.

X. Diaconus⁵⁾ a) M.¹⁾ Christian Gottfried Sixt, geboren zu Waiblingen, den 3. März 1761, alt 50 Jahre.

b) Nominert und confirmiert²⁾ auf diese Stelle vom K. Obercons. im Jahr 1797, auf dieser Stelle 14 Jahre, auf dem ersten Dienst.

c) Verheiratet, hat 2 Töchterlein und gutes Vermögen.

d) Setzt das Bibelstudium fort, hat sich mit theologischen und pädagogischen

Schriften, besonders mit den Reinhard- und Stäudlinschen Schriften im vergangenen Jahre beschäftigt, hat noch nichts im Druck herausgegeben, und steht in der Diözesan-Lehrergesellschaft.

e) Hält keine Schullehrer-Conferenz.
f) Schreibt seine Predigten vollständig und legt sie aus dem Gedächtnis ab.
g) Diac. hat hinreichende Gaben und Kenntnisse, predigt und katechisiert erbaulich, behandelt praktische Geschäfte pünktlich, führt sein Amt gewissenhaft, hält mit Liebe über kirchliche Zucht und Ordnung, wandelt rechtschaffen, hat friedliche Ehe und geordnetes Hauswesen, und wirkt mit Vorstehern und dem Schullehrer zum gemeinen Besten. Ist biblisch-symbolisch-orthodox.

XII. Mesner ist Johann Jacob Zürn, geboren im Ort den 23. Oktober 1746, alt 65 Jahre, versieht sein Amt als ein schwachsinniger und dem Trunk ergebener Mann. Hat ein Einkommen 116 fl.

Anmerkungen zum zweiten Abschnitt:

- 1) M. = Magister — akademischer Grad
- 2) ernannt und bestätigt
- 3) Zentralkirchenbehörde in Stuttgart
- 4) Dekanatsbezirk
- 5) 2. Pfarrer

3. Abschnitt:

Dieser Abschnitt gibt uns Auskunft über das eigentliche religiöse Leben. Bemerkenswert ist zunächst einmal die hohe Zahl der Gottesdienste. Zu ihnen kommen die Betstunden am Mittwoch, die Katechisationen am Freitag und die Vesperlektionen am Samstag, sowie die Kinderlehre. Das 1795 eingeführte „neue“ Gesangbuch war inzwischen heimisch geworden; der anfängliche Widerspruch hatte sich gelegt. Interessant ist, daß Privatversammlungen gehalten wurden (XXXVI), die aber von der Obrigkeit recht mißtrauisch betrachtet wurden; sie sind Vorläufer der heutigen Gemeinschaftsstunden.

Das Urteil über die Balingen (XXXIV) lautet recht negativ. Waren die Balingen damals wirklich so böseartig oder deutet das Urteil auf Spannungen zwischen Pfarrer und Gemeinde hin?

Von der äußeren Ordnung im Kirchenwesen, besonders von dem sittlich-religiösen Zustand der Gemeinde

XIII. Pfarrer hält alle Sonn-, Fest-, und Feiertags- Vormittags- und die Busstags-Predigten, und die Katechisationen am Freitag. Diac. hält an Sonn- und Festtagen, wenn vormittags Kommunion ist, nachmittags eine Predigt, sonst eine Kinderlehre, und letztere auch an Feiertagen, Mittwochs Betstunde mit Verlesung eines Psalmen und eines in der neuen Liturgie befindlichen Betstunden-Gebets, Samstags, wenn am folgenden Sonntag das heilige Abendmahl gehalten wird, Vorbereitungspredigt, sonst Vesper-Lektion. Beichte wird von den beiden Geistlichen gehalten.

XIV. Keine Predigt, Katechisation, Betstunde und Vesperlektion ist eingestellt, verwechselt oder verlegt worden.

XV. Es wird über die vorgeschriebenen Perikopen und heuer wurde während der ganzen Fastenzeit und in der Karwoche über die Leidensgeschichte Jesu in der Ordnung gepredigt.

XVI. Auch die außerordentlichen Casua-Predigten sind der Vorschrift gemäß gehalten worden, nämlich Schulpredigt nach beendigter Winterschule am Sonntag Quasimodogeniti über das Evangelium. Katechismus-Predigt nach beendigter Sommerschule am Sonntag 23. nach Trinitatis über das Evangelium. Reformations-Predigt am 2. Sonntag nach Trinitatis über Gal. 5,1. Dankpredigt für Ernte und Herbst am 21. Trinitatis über das Evangelium. Kirchweih-

Predigt am 1. Sonntag nach Trinitatis über das Evangelium. Am Geburtsfest des Königs über Ps. 61, 7, 8. Am Neujahrsfest als dem Fest der Annahme der Königswürde.

XVII. Hochzeits- und Leichen-Predigten werden mit Rücksicht auf ihren Zweck gehalten.

XVIII. In der Katechisation ist man mit der Erklärung des Lehrbuches am Schluß des Kirchenjahres zu Ende gekommen.

XIX. Die ledigen Leute stehen bis zum vollendeten 18. Jahre in der Katechisation vor¹⁾.

XX. Die Taufen geschehen Sommers und Winters bei dem öffentlichen Gottesdienst — man verlangt sie nicht im Hause. Die Hebammen erfüllen ihre Obliegenheiten in Hinsicht auf Jährlaufen²⁾ und Anzeigen bei den Geistlichen.

XXI. Das heilige Abendmahl ist 11 mal gehalten worden. Die Kommunikanten werden bei der Anmeldung in ein Register eingetragen, und den einzelnen nach Zeit und Umständen auch individuelle sittliche Belehrungen und Erinnerungen gegeben.

XXII. Die Konfirmation ist am 1. Sonntag des Mai nach zweimaligem Unterricht mit 25 Knaben und 21 Mädchen vorgenommen worden. Alle hatten laut des Konfirmationsregister das vorgeschriebene Alter.

XXIII. In Hinsicht auf kirchliche Gebräuche werden die bestehenden Gesetze und besonders die Vorschriften der neuen Liturgie befolgt. Diese ist nach ihren gesamten Teilen mit Beifall eingeführt, ohne daß sich irgend ein Widerspruch in der Gemeinde äußerte.

XXIV. Das neue württembergische Gesangbuch wird allein gebraucht, und für die Beförderung eines sanften, feierlichen und harmonischen Kirchengesangs mit Ernst besorgt. Dreißig neue Melodien sind im Gange.

XXV. Die öffentlichen Kirchenbücher, als Tauf-, Toten-, Ehe-Buch, Familienregister, Rescripten-Buch³⁾ werden nach den neuesten Vorschriften ordentlich geführt und deutlich geschrieben, doppelt gehalten, und ein Teil derselben mit dem Familienregister in den geistlichen Häusern, der andere in der Sakristei aufbewahrt⁴⁾.

XXVI. Bei der Pfarregistratur ist ein Inventarium der Bücher und Mobilien der Kirche vorhanden.

XXVII. Die neuen biblischen Summarien sind vollständig vorhanden.

XXVIII. Das Kirchenkonvent⁵⁾ ist bisher auf Ermangelung des Rathauses mit dem Stadtgericht⁶⁾ verbunden worden; so oft Gegenstände vorhanden waren, haben die Geistlichen denselben beigezogen, und die Protokolle sind ordentlich geführt worden. Auf Martini kann das Rathaus bezogen, und auch hier wieder die Ordnung beobachtet werden⁷⁾.

XXIX. Die Schaarwache⁸⁾ und der Umgang wird gehalten, und auch durch diese den Unordnungen besonders unter Gottesdiensten begegnet.

XXX. Die Hirten fahren vor der Kirche aus, und kommen, wenn es nicht zu weit geht, zur Kirche heim. Der Schäfer wechselt mit seinem Knecht im Kirchenbesuch ab.

XXXI. Die Polizeiverordnungen sind im besten Gang, und dem Gassenbettel ist gesteuert.

XXXII. Für Arme, Witwen und Waisen wird möglichst gesorgt.

XXXIII. Der bisherige Oberamtmann, jetzt Justizdirektor Sattler, hat durch Beispiel und Amtsauctorität zur Erhaltung der Ordnung, und für das Beste der Kirche und Schulen trefflich gewirkt.

XXXIV. Der Zustand der Gemeinde in moralisch-religiöser Hinsicht scheint sich

mehr zum Bösen als Guten hinzuneigen. Es fehlt größtenteils an sittlich-religiösem Gefühl, daher auch die kräftigsten Religionsvorträge nicht viel Eindruck machen, und Widerspenstigkeit gegen jede göttliche und menschliche Ordnung von jeher hier einheimisch ist. Strafen wirken am meisten, und bahnen, vielleicht nach langer Zeit, zweckgemäßen Belehrungen und Erinnerungen den Weg. Der Gottesdienst wird nur an Festtagen fleißig besucht. Die Zahl der Kommunikanten bleibt sich gleich — das Abendmahl ist gewöhnlich nur religiöse Observanz⁹⁾. Übrigens ist kein ausgezeichneter öffentlicher Verächter der Religion, der Sittlichkeit und der Kirchenzucht in der Gemeinde. Auf Jugend läßt sich vielleicht noch am meisten wirken.

XXXV. Separatisten¹⁰⁾ sind hier Johann Georg Widmann und dessen Gattin. Sie betragen sich ruhig, und haben keine Kinder mehr, die sie zur Schule schicken könnten.

XXXVI. Bisweilen wird an einem Sonntag eine Privatversammlung in der Klausur des Badwirts und Schneiders Mayer gehalten, die aus 6—12 Männern und Weibern besteht, nach dem Nachmittags-Gottesdienst zusammenkommt und sich mit Lesung eines Kapitels aus der Bibel und mit Singen eines Lieds beschäftigt. Es geschieht nichts gegen die Ordnung.

XXXVII. Neue, der praktischen Religion nachteilige, irrige und schwärmerische Meinungen zeigen sich nicht in der Gemeinde.

XXXVIII. Auch geschehen von anderen Religions-Verwandten keine Eingriffe in die evangelischen Kirchenrechte.

IXL. Es hat sich in diesem Jahr kein einzelner in religiös-moralischer Hinsicht besonders merkwürdiger Vorfall in der Gemeinde ereignet.

XL. Überhaupt alle Verordnungen in Kirchensachen werden befolgt, auch die General- und Spezial-Rescripte werden in das Rescriptenbuch eingetragen. Synodal- und Visitations-Recesse sind im vorigen Jahr nicht gegeben worden.

Anmerkungen zum 3. Abschnitt:

- 1) stehen vor = nehmen teil; die Katechisation war zugleich eine Art Christenlehre, wie sie noch heute mit der konfirmierten Jugend gehalten wird.
- 2) Nottaufen
- 3) Rescript = Vorschrift; Buch, in dem kirchliche Verfügungen gesammelt wurden.
- 4) Die Aufbewahrung geschieht an getrennten Orten, um im Brandfall wenigstens ein Exemplar zu retten.
- 5) Kirchengemeinderat
- 6) Weltlicher Gemeinderat
- 7) Das Rathaus war beim Stadtbrand von 1809 vernichtet worden.
- 8) Polizeistunde
- 9) Religiöse Sitte
- 10) Sektierer

4. Abschnitt:

Das Balingen Schulwesen war um 1811 schon recht weit entwickelt. Eine Balingen Lateinschule wird 1277 erstmalig erwähnt; ihre Lehrer gehörten meist zum geistlichen Stand. Nach der Reformation wurde mit der lateinischen eine deutsche Schule verbunden, die im Laufe der Zeit immer weiter ausgebaut wurde. Seit 1706 hatte man in Balingen sechs Lehrkräfte: den Präzeptor und seinen Kollaborator (d. h. wörtlich Mitarbeiter) für die Lateinschule; den Knaben- und den Mädchenschulmeister je mit einem Provisor (eigentlich: Vertreter) für die deutsche Schule. Erst 1811 (LX) wurde eine Handarbeitslehrerin angestellt.

Die oberste Schulbehörde war das königliche Oberkonsistorium, d. h. die oberste Kirchenbehörde; die örtliche Schulaufsicht oblag den Ortsgeistlichen, die zu häufigen Schulinspektionen verpflichtet waren. Die Lateinschule unterstand seit 1809 dem königlichen Studienrat.

Die Besoldung der Lehrer bestand aus dem Schulgeld sowie aus Geld- und Naturalleistungen der Stadt, des Spitals usw.; sie war im allgemeinen sehr dürftig.

Von den Schullehrern

Präceptor

XLI—XLIV. Bernhard Carl Horn, geboren zu Neuenstein den 20. Mai 1790, alt 21 Jahre, nominiert und confirmiert auf diese Stelle vom K. Obercons. den 26. März 1811, einen Monat auf dieser Stelle, ledig, hat 10 Schüler, deren keiner das Landexamen¹⁾ besucht, hält Sommers und Winters 5 Schulstunden, gibt keine Privatstunde²⁾, hat Besoldung 351 fl., klagt nicht über Eingehen derselben, oder den Genuß der bürgerlichen Beneficien³⁾, erhält auf Martini eine neue Amtswohnung, die der Spital zu bauen hat.

XLV. Hat hinreichende Fähigkeit, ordentliche Kenntnisse, gute Lehrmethode, gesetzlichen Fleiß im Amt, strenge Schulzucht und stillen Wandel.

Collaborator

XLVI. Christian Gottlieb Stahl, geboren in Heimerdingen, den 27. August 1779, alt 32 Jahre.

Nominiert von der Stadt, confirmiert vom K. Obercons. im Juni 1811, ledig, hat 13 Schüler, hält Sommers und Winters 5 Schulstunden, gibt eine Privatstunde, hat quartaliter dafür vom Schüler 1 fl. 30 Kr., Besoldung 442 fl., klagt nicht über Eingehen derselben oder Genuß der bürgerlichen Beneficien und erhält Hauszins⁴⁾ von der Stadt.

Hat gute Gaben und Kenntnisse, zweckmäßige Methode, pünktlichen Fleiß, gute Schulzucht, und eingezogenen Wandel.

Knabenschulmeister

II. Samuel Friedrich Sting, geboren in Balingen, den 7. November 1767, alt 44 Jahre, nominiert von der Stadt, confirmiert im Obercons. im Jahre 1792, im Amt 19 Jahre, auf dem ersten Dienst, verheiratet, hat drei unversorgte Kinder, geringes Vermögen, gibt täglich Sommers und Winters 4 öffentliche Schulstunden, des Winters einige Privatstunden (bekommt wöchentlich von einem Schüler dafür 3 Kr.). Hat 200 fl. Besoldung, die richtig eingeht und von dem Bürgermeisteramt unentgeltlich eingesammelt wird, hat auch in Ansehung der bürgerlichen Beneficien keine Klage, besitzt keine Amtswohnung.

Hat gute Gaben und Kenntnisse, vernünftige Lehrart, gesetzlichen Fleiß, liberale Schulzucht, friedliche Ehe und frommen Wandel, auch Folgsamkeit gegen die Vorgesetzten. Besucht die Balingener Schulkonferenz und hat an ihrer Lehrgesellschaft Anteil.

Mädchenschulmeister

LV. Johann Georg Friedrich Roller, geboren zu Grafenberg den 31. Oktober 1773, alt 38 Jahre.

Nominiert von der Stadt, confirmiert von dem k. Obercons. im Jahr 1807, im Amt 4 Jahre, auf dem ersten Dienst, verheiratet, hat 6 unerzogene Kinder, geringes Vermögen, gibt täglich Sommers und Winters 4 öffentliche Stunden, täglich 2 Privatstunden, für die er monatlich 1 fl. 12 Kr. erhält, hat 182 fl. Besoldung, die richtig eingeht, und vom Bürgermeisteramt unentgeltlich eingesammelt und für arme Schulkinder aus den öffentlichen Klassen bezahlt wird, führt über den Genuß der bürgerlichen Beneficien keine Klage, hat eine Amtswohnung und mittelmäßiges Vermögen.

Hat gute Schulgaben und Kenntnisse, faßliche Lehrart, gesetzlichen Fleiß, strenge Schulzucht, vergnügte Ehe und rechtschaffenen Wandel, ist gegen die Geistlichen nicht unfolgsam, hat Anteil an der Balingener Schulkonferenz und an ihrer Lehrgesellschaft.

Knaben-Propäceptor

LVII. Johann Michael Widmann, geboren in der Stadt, den 16. Januar 1768, 43 Jahre, nominiert von der Comune, confirmiert vom Obercons. im Jahre 1798, im Amt 13 Jahre, auf dem ersten Dienst, verheiratet, hat 5 unversorgte Kinder, geringes Vermögen, genoß bisher einen Gehalt von 130 fl. und mußte Kost und Logis selbst bestreiten.

Hat natürliche Gaben und für seine Klasse hinreichende Kenntnisse, zeigt Fleiß und Redlichkeit, und führt eine vernünftige Schulzucht und guten Wandel. Besucht die Balingener Schulkonferenz und steht in ihrer Lehrgesellschaft.

Mädchen-Propäceptor

Johann Jacob Hutzel, geboren den 13. Mai 1793, in Balingen, alt 28 Jahre.

Nominiert von der Comune, confirmiert im K. Obercons. im Jahr 1807, im Amt 4 Jahre, auf dem ersten Dienst, ledig. Besucht die Balingener Schulkonferenz und steht in ihrer Lehrgesellschaft. Hatte bisher 110 fl. Einkommen, mußte aber Kost und Logis selbst bestreiten.

Hat die nötigen Gaben und Kenntnisse, geschickte Lehrmethode, vielen Fleiß, ernsthafte Schulzucht und gesetzten Wandel.

Präceptor dimissus⁵⁾

M. Christian Friedrich Hofsäss, alt 77 Jahre, verheiratet, hat 6 Kinder, von denen 4 versorgt sind. War hier Collaborator und Präceptor, und Präceptor in Wildbad und Marbach. Genießt das Vitalitium⁶⁾ und ein Gratial⁷⁾ von 2 Scheffel Dinkel und 2 Simri Roggen. Wohnt seit 1796 hier und lebt unbeklagt.

Anmerkungen zum 4. Abschnitt:

- 1) Examen zur Aufnahme in die theologischen Seminare; das Landexamen stellte eigentlich das höchste Bildungsziel der niederen Lateinschule dar.
- 2) Wiederholungsstunden, die die Schüler besonders bezahlen mußten (s. unter Collaborator)
- 3) Bürgerliche Nutzungen, wie z. B. unentgeltliche Weide, Brennholz usw.
- 4) Statt unentgeltlicher Amtswohnung wird „Hauszins“, d. h. Wohnungsgeld gewährt.
- 5) Präceptor im Ruhestand; eine „Altersgrenze“, bis zu der Dienst getan wurde, gab es nicht. Dienst war zu leisten, solange es irgend ging, mitunter bis über das 80. Lebensjahr hinaus.
- 6) Ruhegehalt
- 7) Zulage

5. Abschnitt:

Hier erhalten wir Auskunft über das deutsche Schulwesen. Der Unterricht wurde ursprünglich im Spital hinter der Kirche gehalten, der jedoch 1809 mit der ganzen Stadt abbrannte. Bis zur Beendigung des Neubaus wurden Bürgerhäuser benützt (LXI). Der Neuaufbau lenkte natürlich die Kinder vom schulischen Arbeiten stark ab (LXIX). Der Unterricht war täglich um eine Stunde wegen des Brandes gekürzt. Interessant sind die Ausführungen über den Unterrichtsstoff, die Schulbücher und die Schulvisitationen.

Zustand des deutschen Schulwesens

LX. Auf Martini wird eine Lehrerin aufgestellt werden, die an den beiden Vakanznachmittagen¹⁾ die Mädchen im Nähen und Stricken unterrichtet.

LXI. Seit dem Brand der hiesigen Stadt wurde in 2 bürgerlichen Häusern die Schule gehalten, die Lehrer unterrichteten abgeteilt und erhielten alles nötige Holz frei.

LXII. Nach der Konfirmation werden alle schulfähigen Kinder von der Kanzel verlesen und in die Schule aufgenommen.

LXIII. Sie werden nicht bald entlassen, als bis sie in den Schulpensen die hinreichenden Kenntnisse haben.

LXIV. Schulversäumnisse finden gewöhn-

lich nicht statt, die Kinder, die nicht um Dispensation²⁾ von der Schule nachsuchen, werden von einem Polizeidiener abgeholt; das Verdingen der Kinder kommt hier nicht vor.

LXV. Die Schule wird Sommers und Winters gehalten, bisher von jedem Lehrer zwei Stunden vormittags, zwei nachmittags in seiner Abteilung.

LXVI. Die Anzahl der Schulkinder war, der Knaben 205, der Mädchen 129. Die beiden Propäceptoren werden das ganze Jahr hindurch beibehalten. Jeder hat seine eigene Klasse, und unterrichtete bisher abgeteilt.

LXVII. Die Kinder a) lesen fertig, richtig mit Ausdruck des Accents, die Kleineren buchstabieren und syllabieren³⁾ nach Stephanie⁴⁾ mit Fertigkeit und Munterkeit.

b) Schreiben kalligraphisch⁵⁾ gut, auch diktiert viele fehlerlos.

c) Werden in den deutschen Sprachteilen, im Declinieren und Conjugieren unterrichtet, und machen gute deutsche Aufsätze.

d) Zu Verstandesübungen wird Rochow's Kinderfreund benützt.

e) Das Rechnen aus dem Kopf und auf dem Papier, und nach der Einheitstabelle, bei den Kleineren das Zählen nach eben derselben geschieht mit viel Fertigkeit.

f) Den Religionsunterricht besorgen die Geistlichen, bei den älteren Kindern im Zusammenhang, bei den Kleineren nach kurzen Sprüchen und Versen. Seilers biblische Erbauungsbuch wird vorzüglich benutzt.

g) Die Knaben und Mädchen singen nach Zahlen und Noten, viele musikalisch schön.

h) Zeichnen lernen einzelne vom Propäceptor Hutzel privatim.

i) Naturlehre, Erdbeschreibung, Geschichte und Naturgeschichte, wird gelegentlich beigebracht.

LXVIII. Die Schuldisziplin ist mit Ernst und Liebe verbunden.

LXIX. Die Schule ist immer noch im guten Zustand, wie wohl einzelne Kinder etwas zurückgekommen sein mögen, was bei den vielen Zerstörungen des Bauwesens und bei den weniger als gewöhnlich gegebenen Schulstunden begreiflich ist. Auch hier wird die Zukunft ihre heilende Kraft beweisen.

LXX. Die vorgeschriebenen Schulbücher, Stuttgarter ABC-Buch, Spruchbuch, Gesangbuch, Kinderlehre, Konfirmationsbuch, Braunschweiger Katechismus, Rochow's Kinderfreund, Seiler's kleines biblisches Erbauungsbuch sind vorhanden und werden gebraucht.

LXXI. Schulrecessbuch⁶⁾, Schul- und Kirchendiarium⁷⁾, Sittenregister, Schreibhefte sind eingeführt und werden fortgeführt.

LXXII. Die Schüler Johann Walther Koch, Johann Jacob Strasser, Wilhelmina Wagner und Elisabeth Wörnlin erhielten königliche Prämien⁸⁾.

LXXIII. In der neuen Schule werden die nötigen Lehrmittel und Bücher aus den betreffenden Kassen angeschafft werden.

LXXIV. In der Sonntagsschule⁹⁾, die mit Absonderung der Geschlechter gehalten wird, wird außer dem Wiederholen des Gelernten die Predigt durchgegangen und Anleitung zu Aufsätzen gegeben. Pfarrer besucht sie meistens. Diacon ist auf dem Filial.

LXXV. Pfarrer und Diacon geben des Winters drei Stunden Religionsunterricht, und besuchen außerdem die Schule wöchentlich einige Male, und tragen jeden Besuch und den Gegenstand desselben in das Schuldiarium. Sommers kann Pfarrer wegen der Visitationsgeschäfte nicht, wie erwünscht, sich der Schule widmen. Diacon aber besucht sie.

LXXVI. Beide lassen sich durch Unterredungen, durch Mitteilung nützlicher Bü-

cher und wirklicher Anleitung die Belehrung und Fortbildung der Schullehrer anlegen sein.

LXXVII. Die halbjährigen Schulvisitationen sind durch die Ortsvorsteher am 12. November und 24. April vorgenommen, und dabei die Schulgesetze verlesen worden.

LXXVIII. Bei der Frühlingsschulvisitation werden 2 Ries Papier den Schülern von der Hospitalpflege ausgeteilt.

LXXIX. Von einer Schulstiftung wird der Zins mit 7 fl. 30 Kr. zu Schulbüchern für arme Schulkinder verwendet. Aus diesen

und den anderen angewiesenen Quellen wird ein Schulfonds errichtet, und im nächsten Jahr das Nähere angegeben werden.

Anmerkungen zum 5. Abschnitt:

- 1) Unterrichtsfreie Nachmittage
- 2) Befreiung
- 3) Lesen Silben
- 4) Schulbuch
- 5) Kalligraphie = Schönschreiben
- 6) Sammlung der Schulvorschriften
- 7) Diarium = Tagebuch
- 8) Preise für besonders gute Schulleistungen
- 9) Fortbildungsschule; Vorläufer der Berufsschule.

Drei Natur- und 37 Landschaftsschutzgebiete

(Schluß)

Sehr viel größere Flächen des Kreises stehen unter Landschaftsschutz. Mit Abstand an der Spitze steht der Heuberg mit etwa 6500 Hektar, der beschrieben wird: „Typische Hochalplandschaft des Heubergs mit Tälern, Wander- und Erholungsgebiet.“ Als „Wanderoase mit interessanter Flora und Fauna sowie imposanten Felspartien, vor allem auf dem Heersberg und Böllat“. Gerühmt wird das 1450 Hektar große Landschaftsschutzgebiet, das seit Februar 1955 um Heersberg und Böllat besteht: „Diese unberührten Naturschönheiten sind den Wanderern vorbehalten und dem Kraftfahrzeugverkehr verschlossen worden.“

Die „typische Heckenlandschaft, ähnlich der Lautlinger Hardt...“ des Nusplinger Hardt steht seit 1955 auf einer Fläche von etwa 1100 Hektar ebenfalls unter Landschaftsschutz. Mit Ausnahme der Gemeindegewaldungen sind schon seit 1936 alle Landschaftsteile um Onstmettingen in einer Ausdehnung von 2059 Hektar geschützt. Im Verzeichnis wird über sie gesagt: „... viele echte Züge der Hochalplandschaft vergangener Zeiten. Landschaftsbilder von hervorragender Schönheit.“ Die „charakteristische Albrandlandschaft mit interessanten Landschaftsformen...“ des Hundsrücken gehört mit 750 Hektar seit 1959 ebenfalls zu den geschützten Gebieten. 509 Hektar groß ist das seit 1955 geschützte Degerfeld bei Tailfingen und Truchteltingen, eine „Landschaftlich und botanisch wichtige Wiesen- und Weidelandchaft, reich an Erdfällen und Bodendenkmalen.“

Aus der Zahl der geschützten Gebiete ragt nach seiner Beschreibung der 170 Hektar große Plettenberg heraus: „Stellt eine vorgeschobene Insel dar, die von der Albtafel selbst völlig abgeschnitten erscheint... An den Abhängen zum Teil Schutzwälder, die kaum bewirtschaftet werden, zum Teil Reste eines urwüchsigen Waldes.“

Eine Sonderstellung haben auch zahlreiche Straßen quer durch den Kreis, entlang derer Schutzstreifen eingerichtet sind. Hier soll verhindert werden, daß zu viele

Schönheit behindern. Erlaubt sind an solchen Straßen lediglich die Hinweise auf Besonderheiten der Landschaft und Hinweise auf den Kraftfahrzeugdienst.

Zahlreiche Schafweiden, die in ihrer ursprünglichen Eigenart erhalten bleiben sollen, sind teilweise schon seit 1939 geschützt: Bei Burgfelden auf dem Heersberg, bei Ebingen im Kreuzbühl, Reichenbach, Katzenbuckel, Giggentäle, in Degerwang, auf Kühbuch, auf der Fohlenweide, in den Beutelslöchern und beim alten Galtshaus. In Lautlingen auf Bühl und dem oberen Tierberg und in Margrethausen der Gutshof Ochsenberg fallen ebenfalls darunter. Dazu gehören auch die Sommer-schafweiden von Nusplingen, Oberdigisheim, Pfeffingen, Tübingen, Unterdigisheim, Dotternhausen, Hausen, Margrethausen, Onstmettingen, Burgfelden, Ebingen, Lautlingen und Tailfingen.

Wegen landschaftlicher oder kulturhistorischer Schönheiten sind im Kreis ebenfalls eine größere Zahl von Gebieten geschützt: Das Eyachtal beim Eckwäldchen in Engstlatt, die Hecken am Gaisberg in Erzingen, die Hecken unter Winkelhalde bei Frommern, die Allmandwiesen bei Hossingen. Die Holzweiden in Tobel bei Laufen, Wald und Hecken auf Hirnau bei Lautlingen, das Wiesen- und Brunnetal bei Lautlingen, das Eyachtal beim Eckwäldchen in Ostdorf, der Braunhardsberg in Tailfingen und in Tübingen die Hülenbuchwiesen auf dem Hörnle gehören dazu.

Ausgesprochen hervorgehoben werden Schafberg und Lochenstein, die „kulturgeschichtlich und als Wandergebiet von vielseitiger Wichtigkeit“ sind. Die „prähistorische Fliehbürg mit Gräben und Schanzen“ auf dem Gräbelesberg ist seit 1952 geschützt und erst seit 1954 der Lautlinger Hardt („Geologisch interessantes Gebiet mit zahlreichen Erdfällen“). Geschützt ist auch „als Bereicherung der Landschaft und Wallfahrtsort“ der Schömberger Stausee mit Palmbühl teils seit 1955, teils seit 1958. Schließlich wird noch Loretto und Friedhof in Binsdorf mit etwa 90 Hektar geschützter Fläche genannt.

entstand ein verhängnisvoller Dambruch bei Katwijk. Das fruchtbare Land zwischen Katwijk an der Nordseeküste von Rijnland und Delfland bis nach IJsselmonde stand unter Wasser. Der Rhein nahm von jetzt ab — bis auf den heutigen Tag — seinen Lauf von Dortrecht aus in den jetzigen Lek, Richtung Rotterdam, nachdem in der Gegend von Dortrecht große Überschwemmungen hervorgerufen waren, die zahllosen Menschen das Leben kostete.

1030 n. Chr. brachte ebenfalls einen sehr strengen und schneereichen Winter. Im Frühjahr folgten in den Alpen und in ganz Deutschland große Überschwemmungen. 1060 n. Chr. ging auch ein grauenvoller Blutregen über Frankreich nieder. Städte und Landschaften waren monatelang blutig-rot gefärbt. Die Kirche verordnete Bittgebete gegen Pest und Krieg. Bis April 1160 herrschte in allen europäischen Ländern eine große Dürre. Es entstand großer Wassermangel.

Auch das Jahr 1260 n. Chr. war voller Unwetter und Extreme. Im Frühling überraschten große Überschwemmungen besonders Mittel- und Westdeutschland. Am 12. Juli begann eine ungeheure Hitze. In einem Zwischenfall zwischen den Heeren Ottokars von Böhmen und Belas IV. von Ungarn herrschenden Krieg kamen viele Soldaten infolge der glühenden Hitze ums Leben. Den ganzen Sommer herrschte große Dürre.

Das Jahr 1360 n. Chr. wurde nicht weniger katastrophal. Am 17. Jänner tobte ein schwerer Orkan über Westeuropa. Am 14. April herrschte überall große Kälte. Ende April kamen bei einem schweren Unwetter im Heere König Eduard III. von England bei Rueil durch Blitzschlag und Überschwemmung 1000 Bogenschützen und 6000 Pferde um. Am 15. August herrschte in Norddeutschland ungeheurer Sturm.

1460 n. Chr., also vor 500 Jahren, erfolgte eine besonders große Häufung verheerender Unwetter. Es begann mit einem außerordentlich strengen Winter, der bis zum 20. März dauerte. Die Ostsee froz zu, so daß man zu Fuß über das Eis von Lübeck und Stralsund nach Norwegen gehen konnte. Von Reval wanderte man nach Schweden. Auch große Teile der Nordsee waren vereist. Die Donau und die großen nord- und westdeutschen Flüsse waren vom 13. Jänner bis 11. März derart zugefroren, daß über sie die schwersten Wagen fuhren. Vom 23. bis 25. April gingen riesige Schneefälle nieder. Frühling, Sommer und Herbst verliefen ungewöhnlich trocken. Am 28. Juni brach ein großes Unwetter mit Hagel über Mitteldeutschland herein. Am 6. Juli gab es Überschwemmungen in Süddeutschland. Schwere Sturm herrschte in Venetien, am 27. Oktober und 25. Dezember folgten unheimliche nächtliche Stürme in Bayern. — 1560 n. Chr. war wieder ein Jahr der Blutregen. So fielen am 2. Juni Blutregen in Straßburg, Löwen und Emden sowie in vielen Teilen Hollands und Mitteldeutschlands. Am 10. Juni stürzte hühnereigroßer Hagel in riesigen Mengen auf die Magdeburger Börde. Am 24. Dezember war erneut Blutregen in Frankreich und ganz Süddeutschland. — Vor 300 Jahren, 1660 n. Chr., hatten wir im August und September eine außerordentliche Trockenheit, so daß alle Flüsse und Brunnen versiegten.

1860 n. Chr., also vor 100 Jahren, hatten wir ein ungewöhnlich nasses Jahr, mit Regen und Kälte während des ganzen Sommers. Am 30. und 31. Juli kam es zu den stärksten Niederschlägen, die in unserer Gegend bisher gemessen wurden, denn in 40 Stunden fielen 110 Liter Wasser auf jeden Quadratmeter Boden.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Was die 60er Jahre für Wetter brachten

Rückschau über 2000 Jahre

Wir beginnen mit dem Jahr 60 vor Christi Geburt, denn aus dieser Zeit liegt uns die erstverbürgte Unterlage über eine Wetterkatastrophe vor, wie wir sie auch in unseren Tagen immer wieder erleben. In jenem Jahr tobten schwere Unwetter über ganz Südeuropa, so daß von den Regierungen der betroffenen Länder besondere Opfergaben bestimmt wurden, um die zornigen Götter zu versöhnen.

100 Jahre später, im Jahre 60 nach Christi brach eine große Sturmflut in die Westküsten Galliens, des heutigen Frankreichs ein, auch Großbritannien wurde heimgesucht, wobei es zu ungeheuren Schäden kam und

das Meer weit in die Flußmündungen vorstieß. Die Einbrüche sind bis heute geblieben. 260 n. Chr. herrschte in ganz Europa große Hitze und Dürre. Dann folgten 500 Jahre, in denen die 60er-Jahre ziemlich katastrophenfrei verliefen.

Der Winter 860 n. Chr. war in Mittel- und Südeuropa äußerst streng und führte zu schweren Katastrophen. Alle Flüsse waren zugefroren. Selbst auf dem Adriatischen Meer konnten Lastwagen fahren. Zu Beginn des Frühjahrs 860 n. Chr. brach in Westeuropa eine Elementarkatastrophe aus. Ungeheure Sturmfluten der Nordsee suchten diesmal die holländische Küste heim, es

Urgebirgslandschaften / Von Hans Müller

Wenn uns arme Menschen das Geldverdienen und das Geltungsbedürfnis wie eine dicke Kruste beschwert und niederzieht, bis zum Krankwerden, dann fragen wir uns — sofern wir überhaupt noch die Kraft zum Fragen aufbringen — ob im Menschenwesen überhaupt noch ein innerer, soliderer Kern da ist und wie er zu befreien sei.

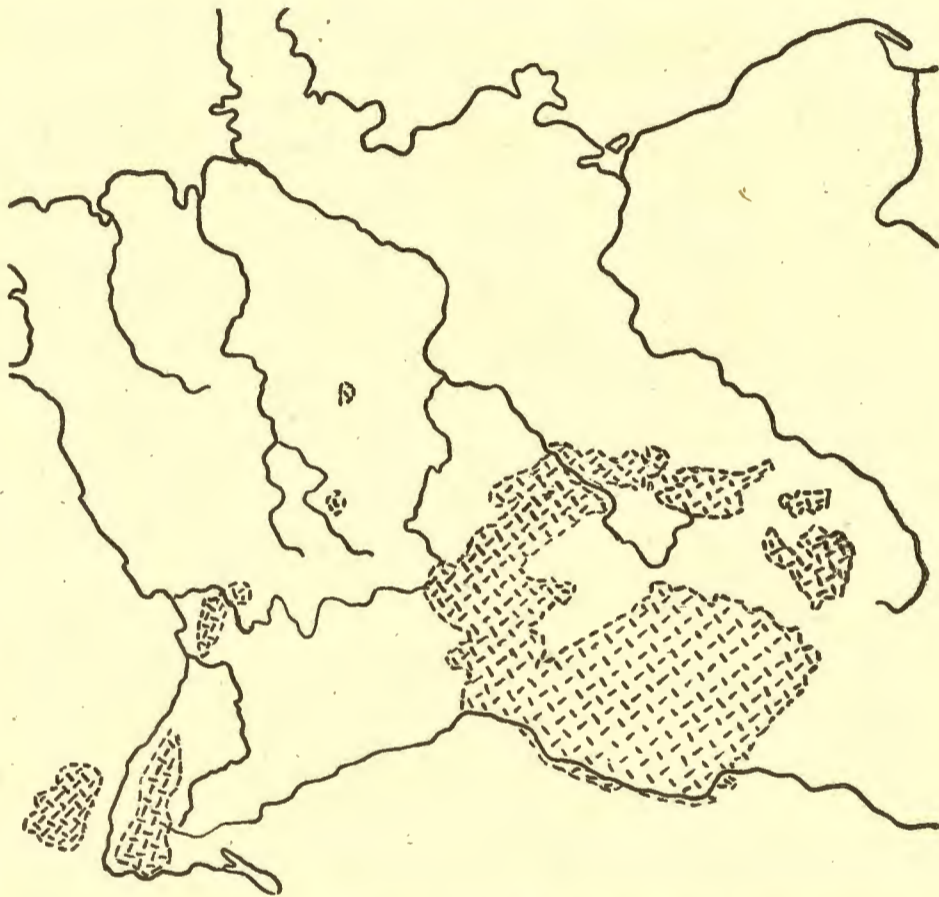
„Die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebogenen aufzurichten“, so sagt Goethe in der Pädagogischen Provinz. Zu den tausend Möglichkeiten — und das wußte auch er sehr genau — gehört der rechte Aufenthalt in der Werkstatt des Schöpfers, in der Natur. Nur darf man nichts Falsches, nichts Allzumenschliches in sie hineintragen, sonst kann sie einem gar nicht helfen. „Es gehört zur Naturbetrachtung eine gewisse ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts gestört ist“, heißt ein Ausdruck aus Goethes Briefen und Gesprächen. Bemühen wir uns halbwegs um eine solche Seelenhaltung, dann tritt uns von außen entgegen, was wir im Innern suchen: das Solide, das Beständige. Wir erfahren eine Korrektur von außen her. In seinen naturwissenschaftlichen Schriften sagt Goethe: „Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer recht hat und der Irrtum bloß auf meiner Seite sein kann“. Daß man in der Werkstatt einen Hauch vom Geiste des Meisters verspüren muß, wenn man nicht mit snobistisch-lächerlicher Überlegenheit einzudringen versucht, ist wohl einleuchtend. Bei aller Einheitlichkeit im Letzten ist der Geist des Schöpfers ungeheuer vielgestaltig, noch vielgestaltiger als seine sichtbaren Meisterwerke, und der Mensch darf sich auswählen, wessen er in seiner gegenwärtigen Not gerade bedarf. Er kann sich an die bewegliche, beseelte Tierwelt halten, an die den Landschaften und Jahreszeiten angeschmiegte Pflanzendecke, an das Lebelement Wasser oder auch an die Erd- und Gesteinsgrundlage unseres Erdendaseins. Indessen: „Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beobachter stumm, und das Beste, was man von ihnen lernt, ist nicht mitzuteilen“, so finden wir es in Goethes Maximen und Reflexionen. Mögen immerhin einige Menschen stumm werden, der Lärmenden bleiben immer noch mehr als genug!

Es gibt ein Buch von Hans Cloos „Gespräch mit der Erde“, in dem der hochbegabte Verfasser die Gesteine dadurch zum Sprechen bringt, daß er immer ganze Landschaften mit allem, was darinnen ist, zum Erlebnis macht. Und da erleben wir erst recht die ganze Vielfalt der Schöpfung. Es ist genau besehen für jede Seelenuance etwas da in der äußeren Welt, das darauf antwortet. Freilich für die gröberen Regungen wie Geldverdienen und eine Rolle spielen wollen ist überall Raum, wenn nur der Mensch die richtigen Bedingungen geschaffen hat. Aber schon beim rechten Geldausgeben fängt es an. Das geht nicht überall gleich gut, besonders wenn noch Genuß oder Erholung dabei sein soll. Noch übler ergeht es den Dichtern und andern Künstlern;

manche können überhaupt nicht weiterarbeiten, wenn sie aus „ihrer“ Umgebung herausgenommen werden.

Wer im oben angegebenen Sinne das Solide und Beständige von außen in sein Seeleninneres aufzunehmen bestrebt ist, dem bietet sich ganz besonders die Urgebirgslandschaft dar. Es ist fast überall, wo

wir es antreffen, von gleichem Charakter. „Ist doch das Urgebirge deshalb so respektabel, weil es sich überall gleichsieht“, lesen wir in Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften. Ob in Böhmen und Mähren, in den Sudeten, im Erzgebirge, im Oberpfälzer Wald, Fichtelgebirge, im Böhmerwald oder Bayrischen Wald, im Oberharz, im westlichen Thüringer Wald, im Odenwald, Schwarzwald oder Wasgenwald — es ist stets der Prototyp: Urgebirgslandschaft!



Es sind jene Landschaften, in die wir zunächst beglückt eintreten, in denen wir uns erfrischt und weltentrückt fühlen, in denen auch die meisten Luftkurorte liegen, mit denen wir aber dann nicht mehr viel anzufangen wissen. Untergrund, Pflanzendecke und Atmosphäre sind so unerhört einheitlich, daß wir die Unrast unsres Alltagslebens einfach nicht hineintragen können, es wird von ihnen als etwas völlig Fremdes abgestoßen. Das Älteste unsrer Erde, Granit, Gneis und Urtonschiefer, schaut uns mit den strahlendsten Kinderaugen an! „Merke dir, daß du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirg, auf dem frühesten Gestein dieser Welt sitzt!“ mahnt Jarno den jungen Felix in Wilhelm Meisters Wanderjahre. An anderer Stelle erinnert uns Goethe daran, daß es schon etwas zu bedeuten hat, wenn man auf einem Gestein wandert, das nach unten hin, in die Erde hinein, überhaupt kein

Ende hat. Man kann hinzufügen, daß es ja auch in die Länge und Breite kein Ende hat, denn es zieht unter sämtlichen andern Gesteinsarten hindurch. Es ist das Urgestein. Aber es ist noch viel mehr, denn es hat außer seiner eignen Pflanzendecke auch noch seine eigne Atmosphäre. Im Hochsommer strahlt es eine Überfülle von Licht und Wärme wider, die sich kaum voll nachempfinden, noch viel weniger beschreiben läßt. Man muß es als Kind in sich eingesogen haben. Oder wenigstens als junger Wanderer. In späteren Lebensjahren ist einem die Unmittelbarkeit abhanden gekommen; der sogenannte Existenzkampf hat einen mit einer viel zu dicken Kruste umgeben. Kinder und Dichter wissen es: Jeder Stein, jedes Sandkörnchen, jeder Grashalm, jedes silberhelle Rinnsal und selbst die schwirrenden Insekten, sie alle antworten auf ihre Weise dem Sonnenlicht, strahlen es getreulich zurück;

behalten nichts für sich. Auf einsamer Nachtwanderung erleben wir im Urgebirg das Aroma der Baumharze, den kräftigen Geruch der sich mischenden kalten und warmen Luftschichten, so daß wir gar nicht müde wurden. Vergebens bemüht der Mensch seinen Wortschatz, den zarten Hauch zu beschreiben, der an einem Sonnentage flimmernd über dem Waldboden schwebt. Alle scharf begrenzten Begriffe scheiden da aus. Es sind kaum noch gedanklich faßbare Konturen, die von Bergkette zu Bergkette ins Unbegreifliche verblauen. Gewiß, es gibt auch derbere Tage, wo der Regen in ganz unsagbarer Melancholie gleichförmig auf die geduldigen Nadelbäume trommelt, wo sich die Farrenkräuter und Bärlappe neigen, die Pilze schlüpfrig-glänzende Hüte bekommen und das vollgesogene Moospolster unter den Wanderstiefeln quietscht. Aber dann heben sich Nebelfetzen aus den tiefen Tälern, die „Hasen kochen ihr Mahl“, und schon in den nächsten Tagen kann die Sonne all die Myriaden Tränen getrocknet haben, und wieder lacht uns das unbefangene, rätselhaft Kinder-gesicht der Urgebirgslandschaft dankerfüllt entgegen. Die Atmosphäre ist wieder aufgelockert, Mensch und Tier atmen frei und leicht wie an keiner andern Stelle der Erde. Aus dem Dunkelgrün des Märchenwaldes schauen die samtbraunen Augen der Rehe. Der gesamte Urgebirgswald ist wie verzaubert, alle Möglichkeiten enthaltend, aber keineswegs gleich alle entfaltend! Hier oben ist nicht dieselbe Welt wie weiter unten.

Adalbert Stifter hat einige seiner Novellen aus der Urgebirgslandschaft heraus geschrieben, mehrere spielen sich im Böhmerwald ab. Eine sehr hübsche Geschichte heißt „Granit“. Es kommt aber nur ein behauer Steinblock vor einer Haustür darin vor, von dem gesagt wird, nun, daß er aus Stein und vom Daraufliegen vieler Generationen ganz glatt gewetzt sei. Im übrigen handelt es sich um einen kleinen, erlebnisbegierigen Jungen, eine jähzornige Mutter und einen gütigen, alten Großvater, der alle Orte, Berge u. Bäume der Umgebung kennt u. von ihnen viele Geschichten weiß. Hat der Dichter etwa das Thema verfehlt? Ganz im Gegenteil: In der Art, wie der kinderliebe Alte erzählt, wie er von schweren Schicksalen und dem kindlich-gläubigen Wiederaufrichten der Bergbewohner berichtet und wie das in der geschilderten Art eben nur in eine derartige Landschaft paßt, hat der Dichter „den Granit“, das Urgestein mit allen seinen Folgeerscheinungen charakterisiert, wie es das klügste Geologiebuch nicht kann. Denn die Zahlenangaben, wieviel Prozent Silicium oder Oxygenium am Aufbau der Erdoberkruste beteiligt sind, führen nicht zu dem hier gemeinten Erleben, so wertvoll sie auch sonst sind. In „Hochwald“ gelingt es Adalbert Stifter, den überaus feinen Hauch zwischen die Baumriesen zu zaubern, wo Wärme, Licht, Farbe und Leben in eins zusammenfließen. Es ist reinstes, feinstes Erlebnis. Endlich, in der Novelle „Der Kuß von Sentze“, wo man es am wenigsten erwarten sollte, spricht der Dichter von den Steinen selber. Aber da sind sie, was man ihnen so gern vorwirft: tot, wirklich tot, weil aus dem Zusammenhang mit dem Berg herausgerissen und in Häuser vermauert. Es ist, als mache es die ganze Novelle etwas starr.

Natürlich ist der Mensch kein „Produkt seiner Verhältnisse“, nicht einmal der Landschaft, in der er aufgewachsen ist oder die er sich als Wahlheimat erkoren oder in die er hineingeweht worden ist. Da kommt schon noch sehr viel Eigenes aus seinem Innersten hinzu. Aber auch dieses Innerste ist, sozusagen eine Landschaft und kann so oder so sein. Die Psychologie als die Geologie des menschlichen Innenlebens wird es sich nicht nehmen lassen zu behaupten, die Innenlandschaften seien genau so vielgestaltig als die Äußeren, und es gäbe auch da einen Ur-

grund und Schichtungen! Beide stehen in Wechselwirkung. Manchmal antwortet eine noch kindlich-reine Innenlandschaft auf eine äußere Urgebirgslandschaft wie ein Glimmerblättchen auf einen Sonnenstrahl. Auf jeden Fall färben urkräftige Landschaften auf ihre Dauerbewohner ab. Ich habe als Kind im Oberpfälzer Wald nach den schönsten Schlägereien der Männer und den saftigsten Schimpfworten der Frauen immer mit Staunen erlebt, wie rasch sie wieder miteinander „gut“ waren.

Böhmerwald und Oberpfälzer Wald sind nur Randgebiete der großen böhmisch-mährischen Grundgebirgsmasse, zu der es Goethe immer wieder hinzog, seit er Bergbauminister in Thüringen geworden war. Er beschreibt es in seinen Naturwissenschaftlichen Schriften: „Wenn ich bedenke, was ich seit fünfzig Jahren in diesem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthisch genug war, und mir nun das einzelne vergegenwärtigen, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte...“ Und: „...da war uns ein fester Punkt gezeigt, wir waren auf den Granit als das höchste und tiefste angewiesen“. (Zur Geologie, besonders der böhmischen.) Goethe blieb bis zuletzt seiner „Hauptmaxime treu, alle geologischen Betrachtungen vom Granit anzufangen und auf die Übergänge fleißig zu schauen.“ Er tut recht daran. Denn wir sahen, daß das Urgestein bis in unbekannte Tiefen reicht, überall in die Weite und Breite streicht, wenn auch vielfach von andern Gesteins- und Erdarten überdeckt, in seinen Bestandteilen Silicium und Sauerstoff die Hauptmasse der Erdoberkruste ausmacht, und nun kommt hinzu, daß im Grundgebirge tatsächlich schon alles enthalten ist, was sich später nur noch herausgesondert hat, so z. B. auch der Kalk. Es enthält auch die meisten Metalle und Erze, Edelsteine und Halbedelsteine und den Modertitel Uran. Wenn man Gäste hat, die für Steine absolut kein Interesse aufbringen, braucht man ihnen nur ein Stück groben Granit zu zeigen und dabei zu sagen: „Was Sie da mit bloßem Auge und auch mit einer einfachen Lupe nicht sehen können, das ist der Uranglimmer.“ Sofort wird man hören: „O, wie hochinteressant! Wo ham'sn den her?“ Schließen wir diesen Gedankengang ab mit Goethes Ansicht über das Fernsehen: „Es ist nämlich in der Geognosie dem menschlichen Geist eine herrliche Pflegerin fortbildender Anschauung eröffnet, die sich bei manchen wahrhaft berufenen Beobachtern oft zu einer wunderbaren Höhe steigert und sie in dem naturgemäßen Sinne fernsehend macht.“ (Naturwissenschaftliche Schriften.) Ein Anhängsel an die böhmische Grundgebirgsmasse ist ferner das Fichtelgebirge. Auf einer Wanderung kamen wir als junge Menschen auch in die Granitfelsengärten der Luisenburg und nach Wunsiedel. Am Abend sahen wir uns mit der größten Selbstverständlichkeit in einem Kreise einheimischer Burschen und Mädchen, mit denen wir die halbe Nacht hindurch Volkslieder sangen. Ich habe seither eine solche Aufgelockertheit in dieser reinen Form nie wieder erleben dürfen; sie schien aus dem Fluidum der Landschaft zu stammen. Damals sahen wir auch das Haus, in dem Jean Paul gewohnt hatte. Später machte ich mich an seine Bücher, von der „Levana oder Erziehlehre“ bis zum „Siebenkäs“ und „Quintus Fixlein“. Diese Lektüre, die ich sogar von Berufs wegen zu bewältigen hatte, ist mir nicht leicht gefallen, denn es fehlt diesen Schriften jegliches gedankliche System. Es ist wie ein unendliches Glitzern guter und bester Gedanken, das Ganze aus lauter kleinen Partikeln zusammengefügt, in sich fein abgestuft und insgesamt doch ein Ganzes bildend — wie beim Granit! Jean Pauls Innen- und Außenlandschaft war zu unmittel-

bar, zu kindlich-lebendig, als daß er sie in ein System hätte bringen können oder mögen. Säckeweis schüttet er seine Geistes-schätze aus wie Kieselbröckchen, Feldspat-kriställchen und Glimmerblättchen, aber sie bilden zusammen einen festen Granit und machen ihren Autor zu einer Säule der pädagogischen Wissenschaft.

Im Thüringer Wald und im Harz sind die höchsten Massive noch aus Urgestein, dann müssen wir bis nahezu an den Rhein hinüber, um es im Odenwald und im Schwarzwald wieder anzutreffen. Wie geht das zu? Es war einmal ein großes Gebirge, das Variskische Gebirge, das zog sich in mächtiger Breite durch ganz Europa. Es wurde abgetragen, wie auch die Alpen nach Jahrmillionen einmal abgetragen sein werden. Unsr Grundgebirgslandschaften sind nur Überreste mit einstigem Zusammenhang. Kein Wunder also, auch von dieser Betrachtung her, daß sie Ähnlichkeiten aufweisen. Wenn wir Schwarzwald sagen, dann meinen wir allerdings nur den südlichen und westlichen. Da wo Hans Thoma seine kindlich-einfachen und doch so bedeutenden Bilder malte, wo Peter Hebel in genau demselben Stil Kalendergesichten schrieb, wo Heinrich Hansjakob in so strahlender Naivität örtliche Begebenheiten schilderte und Viktor von Scheffel im „Trompeter von Säckingen“ (Auf zum Schwarzwald schwingt mein Lied sich) einen kindlich-alten Landpfarrer so meisterhaft schilderte. Die drei ersteren blieben die einfachen Wälder ihr Leben lang, trotz Amt und Würden. Die Heimat hat sie nicht mehr losgelassen. Mir hat einmal ein alter, wissender Lehrer gesagt, das Volkstum einer Landschaft werde nicht von der Masse, sondern von Einzelnen am besten verkörpert. Das gilt auch für die „revolutionäre Gesinnung“ im südlichen Schwarzwald. Es ist wohl weniger bekannt, daß die Bauernkriege von da ihren Ausgang nahmen — aber ebenda auch am glimpflichsten verliefen. Man denke ferner an den von Scheffel geschilderten Hauensteiner Rummel. Oder an die Beteiligung an den Märztagen 1848, besonders in der Darstellung Hansjakobs! In dieser reinen, klaren Landschaft spüren es die Leute, wenn etwas „unsauber“ ist und lehnen sich dagegen auf, aber sie verkrampfen und verbieten sich nicht; wenn sie einmal losgeschlagen haben, sind sie gleich wieder „gut“. Der Schwarzwald hatte seinen ganz eignen Baustil, das Schwarzwaldhaus. Die Kurhotels müssen sich schon bemühen, der Landschaft keine Gewalt anzutun, denn sie stößt ein stillfremdes Gebäude geradezu aus sich aus. Das Loblied der landschaftlichen Schönheit des Schwarzwaldes braucht man ja nicht zu singen; es singt ganz von selber aus allen Bäumen, Feisen und Seen.

Es wäre eine Unterlassungssünde, wollten wir den schönen Bruder jenseits des Rheingrabens, den Wasgenwald, vergessen. Er birgt den Goldschatz der beiden Königskinder aus dem Walthariliede. Aber das uralte Variskische Gebirge, dessen Trümmer wir beschreiben, ging noch weiter. An den Steilküsten der Bretagne taucht es noch einmal empor und im südlichen England, in Cornwall und Wales. Das sind keltische Gebiete. Aber auch Süddeutschland bis nach Böhmen hinein war keltisch, und die Kelten hatten eine Sonnenreligion. Urgebirgs-länder sind auch Schottland, Skandinavien und Finnland, Reste eines noch viel älteren, des Kaledonischen Gebirges. Wir lassen sie für diesmal in der Ferne stehen, um sie ihres geheimen Zaubers nicht durch ein paar banale Worte zu berauben.

Soviel dürfte klar geworden sein: Das Urgebirge ist etwas! Und es ist der Ausgangspunkt für alles andere. Das Schülersprüchelein hat schon recht: Feldspat, Quarz und Glimmer — die drei vergeß ich nimmer!

Pfarreieinkommen im Mittelalter

Von Fritz Scheerer

Um das Jahr 700 dürfte sich die gesamte Bevölkerung unserer Heimat zum Christentum bekannt haben. 746 gelang den Karolingern, das alemannische Herzogtum endgültig niederzuwerfen und zu beseitigen. Sie sahen sich dann vor die Aufgabe gestellt, Alemannien politisch und kirchlich zu erfassen und auf eine dauerhafte Weise mit dem fränkischen Reiche zu verklammern. Bei der kirchlichen Organisation dürften sie sich im wesentlichen an die weltlichen Grenzen gehalten haben. Die Diözesangrenze des Bistums Konstanz, des größten Bistums des Mittelalters, zu dem unsere Heimat zählte, wurde gezogen: von Bern und Interlaken bis nach Ludwigsburg und vom Walsertal bis nach Breisach am Rhein, so daß es das südliche Baden, die deutsche Schweiz, ein Teil Vorarlbergs, das Bayerische Allgäu und den größten Teil Württembergs umfaßte. Um 1150 war auch die Organisation der Pfarrsprengel so ziemlich abgeschlossen und die Dekanatsverfassung eingeführt.

Zum Landkapitel (Dekanat) Ebingen-Schömberg zählten aus unserem Bezirk 1275 nach dem „Liber decimationis“, einem Steuerbuch des Konstanzer Bistums, in dem die Geistlichen für eine Kreuzzugssteuer veranlagt wurden, folgende Kirchen: Dautmergen, Schömberg, Dormettingen, Dotternhausen, Roßwangen, Endingen, Frommern, Dürrwangen, Tieringen, Digisheim, Meßstetten, Margrethausen, Burgfelden, Onstmettingen, Tailfingen, Truchteltingen, Ebingen, Ehestetten, Nusplingen, Weilen u. d. R., zu dem Landkapitel Empfingen—Haigerloch: Balingen, Ostdorf, Engstlatt, Erzingen, Isingen oder Rosenfeld, Binsdorf und Bubenhofen, während Brittheim, Haarhusen (abg.) und Leidringen zu dem Landkapitel Rottweil—Oberndorf gehörten. Der Dekanatsname wechselte, je nachdem der betreffende Dekan seinen Sitz hatte, so z. B. im Dekanat Schömberg-Ebingen: Schömberg, Ebingen, Nusplingen. Die Steuer wurde nach dem Vermögen der Pfarrpfründe festgelegt: 1275 Balingen 40 lb. (Pfund, ein Pfund=20 Schilling (:)) zu je 12 Pfennigen), die Vikarie 6 lb hlr. (Heller), Ostdorf (Vikarie) 10, Isingen (Vikarie) 10, Engstlatt 18, Erzingen (Vik.) 9, Binsdorf (Vik.) 10 und 7. Alle Pfarrer zahlten ihre Abgaben nach Konstanz in Rottweiler Währung.

Pfarreien

Die Kirche und der Pfarrhof hatten meist dem Fronhof gegenüber im Mittelpunkt oder einem erhöhten Platz der Siedlung ihren Standort. Das Eigentum am Kirchengebäude stand dem Stifter zu, der die Kirche mit Grund und Boden ausgestattet hatte, die Baulast trug und für die Unterhaltung für die von ihm berufenen und vom Bischof eingesetzten Priester aufkam. Bis um 1300 war für mehr als die Hälfte der Kirchen in unserem Raum das Besetzungsrecht (Kollatur, später Patronat) in den Händen Adelliger. Geistlich gewordene Söhne des Adels treffen wir um diese Zeit häufig auch als Pfarrer und niedrige Adelige als Kaplanen.

Die Pfarrgüter bestanden ursprünglich aus großen Widumgütern, die steuer- und fronfrei waren. So umfaßte das Widumgut zu Oberdigisheim noch 1496 104 J. (Jau-chert) Äcker, 44 Mm. (Mannsmahd) Wiesen und 5 J. Holz oder zu Ostdorf 103 J. Äcker, 25 Mm. Wiesen, 3 J. Gärten und 5 J. Hölzer. Andere wieder waren nur mittelmäßig ausgestattet wie in Balingen mit 57 J. Äckern, 66 Mm. Wiesen, die aber der Pfarrer nach dem Lagerbuch von 1543 an vier Bauern verliehen hatte, die ihm dafür 10 Malter Vesen und 6 Malter Haber güteten (1 Malter=270,72 Liter). Die Höfe, die also der Pfarrer verliehen konnte, waren oft, wie in

Nusplingen, zur Faselviehhaltung für die Gemeinde verpflichtet.

Viele Widumgüter waren aber schon um 1300 ihrem Zweck entfremdet und von den Kollatoren als Erblehen ausgegeben, deren Gült die Kollatoren selbst einzogen. So finden wir die Kaplanei zu Weilen u. d. R. (erst 1831 Pfarrei) schlecht ausgestattet, oder waren die Widumgüter nur noch klein wie in Bitz und Heselwangen. In der Regel stand dem Pfarrer in der Gemeinde, in der er den Sitz hatte, auch der Genuß der Gemeinderechte (Holznutzung, Weiderechte) zu.

Unter den Quellen, aus denen das Einkommen der Pfarrkirchen floß, war ursprünglich wohl überall der Zehnte an erster Stelle gestanden, und zwar der Großzehnten von Getreide und der Kleinzehnten von den übrigen Acker- und Gartenfrüchten. Doch nur in den wenigsten Fällen ist die Kirche bis zur Reformation im Genuß des gesamten Zehnten geblieben. Die Pfarrei in Burgfelden bezog bis 1565 den Großzehnten. In Balingen haben die Grafen von Zollern-Schalksburg schon vor 1382 den Großzehnten an sich gezogen, wofür als Corpus 6 Malter Vesen und 4 Malter Haber gegeben wurden, der 1467 auf bischöfliche Weisung um 40 Malter Vesen und 2 Fuder Stroh erhöht werden mußte. An andern Orten wird der Großzehnten geteilt. In Ebingen bezog der Pfarrer bis 1554 ein Drittel des Großzehnten. In Roßwangen wurde er neben den alten Novalien samt einigen kleineren Teilzehnten im Erzinger und Endinger Bann zwischen Pfarrei und Rittergut hälftig geteilt. Die Regel war jedoch, daß der Patronatsherr den wertvollsten Teil für sich in Anspruch nahm und dem Pfarrer dafür ein Fixum in Getreide und Stroh als Corpus überreichte, während den kleinen Zehnten in fast allen Gemeinden der Pfarrer bezog.

Nur der kleinste Teil des einstigen Gesamtbesitzes war in den meisten Fällen bei der Kirche geblieben. Das ursprünglich einheitliche Vermögen der Pfarrkirchen war im Lauf des Mittelalters in 3 Teile zerlegt worden: Die Pfarrpfründe, den Anteil des Patronatsherrn und das Gut des Heiligen oder das Fabrikgut (wie es im Hohenbergischen hieß), das zur Unterhaltung des Kirchengebäudes und zur Ausstattung der Gottesdienste diente.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Die Pfründen waren sowohl nach der Summe ihrer Erträge wie nach den Bestandteilen, aus denen sie sich zusammensetzten, sehr verschieden. Zu den bestausgestatteten zählte die Pfarrpfründe Meßstetten. Sie betrieb einen Widumhof mit 73 J. Äckern, 25 Mm. Wiesen und besaß außerdem 2 Lehengüter in Meßstetten mit 53 J. Äckern, 28 Mm. Wiesen, erwarb 1403 einen Hof in Tieringen, bezog den kleinen Zehnten und hatte noch viele andere Einkünfte aus Meßstetten, Winterlingen, Hartheim, Pfeffingen, Zillhausen und Streichen. Zu einem Drittel bezog sie den Großzehnten, während die anderen $\frac{2}{3}$ den Kaplanen zugute kamen. Ostdorf hatte neben dem oben genannten großen Widumgut den Zehnten und noch andere Einkünfte aus Ostdorf, Engstlatt, Balingen, Geislingen, Schömberg und Bronnhaupten.

Kaplaneien und Frühmessen

Am Ende des Mittelalters wurden im Bereich der Pfarreien eine überaus große Zahl von Kaplaneien und Frühmessen gegründet. In Kapellen oder aber an den Altären der Pfarrkirchen traten den Pfarrpfründen weitere Priesterpfründen zur Seite. So finden wir 1502 in Balingen neben dem Pfarrer 10 verpfändete Priester (St. Afra, St. Peter, St. Katharina usw.). 1501 dotierte

Balthasar Rüber eine Predigtpründe mit 60 fl. (Gulden) jährlichen Gehalts in der Weise, daß der jeweilige Prediger in der Pfarrkirche, in der St. Nikolaus- und Liebfrauenkapelle und in der Kapelle zum Ölberg predigen soll. Im allgemeinen ist aber die Ausstattung dieser Pfründen einfacher und bescheidener. Der Zehntgenuß fehlt in der Regel, einige Güter und Zinsen bilden das Einkommen. Nach der Steuerliste von 1525 beläuft sich in Altwürttemberg ihr Einkommen auf durchschnittlich etwa 30 fl., manche erreichen aber kaum die Hälfte oder besitzen nur einige Äckerlein. Doch wird von Tailfingen berichtet, daß die Frühmesspfründe reicher ausgestattet gewesen sei als die Pfarrei; denn die Frühmesse besaß 77 J. Äcker, 43 Mm. Wiesen bei 4 Lehengütern, während die Pfarrpfründe 1543/65 nur 29 J. Äcker und 8 Mm. Wiesen innehatte. Dazu kamen bei ersterer auch Lehen in Bitz, $\frac{1}{4}$ des Großzehnten in Tailfingen, kleinere Einkünfte aus Ebingen, Frommern, Heselwangen, Tübingen und Onstmettingen, ferner ablösbare Zinsen aus Ebingen, Hechingen und Pfeffingen. Die Pfarrei dagegen hatte nur Einkünfte aus Heu- und Kleinzehnten und den Zehnten aus Neubrüchen. Zum Frauenaltar der Ebingener Kapelle gehörte halb Tailfingen und Güter in Lautlingen und Dürrwangen. Durch ihre Dürftigkeit waren jedoch die meisten Kaplaneien vor der Ausbeutung durch ihre Patrone geschützt.

Mit der Zurückdrängung des Adels im altwürttembergischen Gebiet trat gegen Ende des Mittelalters mehr und mehr das bürgerliche und bäuerliche Element als Pfründenstifter auf. Es wechselten Perioden lebhafter Gründungsfreudigkeit mit Zeiten größerer Zurückhaltung. Insgesamt waren in unserem Raum etwa 100 geistliche Pfründen vorhanden. Die Stellen waren aber ungleich verteilt. Allein über 51 Kaplanei- und Pfarrpfründen verfügten die 6 Städte des Kreises und Geislingen. Allerdings war die Zahl der Priester größtenteils etwas kleiner als die Zahl der Pfründen, da ein Priester nicht selten mehrere Pfründen innehatte.

Der Tailfinger Pfarrer war zugleich Inhaber der Pfarreien Böhringen und Wehingen, der Truchteltinger hatte zugleich die Pfarreien Roßwangen, Aggenhausen und Frohnstetten im Besitz. Der Pfarrer konnte natürlich nicht alle diese Stellen gleichzeitig versehen, sondern nur eine davon. Er ließ die übrigen Stellen durch Vikare besorgen, während er aber das Einkommen daraus bezog. Ein anderes Beispiel von Pfründenhäufung: Ein Sohn Eginos V. von Urach war Gottfried (der jüngste von 5) meist von Freiburg, dann auch von Fürstenberg oder Herr von Zindelstein genannt. 1258 war er bereits in den geistlichen Stand getreten und von 1270—1279 erscheint er als Domherr von Konstanz. Mit seiner Konstanzer Pfründe vereinigte er eine Menge Pfarreien im Hausgebiet. 1275 war er Pfarrer von Villingen, Niederreschach, Oberschweningen, Löffingen, Hondingen, Balingen und Leidringen. Das Einkommen von der Pfarrei Villingen betrug 40 fl. jährlich, von den übrigen Pfarreien 90 Mark, denn er erscheint im Steuerbuch des Konstanzer Sprengels mit 9 Mark eingetragen, die er an 2 Terminen zu zahlen hat, als die Lyoner Synode 1274 beschlossen hatte, daß Inhaber einer kirchlichen Pfründe 6 Jahre lang den 10. Teil ihres geistlichen Einkommens zur Bestreitung der Kosten eines Kreuzzuges beizusteuern haben. Die Seelsorge ließen so hochgestellte Pfarrer durch Kaplanen besorgen, für jene waren das mit den Stellen verknüpfte Einkommen und Ansehen von Wichtigkeit.

Pfründen-Einkommen

Die wichtigsten amtlichen Pfründenverzeichnisse und -einkommenslisten der ehemaligen Diözese Konstanz sind:

das alle Pfarreien umfassende Zehntbuch von 1275 (liber decimationis)
 das Quartanbuch von 1324
 das Bannalienbuch von 1324
 die Einkommenschätzung der Kirchen und Pfründen von 1353 (liber taxationis)
 die Pfründenschätzung von 1470 (liber marcarium)
 die Subsidienregister von angeblich 1508.
 Über die Einkünfte der einzelnen Pfarreien geben besonders auch die Konstanzer Annatenregister weitere Auskunft, die Manfred Krebs veröffentlichte (1414 bis ca. 1510).

Seit Papst Honorius III. (gest. 1227) wurden von jeder in der Diözese neu zu verleihenden Pfründe die Erträge des 1. Jahres, die „ersten Einkünfte“ (primi fructus) oder Annaten als Steuer an den Diözesanbischof eingezogen. Papst Johannes XXII. (gest. 1334) reduzierte es auf den halben Betrag der Jahreseinkünfte der Pfarrei. Im Jahr 1514 betrug die Erstfrüchteabgabe nur noch rund $\frac{1}{4}$. Die Einziehung der Annaten gehörte zu den Obliegenheiten des Insiglers. Bei Bränden, Epidemien, Mißernten usw. konnte die Steuer ermäßigt werden, so z. B. 1451 für Onstmettingen wegen Fehden und Kriegshandlungen oder für Meßstetten 1452 wegen Mißernte.

Uns interessieren vor allem die Annaten der Pfarreien unseres Kreises, da sie uns ein Bild geben können über den Vermögensstand der einzelnen Pfründen im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. So bezahlten 5 fl. Bickelsberg, 7 fl. Ehestetten, 8 fl. Dautmergen, Engstlatt, Geisingen, 10 fl. Bubenhofen, Dormettingen, Frommern, Lautlingen, Tailfingen, 12 fl. Burgfelden, Dotternhausen, Erzingen, Oberdigisheim, 14 fl. Endingen, Onstmettingen, Roßwangen, 20 fl. Brittheim, Truchteltingen, Dürrwangen, 21 fl. Nusplingen, 22 fl. Binsdorf, 25 fl. Leidringen, 30 fl. Balingen, Meßstetten, Ostdorf, 40 fl. Ebingen und 50 fl. Schömberg. Rosenfeld gab 1528 für Investitur nach der Abmachung aus der Zeit der Vakanz 5 fl., Heselwangen an die Kuratkaplanei für Investitur- und Proklamationsurkunde etc. 5 fl. 1514 entrichtete die Kuratkaplanei Pfeffingen 4 fl. Die Kaplaneien waren, wie es scheint, teils frei oder gaben 2 fl. Der Gulden hatte 1425 bis 1525 den allmählich schwindenden Wert von 33 bis 30 Mark. Zum Vergleich sei der Preis für 1 Malter Korn in Schömberg angeführt: 1411 = 13 Schilling, 1439 = 26 Schilling. Zu dieser Zeit entsprachen die Annaten noch dem halben Einkommen der Kirche.

Auffallend ist, daß die Annaten in unserem Raum im Vergleich etwa zu Ehingen a. D. mit 150 fl. oder zu dem Kloster Weingarten mit 1400 fl. als mäßig zu nennen sind. Dementsprechend muß auch das Einkommen unserer Pfarreien gewesen sein. Die Zahlen zeugen von einem geringen Wohlstand.

Einen weiteren Anhaltspunkt über die Einkünfte der Pfründen kann uns auch der „Liber Bannalium“ von 1324 geben, der die Abgaben enthält, welche die Pfründeninhaber für die Beaufsichtigung und Verwaltung des Bezirks an den Archidiakon als Vertreter des Bischofs zu entrichten hatten. Dazu einige Beispiele: Balingen 1 lb., Ostdorf und Isingen 30 B., Engstlatt, Erzingen und Binsdorf 5 B., Bubenhofen 2 B. Also wieder ein ähnliches Bild. Auch die Subsidia charitativa (in Fällen der Not), wo 1468 $\frac{1}{20}$ des Einkommens erhoben wurde, gibt weitere Auskunft: Balingen der Rektor 5 lb., der Kaplan an St. Gallus-Altar 33 B., Agatha 31 B., Margarete 28 B., Sebastian 35 B., Petrus 1 lb. 8 B. usw.

Wir sehen, die Einkommen sind sehr verschieden. Eine allzu geringe Dotation der Pfarr- und Kaplaneipfründen hatte dann oft zur Folge, daß eine Stelle jahrzehntelang nicht besetzt war wie in Weilen u. d. R.,

oder daß der niedere Klerus sich in einer ständigen fluktuierenden Bewegung befand und ein geringes Maß an Seßhaftigkeit aufwies. Es war fast eine Ausnahme, daß ein Geistlicher bis ins hohe Alter auf der gleichen Pfarrei verblieb. Viele ließen sich eine Pfründe nur verleihen, um ein Tauschobjekt zur Verfügung zu haben. Oft mögen sie auch ihre Pfarrei gar nicht zu Gesicht bekommen haben. Wir finden jedoch im 15. Jahrhundert die Vereinigung von mehreren Pfarrstellen in einer Hand viel seltener

als bei den hochadeligen Pfarrern des 13. Jahrhunderts.

Nach der Reformation wurde das Vermögen aller Pfründen in die Geistliche Verwaltung zusammengezogen, die den Geistlichen ihr Gehalt zahlte. 1542 betrug das Gehalt des Pfarrers in Balingen 100 fl., des Diakons 56 fl. Daneben bezogen sie noch bis ins 19. Jahrhundert Naturalien. Von seiten der Regierung wurde dann auch das kirchliche Rechnungswesen verbessert und das Ansehen des Pfarrerstandes gehoben.

Rocco di Garda

Königin Adelheid und Otto der Große / Von Robert Kohlrausch

Jung schon war sie, die Tochter König Rudolfs II. von Hochburgund, mit Lothar, dem Sohn und Mitherrscher König Hugos von Italien, vermählt worden und hatte in dieser Stellung die Fährlichkeiten miterlebt, die beiden Herrschern in den letzten Jahren ihrer Regierung bereiteten wurden. In der Person des Markgrafen Berengar von Ivrea war ihnen ein Rivale von solcher Macht erstanden, daß Hugo zuletzt auf den Thron verzichtete und mit seinen Schätzen — Schätzen vielleicht im doppelten Sinn, denn er war ein großer Liebhaber schöner Frauen — nach der Provence entflohen. Lothar blieb dem Namen nach zwar König, wurde jedoch in Wahrheit mit dem Lande zugleich von Berengar beherrscht. Als er starb, angeblich von diesem vergiftet, blieb seine kaum zwanzigjährige Witwe der Willkür des triumphierenden Nebenbuhlers, der sich nun in Wahrheit die Krone aufs Haupt setzte, und seines bösen Weibes Willa schutzlos preisgegeben. Um seiner Usurpation des Thrones einen Anschein von Recht zu verleihen, drang Berengar in Adelheid, seinen Sohn zu heiraten, doch verschmähte sie den Glanz der ihr dadurch von neuem winkenden, gewohnten Krone und weigerte sich hartnäckig, Berengars Begehren zu erfüllen. Ergrimmt ließ er sie gefangen nehmen und nach der Felsenburg von Garda führen, wo sie nur mit einer Dienerin und einem Geistlichen namens Martin in einen düsternen Kerker eingeschlossen wurde. Längere Zeit — eine Nachricht spricht von vier Monaten — blieb sie dort gefangen und litt alle Qualen der grausamen Kerkerhaft jener Zeit. Endlich erschien ihr in der Person des Priesters, der ihr Leid nicht länger mitanzuschauen vermochte, ein Befreier. Heimlich durchbrach er mit ungeheurer Anstrengung die feste Mauer, schuf einen Ausgang, ließ die beiden Frauen in Männerkleidung hinaus und geleitete sie auf behutsamer Flucht glücklich bis an den See von Mantua. Hier trafen sie einen Fischer, dem sie sich anvertrauten, wurden von ihm ans andere Ufer befördert, auch mit dem Fleisch eines Fisches erquickt und verbargen sich dann eine Woche lang in dem dichten Grün, des nahen Waldes. Nur der Priester verließ den Versteck mitunter, um Speise herbeizuschaffen, die Königin aber gedachte der Anhänglichkeit, die der Bischof von Reggio namens Adelhard ihr und ihrem verstorbenen Gatten vielfach bewiesen hatte. Dorthin sandte sie ihren Beschützer, der den Bischof zunächst durch die erlogene Nachricht von Adelheids Tode auf seine Gesinnung prüfte, um dann beim Anblick der unverhohlenen ausbrechenden Trauer die volle Wahrheit zu enthüllen. Der Bischof setzte sich sogleich mit Azzo Adalbert, dem Schöpfer des ganz vor kurzem erst erbauten festen Schlosses von Canossa, in Verbindung und erwarb in ihm für die verfolgte Königin einen sicheren Beschützer, der sich eilig mit einigen Getreuen nach Mantua begab, um Adelheid auf seine neue Felsenburg zu führen.

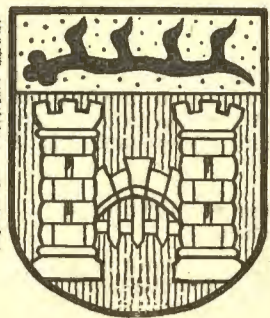
In dieser Form findet sich die von allen Schauern der Romantik umwehte Erzählung bei dem Mönche Domnizo, der als Bewohner des Klosters zu Canossa das Leben der Be-

sitzerin des zugehörigen Schlosses, der berühmten Markgräfin Mathilde von Tuscanen, beschrieben hat. Dort am Zufluchtsort der Königin Adelheid blieb die Tradition von ihrer Gefangenschaft und Flucht ohne Frage noch lange lebendig, und Domnizo konnte 150 Jahre später gut genug darüber unterrichtet sein, wenn manches in der Geschichte, vor allem das Durchbrechen der Kerkermauern mit Priesterhand, auch wohl in das Bereich romantischer Phantasien gehört. Noch ein wenig abenteuerlicher ausgeschmückt erscheint die Geschichte von Adelheids Flucht bei unserer klösterlichen Dichterin Hroswitha von Gandersheim, die davon in ihrem der Verherrlichung Ottos I. gewidmeten „Ottoliede“ gesungen hat. Mit italienischer Geographie offenbar wenig vertraut und mit Ortsbezeichnungen überhaupt sehr sparsam, hat sie die Stätte von Adelheids Gefangenschaft allerdings nicht genannt, sondern nur von einer engen Kammer als Kerker berichtet, die von Wächtern in Scharen behütet wurde. Dafür aber hat sie mitfühlend um so ausführlicher die Leiden der Königin auf ihrer Flucht geschildert und sorgsam ausgemalt, wie sie bald im Waldesdickicht, in öder Höhle, in Ackerfurchen unter dem wogenden Meere der reifen Halmfrucht sich verbergen mußte. Besonders lebhaft wird ihre Schilderung da, wo Berengars Wüten über die gelungene Flucht und seine Versuche, die Königin wieder zu ergreifen, beschrieben werden. Zuerst kommt seine Leibwache beim Suchen an die Reihe, dann aber heißt es weiter in Hroswithas nach deutschem Geschmack mit Reimen geschmückten lateinischen Hexametern, die Wilhelm Gundlach in einem freieren Versmaß ins Deutsche übertragen hat:

„Ja, endlich machte er sich selbst
 mit starker Folgschaft auf,
 Als wär' im Kampf ein grimmer Feind
 zu bändigen: im Lauf
 Der Raserei durchstriefte er
 auch jenes Ährenfeld,
 Wo sich in hohler Furche grad'
 versteckt die Herrin hält,
 Sie, die er suchte, ganz bedeckt
 von Ceres' Mutterschwingen.
 Doch mochte er auch hier und da
 das ganze Feld durchdringen,
 Auf das die Herrin hingestürzt,
 vor Schreck kaum atmend mehr,
 Und unverdrossen im Bemühn
 mit ausgestrecktem Speer
 Das festgefügte Halmgewirr zu lichten
 sich bestreben:
 Er fand sie nicht;
 denn Christi Huld behütete ihr Leben.“

Im „Ottoliede“ durfte die Geschichte Adelheids nicht fehlen. Denn Ottos I. Gemahlin und Kaiserin an seiner Seite ist sie ja geworden. Gern ließ er sich durch Azzo von Canossa nach Italien rufen, das Berengar mit vorsichtig-feiger Flucht ohne Schwertstreich in seine Hände gab, und zog als Herrscher in Pavia ein.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Die Geschichte der Achalm

Von Wilhelm Wik

1. Die Achalm zur Römerzeit

Etwa in den Jahren 197—213 breiteten die Römer ihre Niederlassung vom Neckar her auch um die Achalm aus. Auf dem Berg war wohl ein römischer Wachposten. Im Jahr 273 n. Chr. wurde Probus römischer Kaiser. Er soll auf der Achalm ein Castell erbaut haben.

2. Die Achalm als Sitz der Gaugrafen

Es wird berichtet, daß schon im Jahre 603 auf der Achalm eine Burg gestanden sei. Höchstwahrscheinlich ist der Berg der Sitz der Gaugrafen der Gegend, also des Pfullinggaues. Der Franke Pippin der Mittlere kämpfte als Hausmaier gegen die alemannischen Herzoge Gottfried (gest. 708) und Willicher. Sein (unehelicher) Sohn Carl Martell zog 725 mit großer Macht gegen den Alemannenherzog Landfried. Unter den umgekommenen Edlen wird Luipold, Graf von Achalm, genannt. Die Söhne Carl Martells (gest. 741), Pippin der Kleine und Karlmann verwalteten gemeinsam das Frankenreich. Von 743—746 erhob der Alemannenherzog Theutbald, obigen Gottfrieds Sohn, neuen Aufbruch. Bekannt ist das Cannstatter Blutbad im Jahre 746 nach Theutbalds Vertreibung auf die Alb. Theutbalds Sohn Landfried kämpfte gegen Pippin erbittert weiter. Bei Metzingen sollen von Pippin 12 000 Alemannen erschlagen worden sein. Landfried kam 748 in Gefangenschaft. Karl der Große verkleinerte die Gauen und setzte jedem Gau einen Gaugrafen vor, der kein Fremder oder Auswärtiger sein soll. Im Jahre 838 wird unter Ludwig dem Deutschen ein Graf von Achalm genannt. Die Grafschaften wurden mehr und mehr erblich, ihre Inhaber besaßen herzogliche Gewalt. Unter Heinrich I. (919 bis 936) lebte Wilhelm der Hinkende, Graf von Achalm. Er ist 935 im Gefolge des Schwabenherzogs Hermann I. (926—948) auf dem Magdeburger Turnier neben einem Grafen Ulrich von Urach. 937 ist ein Hermann Graf im Pfullinggau. Auf dem Turnier des Herzogs Konrad von Franken in Rothenburg o. d. Tauber im Jahre 942 ist Rudolf, Graf von Achalm, erschienen. Der Schwabenherzog Luitolf, Sohn Ottos des Großen, vermählt mit der einzigen Tochter Jta des Herzogs Hermann I., gab 948 ein Turnier in Konstanz. Als anwesend werden genannt die Grafen Hermann und Konrad von Urach. In der Schlacht auf dem Lechfelde (955) fiel ein Graf von Achalm. Im Jahre 963 erbaute Graf Wilhelm von Achalm auf dem Totenhügel zu Metzingen (er soll 451 entstanden sein) eine Martinskirche. 972 sind im Gefolge Kaiser Ottos I. zu Konstanz die Grafen Konrad von Urach und Luitold von Achalm, wahrscheinlich neue Geschlechter aus Rhätien. Mit Luitold erlosch der Mannestamm der Grafen von Achalm. Die Besitzungen Luitolds gingen durch seine Tochter auf ihren Gemahl, den Grafen Konrad von Urach, über. Die Burg Achalm wird verlassen und gerät in Verfall.

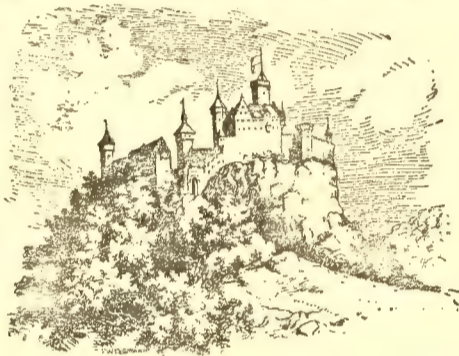
3. Die Erbauer von Achalm: Die Grafen Eginno und Rudolf v. Urach

Von Urach erheben sich zwei neue Stämme in den Söhnen des Grafen Konrads von Urach, durch Eginno und Rudolf. Eginno wird der Stammvater der Grafen von Urach und Rudolf der Stifter der neuen Linie der Grafen von Achalm. Die Brüder saßen im Jahre 1030 zunächst im Dorf Reutlingen, das damals 600 Häuser hatte. Bald nahm der streiftbare Graf Eginno seinen Sitz auf Urach, Rudolf wählte Dettingen zu seinem Wohnsitz. Nach der Rückkehr Eginos von seinen Kriegsdiensten unter König Konrad II. (1024—1039) begann er 1036 den Bau einer neuen Burg auf der Spitze des Achalmberges. Er verglich sich mit seinem Bruder, welchem er das Landgut Sklare gab. Eginno starb überraschend vor Vollendung der Burg an einem hitzigen Fieber. Sein Bruder Rudolf vollendete den Bau.

Die beiden Brüder hatten ihre Grafschaft gemeinsam verwaltet. Zu derselben gehörten die Orte im Gebiet der Echatz und Erms, der Steinlach am rechten Ufer des Neckars bis gegen Nürtingen und von der Lauchertquelle bis an die Mündung der Aach in die Donau. Eginno und Rudolf besaßen Stammgüter in Graubünden, am Rhein und im Schwarzwald (Urach i. Schw.). In der Teilung der gemeinschaftlichen Grafschaft erhielt das Haus Eginno Urach mit der oberen Grafschaft, die Feste Urach als Reichslehen des Reichsjägers, die Stammgüter am Rhein und im Schwarzwald samt der ganzen Alb von der Lauchert bis über den Neuffen herab. Die jüngere Linie des Grafen Rudolf bekam zu der Feste Achalm die untere Grafschaft im Pfullinggau an Dettingen an abwärts, Zwiefalten, die Albgüter um die Aach und die Stammgüter in Graubünden. Eigene Besitzungen Rudolfs waren Wittlingen, Ennabeuren und Bichishausen. Reutlingen gehörte nur zu einem Drittel zur Grafschaft. Ein beträchtlicher Teil gehörte dem Pfalzgrafen von Tübingen. Eine Weinberghalde unter der Achalm heißt heute noch „Pfalzgraf“.

Graf Rudolf vermählte sich mit Adelheid, der Tochter des Grafen Luithold v. Wulfingen im Thurgau und seiner Gemahlin Williburg, Schwester des Grafen Hunfried von Mompelgard. Dadurch bekam Rudolf reiche Besitzungen im Thurgau und im Elsaß. Der Lieblingsaufenthalt des Ehepaares war Dettingen, wo es die Kirche stiftete, höchstwahrscheinlich als Begräbnisstätte ihrer früh verstorbenen Kinder Hunfried und Beringer. Rudolf starb um die Jahre 1049 bis 1051. Seine Gemahlin Adelheid wohnte 1049 auf der Burg Zwiefalten, wo sie ihren Anverwandten, Papst Leo IX., auf der Durchreise bewirtete. Rudolf und Adelheid liegen in der Kirche Dettingen begraben. Sie hatten 11 Kinder: Werner, Rudolf, Eginno, Hunfried und Beringer, Luitold und Cuno, Mechtildis, Williburg, Beatrix und Aßuria. Durch Geld wurde Werner Bischof in Straßburg und führte ein gar weltlich

Leben. Er lebte mit einer Geliebten zusammen, die er einem Vasallen entführt hatte. Rudolf wurde im Elsaß erschlagen. Eginno scheint frühe gestorben zu sein. Er hatte Güter im Elsaß. Seine Brüder Hunfried und Beringer wurden in der Kirche zu Dettingen beigesetzt. Mechtildis, Gemahlin des Grafen Cuno von Lechsgmünd, wurde Erbin der eigenen Güter zu Wittlingen, Ennabeuren, Bichishausen und Herznach am Rhein. Williburg war verheiratet mit Conrad von Beutelsbach und Württemberg. Ihr Sohn war Werner von Grüningen, dem wir wieder begegnen. Unter den Kindern Rudolfs und der Adelheid fiel den Söhnen Luitold und Cuno die ganze väterliche Grafschaft zu. Beatrix und Aßuria waren Nonnen.



Die Achalm

4. Die Grafen Luitold und Cuno von Achalm

Luitold saß auf der Achalm. Von Person war er mittlerer Größe, bebart und von schöner Gestalt. Er war sparsam, liebevoll und freundlich, gegen Friedbrecher, Diebe und Straßenräuber unerbittlich streng. Er erbaute auf dem nördlichen Ausläufer des Gebirgssockels der Achalm eine zweite, kleinere Burg, verschiedene Kirchen und Kapellen, so eine Kirche in Eningen, die Kapelle St. Nikolai zu Altenburg. Er war beteiligt an der Wiederherstellung des Klosters Hirsau, welches von Graf Adelbert II. 1059 wieder aufgerichtet wurde, durch Stiftung seines Gutes Neckartailfingen zusammen mit dem Bruder Cuno. Er erwarb viele Lehen vom Bistum Würzburg (1000 Mannsmahd).

Cuno saß auf Wulfingen im Thurgau. Er war von ansehnlicher Gestalt, mutig, streng freigebig, Ratgeber Rudolfs von Schwaben unverheiratet, hatte aber von Berta, einer Leibeigenen des Grafen Hartmann von Dillingen, einen Sohn: Luitold von Dillingen. Beide Grafen kamen in den Wirren der Zeit nicht zum Heiraten.

In den Investitorkämpfen Heinrichs IV. standen sie im Gegensatz zum übrigen Hause Achalm auf der Seite Rudolfs von Schwaben, also im Lager Bertolds I., Welfs IV., des Pfalzgrafen Hugo I. von Tübingen, des Abts Wilhelm von Hirsau mit Friedrich von Zollern und Konrads von Beutelsbach, während ihre Brüder Werner und Eginno von Achalm, der Graf Luitold von Dillingen, dem Heinrich IV. Freiheit und Gräfliche Würde gab, und Werner von Grüning-

gen treu zum Kaiser hielten. Am 16. Oktober 1080 fochten Luitold und Cuno an der Elster mit vielen schwäbischen Grafen für Rudolf von Schwaben gegen den Kaiser. Bekanntlich wurde Rudolf die Hand abgehauen, erhielt noch einen Bauchstich und erlag in Merseburg. Luitold und Cuno verloren viele ihrer Leute und zogen nach dem Tode Rudolfs der Heimat zu. Der Kaiser nahm dem Grafen Luitold seine Würzburger Lehen Bachilingen, Norzingen in Ostfranken, wogegen Luitold dem Kaiser Nürtingen wegnahm und befestigte.

Luitold und Cuno gründeten das Kloster Zwiefalten, nachdem sie das Kloster zuerst in Altenburg oder auf der Achalm selbst erstellen wollten, wovon ihnen aber Wilhelm von Hirsau abriet. Sie schenkten dem Kloster Zwiefalten sehr viele Güter. Diese Vermächtnisse focht Werner von Grüningen, der Schwester Williburgs Sohn, gewaltig an, worauf er im Vertrag von Bempflingen (1090) Güter und Orte um die Achalm (Dettingen, Metztingen, Eningen) und das Schloß Achalm selbst, wahrscheinlich aber nur die kleine Burg, erhielt; denn die Hauptburg auf der Spitze war Reichslehen. Auch die Söhne der Schwester Mechtildis, Burkhard und Otto von Wittlingen, waren mit dem Erbe der Mutter nicht einig und verlangten ihren Teil vom Erbe ihrer Onkel Luitold und Cuno. Luitold gab ihnen Schloß Wulflingen und den Hof Luoch. Cuno starb 1092 auf Schloß Wulflingen und wurde in Zwiefalten beigesetzt. Luitold lebte einsam, an Gicht erkrankt, mit zwei Dienern auf der Achalm. Er baute sich an das Kloster Zwiefalten eine eigene Zelle und nahm dort seinen Wohnsitz. Vor seinem Tode schenkte Luitold seine restlichen Güter an Zwiefalten. Er starb am 18. 8. 98 daselbst, nur noch zwei Schaffelle besitzend. Die Gebeine seines Vaters Rudolf, seiner Brüder Cuno, Hunfried und Beringer hatte er nach Zwiefalten bringen lassen. Zwiefalten wurde 1098 und 1099 durch Feuer verwüstet. Noch ist das Wappen der

6. Die Achalm im Besitz der Welfen

Welf IV. (gest. 1101)
Welf V. (gest. 1119)

Nach Luitolds von Achalm Tod mußte Graf Werner zusehen, wie Welf IV. von Ravensburg als erwählter Schirmherr von Zwiefalten auch die Achalm als Reichslehen in Besitz nahm. Seit 1071 war er mit Hilfe Rudolfs von Schwaben im Besitze des Herzogtums Bayern. Auf der Rückkehr von Palästina (1. Kreuzzug 1099) starb er, der Erbauer von Ravensburg, auf der Insel Zypern. Sein Sohn Welf V., vermählt mit Mathilde von Toscana, starb 1119 kinderlos. So kam die Zwiefalter Schirmvogtei mit der Achalm an seinen Bruder Heinrich den Schwarzen und später an dessen Sohn Welf VI. Nachdem Heinrich der Löwe zur Aussöhnung mit den Staufern im Jahr 1150 Sachsen und 1156 auch Bayern wieder erhielt, bekam Welf der VI., der sich nach dem Tode seines Vaters Bayerns bemächtigen wollte (Weinsberg!), die Schutzvogtei über Augsburg und Zürich und italienische Fürstentümer. Als Welf VII. vor Tübingen von Pfalzgraf Hugo III. in die Flucht geschlagen wurde, rettete er sich auf die Achalm.

7. Die Achalm kommt an die Staufer

Im Jahre 1066 unternahm Barbarossa seinen dritten Römerzug nach Italien gegen die lombardischen Städte und Papst Alexander. Der alte Welf wich nach Palästina aus, während sein Sohn Welf VII. mitzog. Nach der Erstürmung von Rom durch Barbarossas

Achalmer zu erwähnen. Es bestand aus 7 gelben und 7 blauen Felderstrichen im Wechsel mit 7 Sternen in den blauen Feldern. Aus dem Helm ragte ein Pfauenschwanz.

5. Graf Werner von Grüningen auf der Achalm

Der Sohn der Williburg von Achalm und des Konrad von Württemberg saß auf der kleinen Achalmburg, der sogenannten Wernsburg, die wahrscheinlich ihren Namen von Werner von Grüningen hat. Zu seinem Gebiet gehörten Sondelfingen, je zur Hälfte Metztingen, Dettingen und Eningen. Er gab sich frommen Beschäftigungen des Friedens hin. Es entstanden Kirchen in Metztingen (St. Florian) und zu Dettingen (St. Pancratii). Um 1110 lebte er wahrscheinlich nicht mehr. Auch seine Mutter war tot. Werner war verheiratet mit Gisela von Hiltinsweiler. Ihre Kinder waren Egon und Rudolf von Grüningen neben der Tochter Halwilgis. Rudolfs Sohn Adelbert wurde jung im Kampfspiel durch Unvorsichtigkeit erstochen und wurde in Zwiefalten begraben. Egon und Halwilgis stifteten das Benediktinerfrauenkloster Heiligkreuz, wo Halwilgis Äbtissin war. Nicht lange nach der Thronbesteigung Friedrichs Barbarossa ist die Burg des Grafen Werner mit dem dazugehörigen Teil der Grafschaft Achalm durch Erlöschen der Grüning'schen Linie auf den Hauptstamm Württemberg übergegangen.

Noch war eine Seitenlinie vorhanden: Mechtildis von Achalm und Graf Cuno von Lechsgmünd hatten drei Söhne: Burkhard (1099 Bischof zu Utrecht), Otto zu Horburk und Berthold. Berthold hinterließ Burkhard den Jüngeren von Wittlingen. Von diesem Burkhard kam die Burg Wittlingen an seinen Vetter Heinrich von Lechsgmünd, der sie an den Bischof von Konstanz verlor.

Der Geist des 11. Jahrhunderts, Klosterleben und verderbliche Kriege, ließen das so glänzend aufgestandene Haus Achalm rasch verblühen.

Heinrich der Schwarze (gest. 1125)

Heinrich der Stolze Welf VI. (†1191)

Heinrich der Löwe (†1195) Welf VII. (†1163)

Sohn, Herzog Friedrich IV., brach die Pest aus, welcher neben vielen andern auch Welf VII. erlag. Der alte Welf, jetzt ohne Erben und krank, schwelgte, liebte und verkaufte: Seine italienischen Besitzungen an Rotbart, seine schwäbischen an den Löwen. Da der Löwe nicht bezahlte, verkaufte er an Barbarossa, der die neuen Güter sofort in Besitz nahm und einen Teil Welf VI. als Lehen überließ. So kamen von 1170 bis 1173 an Barbarossa: Die Reichsburg Achalm, Reutlingen, Pfullingen, Oberhausen, Honau, Kleinengstingen, Pliezhausen, Bempflingen und Riederich, je die Hälfte von Metztingen und Dettingen samt der Schirmvogtei Zwiefalten. Die letztere wurde 1173 Graf Albrecht von Hohenberg übertragen. Er wurde wahrscheinlich auch des Kaisers Vogt auf Achalm; denn 1175 wird ein Albrecht von Achalm genannt, und im Jahre 1181 ist Albrecht von Hohenberg im Gefolge Barbarossas. Durch Vermengung der staufischen Güter mit den Reichsgütern wurde der Achalmische Vogt zum Reichsvogt. Im Jahre 1240 empfahl König Konrad IV. dem Reichsvogt zu Achalm, dem Grafen Burkhard v. Hohenberg, das Frauenkloster Weil bei Eßlingen zu schützen. Burkhard hatte auch die Schirmvogtei über Zwiefalten, 1257 wurde er vom Blitz erschlagen. Die herzoglichen Oheime von Bayern, die Brüder Konradins, Mutter Elisabeth, suchten für Konradin seine herzoglichen Rechte in Schwaben zu erhalten, zu welchen auch die

Achalm gehörte. Sie übertrugen Ulrich mit dem Daumen von Württemberg 1259 das Marschallamt in Schwaben und die Schirmvogtei über Ulm.

8. Die Achalm in württembergischen Händen

Im Jahre 1262 rühmt Herzog Konradin die treuen Dienste Ulrichs I. von Württemberg und verpfändet ihm die Burg Achalm mit Gütern und Rechten in Reutlingen (Schultheißenamt, hohen Frevel, Gerichtsbarkeit, Zoll, Umgeld und Mühlen) mit dem größten Teil von Pfullingen, Oberhausen, Honau und Kleinengstingen um 900 Mark Silber unter der Bedingung, daß Ulrich dem Herzog Ludwig von Bayern auf Anforderung gegen jedermann Hilfe leisten solle. Als alte württ. Besitzungen besaß Ulrich die Achalmischen Güter des Grafen Werner mit Sondelfingen, halb Metztingen, halb Dettingen und halb Eningen.

9. Das Reichsgut Achalm

Rudolf von Habsburg übertrug Albrecht von Hohenberg die Landvogtei der Niderschwäbischen Städte, die Ulrich I. zuletzt inne hatte, mit dem Auftrag, alle verlorenen Reichsgüter einzuziehen. So mußte Württemberg die Achalm und auch den Staufen, 1269 erworben, wieder herausgeben. Albrecht nahm 1278 seinen Amtssitz als Landvogt auf der Achalm. Am 8. 9. 1281 ist auch Kaiser Rudolf auf der Burg, ebenso 1288 anlässlich der Verlobung Albrechts mit der Tochter Heinrichs, des letzten Markgrafen zu Burgen. Auch 1289 weilte der Kaiser auf der Achalm. Als 1292 Adolf von Nassau deutscher König wurde, übertrug er die Burgvogtei Achalm dem Freiherrn Heinrich von Isenburg. Am Gründonnerstag des Jahres 1293 kam Adolf auf die Achalm und nach Reutlingen, und am 24. 12. 1293 kam die Königin auf die Burg zum Christfest. Durch die Auslieferung der Achalm an das Reich hörte die enge Verbindung der Achalm mit Reutlingen auf. Die Herzoge Albrecht und Leopold von Österreich behandelten die Achalm wie Eigentum. Sie verpfändeten die Burg (samt dem Staufen) an Hans und Wilhelm von Rietheim um 12 000 Ungarische Gulden.

10. Die Achalm wird abermals württembergisch

Am 25. November 1376 trat Wilhelm von Rietheim die Pfandschaft Achalm (und Staufen) an Graf Ulrich von Württemberg ab. Ulrich sollte Reutlingen züchtigen; denn sein Vater Eberhard II., der Greiner, widersetzte sich als Landvogt den Städtebindnissen. Ulrich belagerte Reutlingen. Deren Verbündete kamen der Stadt zu Hilfe. Bekannt ist ja auch die Schlacht bei Reutlingen am 14. Mai 1377, in der Ulrich blutig geschlagen wurde. Unter den Augen Ulrichs zerstörten die Reutlinger dann sofort die Wernsburg. 1378 wurde im Namen des Kaisers der Kauf der Pfandschaft durch Württemberg bestätigt. Unter den Nachfolgern Eberhards blieb die Achalmburg in württ. Besitz. Ihre Bedeutung sank allerdings; denn durch die Einführung der Feuerwaffen mußten die kleineren Burgen aufgegeben werden, damit die größeren um so fester gestaltet werden konnten, so Tübingen, Neuffen und Urach. Außerdem kamen sich Württemberg und Reutlingen durch die Reformation näher. Die Stadt begab sich in den Schutz Württembergs, das die Burg daher zerfallen ließ. Schon 1498 meldeten die Reutlinger dem Kaiser Maximilian, daß das Schloß baufällig und in großem Abgang sei. Ein württ. Burgvogt, der zugleich auch Förster war, bewohnte die Burg mit etlichen Jägerknechten. Ein solcher Burg- und Waldvogt wurde am 18. Januar 1519 im „Bären“ zu Reutlingen von einem Papiermacher erstochen, worauf Herzog Ulrich die Stadt eroberte und zur württ. Landstadt machte. Der Schwäb. Bund stand zu Reut-

lingen und vertrieb den Herzog aus seinem Lande (1519—1534). Im 30jährigen Krieg war die Burg so zerfallen, daß nur noch das Häuslein über dem Eingangstor bewohnbar war. Nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) gab der Kaiser die Achalmberg der Erzherzogin Claudia von Tirol. Der Burgvogt Ruprecht Hoffmann verließ die Burg und zog nach Eningen. Das Schloß stand verlassen und leer. Als Reutlingen 1645 von den Bayern besetzt wurde, legte Oberst Haßiang Musketiere in die Burg und ließ die Pallisaden neu veramen, damit die Schweden und Franzosen sich nicht einnisten konnten. Die Junker, selbst nichts zu nagen, mußten dieser Besatzung täglich Fleisch, Brot und Wasser liefern. Sie beschwerten sich daher bei der Erzherzogin. Sie gab daher dem Vogt Andreas Hildebrand in Pfullingen den Auftrag, die Burg vollends zu ruinieren. Er ließ die Türme einstürzen, die Mauern abreißen und die Zisterne zuschütten. Nur das Häuslein über

dem Torbogen ließ er stehen. Wenige Tage darauf stand das Häuslein um Mitternacht in Flammen. Man hatte die Reutlinger im Verdacht, weil der Oberst wieder eine Besatzung drein legen wollte.

Durch den Westfälischen Frieden (1648) kam die Burg wieder an Württemberg zurück, das sie vollends schleifen ließ.

Nur der Hof auf halber Höhe blieb stehen. Vom Staat wurde eine Viehwirtschaft betrieben. Der Berg war Viehweide. Der Hof ging später an einen Eninger Bürger über. 1822 kaufte König Wilhelm I. das Gut um 34 000 Gulden, kaufte weitere 300 Morgen Land dazu, errichtete neue Ökonomiegebäude und auch eine Schäferei mit Angoraziegen und Landschafen. 1838 ließ er den Turm in der Mitte des Berges ausbauen und mit einer Wetterfahne versehen. Seitdem war das Gebiet königl. Domäne. Die Nußbaumallee, im ersten Weltkrieg gefällt, heißt heute noch das „Königsträßchen“. Heute ist der Berg Staatsbesitz.

vom Barren lostrennen kann, ohne die „Marke“, die garantierende Wertangabe, zu verletzen. Bei sog. Kreditmünzen besteht ja dieses Verhältnis: Der Aufdruck, die Prägung, entspricht keineswegs dem tatsächlichen Metallwert, ist aber richtungweisend, solange der Nennwert ähnlich wie bei den Banknoten allseitig respektiert wird. Was wir heute „Mark“ heißen, ist ursprünglich die Gewichtsmarke, die garantiert, daß der Barren tatsächlich einer gewissen Kupfer- oder Edelmetallmenge entspricht. Man kann Stück um Stück vom Barren abtrennen und noch immer weist die Marke den ursprünglichen Wert aus. Man kann aber nicht den Wertstempel selbst verletzen, ohne aufzufallen: Damit ist aber der Barren zu dem zusammengeschrumpft, was wir heute die „Münze“, die auf Vorder- und Rückseite und oft auch am Rande mit Schrift, Bild und Schmuckzeichen in ihrem Wert gesicherte Metallscheibe nennen. Münzen sind also geprägte Kleinbarren, die ursprünglich nicht gezählt, sondern gewogen wurden. Darauf weisen heute noch Bezeichnungen wie „engl. Pfund“ oder „Lire“ (libra = Pfund) hin. „Eine feine Mark Silber“ bedeutete in Köln des 11. Jahrhunderts nach unserer heutigen Bezeichnung 233,812 g unlegierten Silbers, eine Menge, die man in 8 Unzen = 16 Lot = 64 Quentchen = 256 Pfennige = 512 Heller = 4020 kölnische As unterteilte. Unsere „Mark“ ist also ursprünglich die kölnische Gewichtsmarke.

Für die Vermutung, daß es außer der Viehwährung und der in gewissen Ländern naturbedingten Edelmetallwährung auch eine „Kornwährung“ gegeben habe, lassen sich Belege beibringen. Wir müssen heute ziemlich umständlich verfahren, um zu unserer Gewichtseinheit „Kilogramm“ oder, wie man jetzt sagt, „Kilopond“ vorzudringen: Der Dezimeter, der der vierhundert-millionste Teil des Äquatorumfangs ist, bildet das Grundmaß für einen Würfel. Diesen füllt man (unter Pariser Breite) mit destilliertem Wasser von 4 Grad C und gewinnt so die Gewichtseinheit. Die meßkundigen alten Babylonier verfahren viel einfacher. Die Einheit bildete das Weizenkorn und es sollte jedem möglich sein, sich eine einigermaßen verlässliche Kopie der „amtlichen“ geeichten Gewichte selbst zu fertigen. „Granum“ bedeutet Korn und man rechnete früher in unseren Apotheken mit dem sog. „Medizinalgewicht“, wobei ein Pfund = 12 Unzen zu je 8 Drachmen zu je 3 Skrupel zu je 20 Gran war. Dieses Apothekengewicht „Gran“ (engl. grain) würde dann allerdings ein altes Pfundmaß von etwa 345 Gramm voraussetzen. Die Babylonier rechneten 180 Gran = 1 Schekel, 60 Schekel = 1 Mine, 60 Minen = 1 Talent. Das Talent wird heute zu 26,2 kg angenommen, ein Versuch mit 180 Weizenkörnern führt zu 7,3 g und damit für das Talent zu 26,3 kg. Auch wenn man Spielraum für verschiedene Sorten läßt, ist die Übereinstimmung eine recht gute.

Wer „von echtem Schrot und Korn“ ist, weist sich aus als „von guter Art“. Ursprünglich ist aber mit „Schrot“ das grob gemahlene Getreide und mit „Korn“ das Getreidekorn als Münzbasis, später der Feingehalt der Münzen, also der Gold- und Silbergehalt der Legierungen gemeint. Dieses Verhältnis von Gold zu Silber, astrologisch von Sonne und Mond, legten die Babylonier wegen der 13 Mondumläufe im Jahr auf 13:1 fest, so daß also das Gold den dreizehnfachen Wert des Silbers hatte. Solche Wertverhältnisse spielten in der Münzgeschichte immer wieder eine Rolle, auch in dem Sinne, daß das alte Geld „in Verruf“ kam. Um sich nämlich zu bereichern, zog der Landesherr das bisherige Geld ein und gab für das „verrufene“, d. h. zum Umtausch aufgerufene Geld, geringwertigeres aus, ein Geldmanöver, das uns

Münzen als Geschichtsquelle

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Münzen reden nicht nur von den käuflichen Möglichkeiten des „Glücks“. Aus den Tiefen des geschichtlichen Raums, aus den Zeichen vergangener Zeiten, aus den Gesichtern und Gestaltungen ferner Jahrhunderte, wie sie teils real, teils symbolisch auf Münzen ihren Niederschlag fanden, empfangen wir vielmehr die Hinweise, die uns versunkenes Leben, über wirtschaftliche Bedingungen hinaus, als typische, auch innerlich notwendige Erscheinungsformen des Völkerstromens erkennen lassen. „Geld“ kommt von „gelten“ und eine alte Münze ist als Wertobjekt zu betrachten, weil sie einst innerhalb irgend eines Währungssystems ein gültiges Tausch- und Zahlungsmittel war und nun heute ein vielleicht seltenes und entsprechend hochbewertetes Stück einer Münzensammlung darstellt. Sie hat aber auch einen inneren Wert als Geschichtsdenkmal, als Zeuge sehr wechselvoller Vergangenheit.

Das Wort „Münze“ leitet sich von „moneta“ (franz. monnaie, engl. money) ab und man bringt es mit der „Juno Moneta“, mit der Mahnerin Juno in Zusammenhang, neben deren Tempel in Rom eine der wichtigsten römischen Münzstätten lag. Die geprägten Metallscheiben aber, wie sie uns als Münzen geläufig sind, gehören einer viel späteren Zeit an, hat doch die Menschheit verhältnismäßig lange gebraucht, um das Geld im Sinne von Metallmünzen als Zahlungsmittel zu „erfinden“. Denn bezahlen kann man durchaus auch auf andere Art und es ist deshalb reizvoll, die geschichtlichen Stationen der Numismatik (Münzkunde) aufzusuchen und deren münzfreie Vorstadien genauer zu betrachten.

Unter „Währung“ verstand man ursprünglich das „Währende“, Unveränderliche, und damit den Dauerwert z. B. des Goldes. Heute hätte man unter „Goldwährung“ die technische und rechtliche Ordnung des Münzwesens und zugleich die einzelne Goldmünze als eine irgendwie festgelegte Werteinheit zu verstehen. Von der „Papierwährung“ ist bekannt, daß ihr Zwangskurs, der etwa einem Zwanzigmarkschein den Wert von zwanzig DM zuspricht, offenkundig ein Mißverhältnis zwischen dem Nennwert und Papierwert der Banknote sanktioniert und damit zugleich eine Währungspolitik als Ausdruck staatlicher Macht begründet, die es ursprünglich bei „währenden Werten“ nicht gegeben hat. Die Goldvorräte der Welt sind begrenzt und es mußte deshalb zu einer Demonetisierung kommen, zu anderen Währungs- und Zahlungsformen. Und andererseits stand am Anfang, als das Gold noch wenig bekannt oder erreichbar war, ein Austausch der

Werte, der von ganz anderen Währungsgriffen und Zahlungseinheiten ausging.

Für den indoeuropäischen Raum läßt sich die „Viehwährung“ als Wertmaßstab schon in der jüngeren Steinzeit nachweisen. Auch für die frühgeschichtlichen Epochen gibt es zahlreiche Belege, insbesondere auch sprachlicher Art, die darauf hinweisen, daß das Vieh und hier vorzugsweise das Rind den Maßstab für die Preisbildung abgab. Auch heute noch haben wir Ausdrücke und Redensarten, die auf diesen Ursprung verweisen. Aus „pecus = Vieh“ wird „pecunia = Geld“ und „pekuniär“ im Sinne von „Geld betreffend“. Eine goldene Rüstung gilt bei Homer 100 Rinder, eine Arbeitssklavin 4. Bei den Germanen kommen 6 Rinder dem Wert eines Pferdes, 100 Rinder dem Wert eines Menschen, für den Wergeld als Buße zu zahlen ist, gleich. Die indische Rupie geht auf rupa = Vieh zurück, unser Wort „Schatz“ auf das altfriesische sket = Vieh. Die ersten griechischen Münzen hießen bus = Rind. Unser Wort „Kapital“ hängt mit caput = Haupt, d. h. Kopffzahl der Herde, zusammen. Aus feoh-od = Viehbesitz wurde „feodal“, „abwerfen“ = Besitz vermehren hat mit der Fruchtbarkeit der Herde zu tun. „Fee“ sagt man in England für ein Honorar oder Eintrittsgeld.

Der Nomade, der seine Viehherden von Weide zu Weide treibt, hat zwar ein „bewegliches Kapital“ im Gegensatz zum sesshaften, ackerbautreibenden Bauern, er muß aber die meisten Nachteile mit in Kauf nehmen, die ein Tauschhandel mit sich bringt: Das Tauschobjekt, in seinem Wert ohnehin nicht eindeutig, läßt sich nicht beliebig teilen oder transportieren, ist wenig haltbar oder wenig gefragt, es ist zu voluminös oder sonstwie nicht „verkehrsfähig“, kurz, es eignet sich nicht zu dem, was man ein bequemes und allgemeingültiges Tausch- und Zahlungsmittel nennt. An die Stelle des Naturaltauschs trat deshalb schon etwa 2000 v. Chr. ein „Zahlungsverkehr“, dessen Grundlage Barren aus Bronze, später aus Gold und Silber bildeten. In der sog. Eisenzeit waren zunächst rohe Eisenerzstücke, dann eiserne Ringe, Waffen, Werkzeuge und Schmuckstücke die gängigsten Zahlungsmittel.

Man kennt kretische Kupferbarren in Viehhautform aus der Zeit um 1500 v. Chr., die zunächst an die frühere Viehwährung und Sagen wie die vom Goldenen Vlies erinnern. Diese Barren sind schon mit einfachen Wertmarkierungen versehen, die aber, wie z. B. auch die alte japanische Goldmünze Koban, in ihrem Bestand und damit verlässlichen Handelswert deshalb nicht gesichert sind, weil man ziemlich viel

aus der Inflationszeit nur zu gut bekannt ist.

Die Redensart „das hat eine schöne Stange Geld gekostet“ können wir ganz wörtlich nehmen, denn man fand z. B. in Troja Silberstangen, die mit Kerben zum Abbrechen von Teilstücken versehen waren. Im gleichen Sinne spricht man von „Hack Silber“, von größeren Barren abgetrennten Stücken „für den kleinen Zahlungsverkehr“. Es lag dann nahe, von vornherein anstatt der schweren Barren kleine Werteinheiten vorzusehen, die wir oben als durch Prägung gekennzeichnete und geschützte „Münzen“, als Kleinbarren mit Siegel gekennzeichnet haben. Dabei hat man das Wort „Siegel“, sigillum mit dem Gewichts- und Geldwert „Schekel“ der Babylonier und anderer orientalischer Völker in Zusammenhang gebracht. Zu diesen zählten auch die stark griechisch orientierten Lyder, von denen der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet, daß wahrscheinlich sie als erste Münzen geprägt und gebraucht haben. Vom sagenhaft reichen lydischen König Krösus von Sardes (561—546 v. Chr.) ist bekannt, daß er erster vom Elektron, einer Legierung aus Gold und Silber, abging und aus den reinen Edelmetallen den „Kroisos“ fertigen ließ. Ein lydischer Gold-Statér wog etwa 8,5 g und war in Form einer Ochsenhaut gegossen; sein Wert entsprach einem kupfernen Talent von etwa 25,5 kg, mit dem man einen Ochsen bezahlte. Den archaischen Erstprägungen in Lydien schlossen sich Münzprägungen in den kleinasiatischen Küstenstädten und bald auch in Griechenland an.

Von den Lydern übernahmen die Perser die Münzprägung und ihre nach ihrem König Dareios genannten goldenen „Dareiken“ dienten zur Auszahlung insbesondere der persischen Söldner, die eine Dareike monatlich zu fordern hatten; vergleichsweise würde dies nach der neuen Parität der DM vom 6. 3. 1961 allerdings nur knapp 40 DM bedeuten. In Korinth, Athen und anderen Städten Griechenlands steigerte man die Münzgewirtschaft durch immer zahlreichere Prägungen von Silbermünzen, für die das Ausgangsmetall reichlich zur Verfügung stand. Durch die Ausgabe von Kleingeld ermöglichte man allen sozialen Schichten den Besitz an Geld, das die Naturalwirtschaft verdrängte und den Handelsverkehr stark belebte. Und dabei wetteiferten die griechischen Stadtstaaten und ihre Pflanzstädte in Kleinasien und Unteritalien miteinander, durch immer reichere Kunstwerke, nicht zuletzt durch immer schönere Münzbilder, ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Goethe war des Lobes voll: „Aus diesen Münzen lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst eines im höheren Sinne geführten Lebensgewerbes und was alles noch mehr hervor“. Die ältesten griechischen Münzen waren schriftlos, und auf Befehl Lykurgs soll Sparta aus Ersparnisgründen eine Zeitlang nur Eisenmünzen geführt haben. Den Begriff „Scheidemünze“ kannte man schon gut: Er bedeutet nicht einfach Kleingeld, sondern die Münze, die „scheidet“, die Teilung in kleine Werte ermöglicht, die beim reinen Tauschhandel oft unmöglich ist. Häufig waren die bildlichen Darstellungen auf den Münzen dem Tier- oder Pflanzenreich entnommen und förmlich zu Wappen geworden: Die Biene von Ephesus, der Pegasus von Korinth, die Meerschilddröte von Aegina, der Apfel von Melos, die Rose von Rhodos. Die Blütezeit der griechischen Münzkunst umfaßt die Zeitspanne von Perikles bis Alexander von Mazedonien.

„Statér“, ein früher griechischer Münzname, bedeutet eigentlich „Waage“ oder „das Abgewogene“. Auf Aegina galt er zwei Drachmen = 12 Obolen und war der 50. Teil einer Mine. Die etwa 8 g schweren

goldenen Stateren, die Philipp II. von Makedonien (359—336 v. Chr.) prägen ließ, blieben noch jahrhundertlang das Vorbild, so daß diese Münzen und ihre Nachprägungen durch die Römer seit etwa 150 v. Chr. auch über die Alpen und das Rhonetal herauf nach Norden vordrangen und eine Rolle bei dem Verkehr der Römer mit den Kelten in Gallien spielten. Die keltischen Nachahmungen dieser Münzen sind eine Mischung von „barbarisierenden“ Verunstaltungen und andererseits von eigenartigen Neuschöpfungen ornamentaler und auch prägetechnischer Art, die durch den empfindlichen Mangel an reinem Gold aber beeinträchtigt wurden. Die Druiden haben über ihren Kult nichts Schriftliches hinterlassen, so daß die zweifellos von den keltischen Mythen berührten Münzbilder wenigstens etwas über die keltische Mentalität und Religion auszusagen gestatten. Der Numismatiker kennt eine ganze Anzahl von Nachprägungen des Goldstaters durch die Helvesier, Räter, Volker, schätzt aber auch die bekannter gewordenen „Regenbogenschüsselchen“, keltische, den Vindelikern zugeschriebene Goldmünzen, die man besonders in Bayern und als Streufunde auch öfters in Württemberg gefunden hat.

Das Bauernvolk der Römer besaß nicht den Kunstsinne der Griechen und begann erst um 300 v. Chr. schwere Münzen aus Kupfer und Bronze zu gießen. Die Einheit war das As, das ein römisches Pfund = 328 g wog. Ein halbes Jahrhundert später ergab sich ein Fortschritt im Geldwesen insofern, als man dem halben As-Gewicht den gleichen Umlaufwert zuerkannte und so eine „Kreditmünze“ schuf. Von den Römern stammte auch der Begriff des „Münzregals“, des Gedankens vom Hoheitsrecht bei der Münzung: Nicht die unterjochte Provinz, sondern das siegreiche Rom sollte das ausschließliche Recht haben, Münzen zu prägen. Streng ließ sich das Prinzip zwar nicht durchführen, aber die Kaiserzeit beforderte seit Caesar durch die Herrscherbilder auf den Münzen die Macht des Imperiums und damit die politische Einheit an Stelle der religiösen. Eine eigene Silberwährung gab sich Rom 187 v. Chr. mit der Schaffung des „Denars“. Goldprägung stand allein dem Kaiser zu und der „Aureus“ wog etwa 8 Gramm. Das römische Münzwesen erfuhr vor allem durch Augustus eine nachhaltige Regelung, und erst mit dem Beginn der Völkerwanderungszeit begann der Gedanke des Metallwertes wieder aufzuleben: Wer glaubte noch bei dem Verfall des weströmischen Reichs an eine starke Macht, die der Kreditmünze ihren vollen Nennwert verlieh? Numismatisch teilt man die römischen Münzen ein in die Konsular- und Familienmünzen der Römischen Republik, in die römischen Kaiser- und Kolonialmünzen, Konstantin der Große schuf den goldenen „Solidus“, auf den die Begriffe „Sold, Söldner, Soldat“ zurückgehen. Auf den Kaisermünzen findet man häufig Abkürzungen wie C. O. S. (Consul) oder P. P. (pater patriae, Vater des Vaterlandes) oder D. N. (dominus noster, unser Herr) oder Imp. (imperator, Herrscher, Kaiser). Nach Tacitus nahmen die Germanen als römisches Geld meist nur die „Serraten“ an, am Rande „eingesägte“ Münzen, deren Inneres man so kontrollieren konnte: Die Fälscher, deren es viele gab, verstanden sich nämlich darauf, eiserne oder kupferne Münzen mit einer feinen Schicht aus Gold oder Silber zu überschmelzen (numi pelli-culati). Die heute in manchen Ländern noch übliche Durchbohrung der Münzen (numi perforati, z. B. in Belgien, Frankreich, China usw.) bedeutete ursprünglich eine Münzkontrolle in bezug auf den tatsächlichen Metallwert. Unter den römischen Münzen unterscheidet der Sammler den Sesterz als Großbronze, den Dupondius und

As als Mittelbronze und den Semis als Kleinbronze.

Mit einigem Recht kann man behaupten, die germanischen Münzprägungen der Völkerwanderungszeit seien Nachahmungen der west- und oströmischen Vorbilder, doch hat der Norden in bezug auf das Geldwesen auch seine Eigenheiten gehabt, die heute noch bei uns nachklingen. Nach der Stufe der Viehwährung gewann das Metall an Bedeutung zunächst in der Form von allerlei Ringen. Man zahlte nicht mit Barren und Münzen, sondern mit Baugen (Schmuckreifen) und goldenen Drahtspiralen, von denen kleine Stücke abgebrochen werden konnten. „Gut bei Draht sein“ bedeutete Reichtum, und der „Ringbrecher“ ist ein freigebiger Mann, der gerne kleinere Gaben austeilte. Die Ringe wurden auf größeren aufgereiht und man hat solche „Portemonnaies“ schon in den Pfahlbauten gefunden. In einem altisländischen Gesetzbuch heißt ein Abschnitt „Baugatal“, „Zahl des Gebogenen“, womit das Ringgeld gemeint ist, das für gewisse Vergehen zu bezahlen ist. In der Bronzezeit mit ihrer entwickelten Webkunst scheint auch eine Zahlungsform ihren Anfang genommen zu haben, die sich im Norden, insbesondere bei den Friesen, bis in die geschichtliche Zeit herein erhalten hat: Die Zahlung mit Gewändern. Das „Vadmal“, das Tuchmaß der Friesen, setzte eine „Reilmark“ (eine Mark Gewandstoff) = 18 Ellen Fries oder = 4 Wenden (Wollgewänder).

Die „Miliarensis“ der Römer, ein Silberstück der Kaiserzeit im Werte von einem Tausendstel Goldpfund, wurde unter Julian noch in silberne Scheidemünzen unterteilt, in die Siliqua = $\frac{1}{2}$ Miliarensis = $\frac{1}{24}$ Solidus, und in die Halbsiliqua = $\frac{1}{48}$ Solidus. Der Solidus selbst war $\frac{1}{72}$ Goldpfund, seine Unterteilungen hießen Triens und Semis. Die Nachprägungen solcher Münzen aus der Völkerwanderungszeit sind uns zahlreich erhalten: Viertelsiliquen der Ostgoten, Trienten der Franken, Drittel-Solidi der Langobarden. Lange Zeit gebrauchten die Germanen auch neben den Serraten die „Bigaten“, römische Münzen mit der biga, einem Zweigespann. Am Kaiserbild und an den figürlichen Darstellungen und Inschriften wurde bis zur Mitte des 6. Jh. n. Chr. festgehalten, die späteren Münzerzeugnisse insbesondere des in innere Machtkämpfe verwickelten Frankreichs, waren dann aber so uneinheitlich und ungestalt, daß eine Münzreform dringend notwendig wurde, die unter den Karolingern erfolgte und zugleich den Übergang von der Antike zum Mittelalter bedeutete.

Die von Pippin begonnene, von Karl dem Großen vollendete Neuordnung des Münzwesens erfolgte in Stufen. Das Wesentliche dabei ist die jetzt für das Abendland maßgebende Silberwährung und die Anwendung von Rechnungsmünzen als reine Zählheiten, die also nicht geprägt, sondern nur verrechnet wurden. Außerdem wurden Münznamen gebräuchlich, die sich zwar aus der Antike herleiteten, aber weder nach Gewicht noch Münzwert etwas mit jenen römischen Münzen zu tun hatten. Das karolingische Pfund wog 367 Gramm und war in 240 Pfennige zu unterteilen, der Pfennig, eine kleine Silbermünze sollte gewichtsmäßig 32 Weizenkörnern entsprechen. Er führte den Namen „Denar“, wobei im Kapitular von Mantua 781 festgesetzt wurde, daß aus dem Karlsfund 240 Denare auszubringen seien, wobei 12 Denare einem Schilling und somit 20 Schillinge einem Pfund gleichzusetzen und „mero argento“, aus unlegiertem Silber zu fertigen seien.

(Schluß folgt!)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Margarete Bruch

Die Stigmatisierte von Leidringen — Von Kurt Wedler

In der Kreisbeschreibung finden wir unter „Leidringen“ (Band II, Seite 496) folgenden Hinweis: „Um 1503 erregten Stigmatisationserscheinungen bei der erst 15 Jahre alten Margarete Bruch im Ort und in der Umgebung großes Aufsehen. Viele Gläubige pilgerten zu ihr und manche Kranken sollen geheilt worden sein. Der Dichter Gallieni aus Entringen hat die Ereignisse in einem Lied besungen. 1950 wurden die Gebeine der Margarete Bruch in der Kirche unter einer Grabplatte gefunden.“

Man fand bei diesen Grabungen einen Mädchenschädel und zwei blonde Zöpfe, aber sonst keinerlei Hinweise darauf, daß es sich hier bei den Bestattungsresten um die besagte Margarete Bruch handelte. Kirchenbücher bestehen in Leidringen erst vom Jahr 1682 ab und seither taucht in ihnen der Name „Bruch“ nicht mehr auf. Und doch hat diese Margarete Bruch existiert.

Jener Bericht von Gallienus Endtringer in Versen und mit einem Bild versehen, wurde von dem jungen Gelehrten Dr. Paul Schmid aus Rosenfeld im Jahr 1927 in der Nationalbibliothek in Paris entdeckt (siehe Abbildung). Er gehört dem 4. Band einer Sammelhandschrift des Klerikers und kai-

Man forschte weiter, man fand verschiedene Hinweise und andere Quellen, man glaubte und zweifelte und kam wenigstens zu einer gewissen Klärung des Falles.

Die erneute Veröffentlichung nach 35 Jahren soll dazu dienen, diese immerhin interessante Erscheinung wach zu halten und die Heimatforscher anzuregen, bei Quellenforschung die Angelegenheit im Auge zu behalten.

Eine zweite Quelle ist das von Georg Heinrich Pertz herausgegebene Riesenwerk „Monumenta Germaniae“, auf das sich die obige Oberamtsbeschreibung und die Pfarrbeschreibung stützen. In der deutschen Übersetzung des lateinischen Textes lautet die Stelle im 9. Band, Seite 528: „Zeichen und Wundmale des Leidens Christi sind in Leidringen, bei Rottweil gelegen, auf den entblößten Körper einer Margarete, einer Jungfrau von 15 Jahren gefallen und unter anderem hatte sie eine Dornenkrone auf dem Haupte und von einem schwarzen Kreuz war sie mehr als von den roten und übrigen Zeichen des Leidens Christi gepeinigt.“

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich diese Quelle, die aus den Annalen des Klosters Melk stammt, auf das Blatt Endtringers stützt. Dort lautet der Text (etwas verdeutlicht, siehe Abbildung):

„In der Zeit und als man zählt und es noch also in Ordnung hält fünfzehnhundert und drei Jahr nach Christi Geburt, ich sag dir wahr, im Brachmonat und am achten Tag. Nun merk weiter, was ich dir sag: Im Dorf Leidringen, ein Meil von der Stadt Rotwyl sich wahrlich begeben hat, daß auf ein Jungfrauen, Margret Bruch genannt,

fünfzehn Jahr alt, jedermann wohlbekannt, gefallen sind Zeichen in mancher Gestalt, alsdann Figuren mit solchem Inhalt, am bloßen Leib, Bein, Arm, Händen u. Herz, deshalb erlitten groß Pein und Schmerz. Und in schnelle seltsame Krankheit gefallen. Doch unter diesen Zeichen u. Kreuzen allen, kein Kreuz noch Zeichen ihr so weh getan, als das Kreuz mit schwarzer Farb gezeichnet an.

Mensch nicht erfrag oder zu weit betracht, ob's Gott, der Teufel, oder die Natur hat gemacht.

An dein Vernunft ich eins begehrt, laß Gott wirken hin und her, gegen Gottes Wirkung nicht reden tu, setz dein Gemüt in Gottes Verborgenheit zur Ruh.

Nimm diese meine Lehr dir zu Hand (Herzen) und verkünde sie in alle Land:

Fallen Kreuz auf dich, nicht so sehr erschrick, sei dankbar Gott im selben Augenblick, ehr' das Leiden Gottes, halt seine Gebot, diese Zeichen und Wunder du nicht verspott'. Was die aber künftig bedeuten tun, will ich etwas sagen nun:

Das Leiden Gottes ist so sehr veracht seit Christi Geburt, je ist gedacht außer Schwören bei Gottes Wunden, Marter und Leiden,

Ohnmacht, Kraft und Blut will niemand meiden.

Das Gott nicht länger ertragen will, sondern uns senden der Plagen viel, mit Teurung, Sterben und Krieg.

Nun merk, ob ich wahr sag oder lüg'. Unkeuschheit und Totschlag hangen auch daran,

Ehebruch unter Frauen und Mann, und andere, der Welt Üppigkeit mannigfalt. Keine Tochter der Jahren wird mehr alt, fünfzehn und auch weniger an Zahl, sie richt' sich unkeusch zu und an der Sünden Qual.

Verkaufen, Wuchern und Zärtelei, Untrübe und alle Laster wohnen uns bei in beiden, geistlichen und weltlichen Personen, niemand Gottes, noch seiner Seel will schonen.

Deshalb ich fürcht' Gottes künftige Straf, Teurung, Sterben, Krieg und Umkommen im Schlaf,

und andre erschreckliche Zufälle zwar, die kommen sollen in drei der nächsten Jahr.

Du Mensch, jung, alt, Weib und Mann, tu deinen Schöpfer mit Ernst rufen an, still seinen Zorn mit Betrachtung des Leidens sein,

hinzunehmen hier zeitlich Straf, dort ewige Pein.

Maria ein Mittlerin, aller Gnaden voll, sie zu ehren kein Mensch vergessen soll. Und so du dergleichen Zeichen an dir hast, bet' fünf Vaterunder, wenn du auf- oder niedergahst,

Gott seinen fünf Wunden, Marter und Pein, fünf Ave Maria schließ auch darein zum Lob Mariens, der Mutter sein.

Diese Zeichen und Kreuz nicht anders ehren sollt,

als zu Lob und Ehren dem wahren Gott, in des Gewalt und Macht wir alle stehn. Unser Leib und Gut wir sonst von niemand haben.

Wenn er will, so sind wir lebend oder tot, heute gesund, morgen krank, jetzt fröhlich, dann in Not.

Ohne ihn du ganz und gar nichts vermagst. Vernünftiger Mensch, du dich selber betracht,

verlaß dieser Welt Freud und Üppigkeit, leg an ein rein und neugewaschen Kleid der Tugend, Keuschheit und der Demut, willst du anders deinen Stand haben gut. Stell ab Wucher, Geiz und dergleichen, du seiest Pfaff, Laie arm oder reich, Ordensmann, Klosterfrau oder Domherr am Stift,

tu aus dein Laster und das unreine Gift, den lang verhärteten Geiz und Reichtum dein.

Wohl zwei Teil der Welt sind beschlossen ein

und den Geistlichen unterworfen schier. Nach dem steht all ihr Mut und Begier.

Nach dem dritten Teil sie auch stellen zwar, damit sie herrschen ganz und gar.

Aber unter einem Kaiser, den ich nicht nennen tu,

wird ihr Gewalt und Reichtum fast vergehn, und durch seine neue kaiserliche

Reformation eine rechte Ordnung und gut Gesetz



serlichen Notars Johannes Jochgrim aus Speyer an. Dieser Band wurde im Dreißigjährigen Krieg nach Paris verschleppt.

Obwohl dieser Stigmatisationsfall schon in der Oberamtsbeschreibung von Sulz von 1863 (wohin damals Leidringen gehörte) und in einer Pfarrbeschreibung von 1905 erwähnt war, hat die Veröffentlichung obigen Blattes in den „Heimatblättern vom oberen Neckar“ im Jahr 1927 bei den Heimatfreunden und in der Gelehrtenwelt viel Beachtung gefunden.

in beiden Ständen geistlich und weltlich
Geschlecht,
durch denselben Kaiser fromm und gerecht
behalten auf 33 Jahr und etwas mehr.
Aber dazwischen, auch vor und eher
werden die Kreuz und Zeichen ihre
Bedeutung führen aus,
ein jeder Mensch schaue und bestelle sein
Haus,
die Zeit, die kommt und ist nun hie,
darum du wirst verfolgt und weißt nicht
wie.
O Jesus, durch deine Marter und Elend,
hier für uns gelitten, deinen Zorn abwend.
Amen
Carmen Gallienie endtringers"

Die Nachforschungen über den Chroni-
sten Gallienus Endringer blieben ergebnis-
los. Man vermutete, daß er aus Rottweil,
Meßkirch, Tettnang oder aus Straßburg
stammte. In Rottweil, Tettnang und Straß-
burg gab es Endringer und in Straßburg
soll das Flugblatt in der Druckerei des Jo-
hannes Prütz hergestellt sein. Es besteht
auch die Möglichkeit, daß er aus dem Rit-
tergeschlecht der Entringer (bei Herren-
berg) stammt, das einige Vertreter in hohe
Kirchenstellen nach Straßburg stellte.

Der Chronist Heinrich Hug, der Augen-
zeuge zu sein schien, schreibt in seiner „Vil-
linger Chronik“ unter dem Jahr 1503:

„Item da war ain tochter ain mill von
Rottwill in aim dorff, heißt Lidringen, die
was 14 jar alt; derselbigen tochter fiellend
rotte Kritz in irn Lib an arm und schenkel
und fiel och all zaichen, damit gott gemar-
tert ist worden: gaisssel, ruatt, sper, schwam
und kron, nagel, hamer, zangen, gantz nutz
(gar nichts) uffgenommen, das man das an
irn lib gantz schinbarlich mocht herkennen.
Sy sass och gantz nackend, gott zuo er, und
lies sich allmenklich umb gottes willen se-
hen, dan das sy ir scham hatt bedeckt. Das
war das großt ferwundern, das je gehorrt
was, und zoch man witt zuo ir, sy zuo be-
sehen, Ich hon der Kritz fill gesehen, Man
fand och menig mensch, wan die Kritz uff
in (Mensch) fiellend, so ging er van stuond
an die Kilchen und beichteti; dan es war
herschrocklich und wißt jema (niemand)
was daruss werden wollt. Das Wunder ging
durch das gantz land umb, und was der
welt angst zuo muot.“

Die Welt geriet in Angst. Unser Gallienus
wurde sogar zu düsteren Prophezeiungen
veranlaßt und wir ersehen aus seinen Ver-
sen wie ein allgemeiner Sittenverfall in
jener Zeit um sich gegriffen hatte. Es war
eine Wendezeit mit all ihren Neben- und
Folgeerscheinungen. In den extremsten
Gegensätzen spielte sich das Leben ab. Ka-
steiungen wie bei den Flagellanten und Aus-
schweifungen wie bei den „Brüdern vom
gemeinsamen Leben“ waren an der Tages-
ordnung. Die Mißstände in der Katholi-
schen Kirche führten zu reformatorischen
Bestrebungen und Maßnahmen und die
Haltung der Grundherren verursachte die
Bauernaufstände. Gottlosigkeit und mysti-
sche Versenkung wohnten nahe beisammen,
so die Geistigkeit, Genialität, hervorragendes
Können und Banalität, Trivialität und
Oberflächlichkeit.

Es gab in dieser Zeit natürlich auch viele
Gaukler, Scharlatane und Schwindler, und
auch mit der Stigmatisation wurde Schwin-
del getrieben. In den Annalen ist verzeich-
net, daß sich ein Müllerknecht, ein Schnei-
der und eine Nonne im 16. Jahrhundert
künstlich stigmatisiert hatten, diese Täu-
schung aber mit dem Leben büßen mußten.

Auch bei unserer Margarete Bruch
schrieb der Berner Stadtarzt und Chronist
Valerius Anshelm, ihre Male und Zeichen
seien von einem Schäfer aufgemalt worden.
Doch ist diese Quelle in ihrer Echtheit sehr
zweifelhaft, weil Anshelm allen Wundern
und allem Übersinnlichen gegenüber sehr
skeptisch und ablehnend eingestellt war.

Daß es echte Stigmatisation gab, das hat
der jüngste Fall der Therese von Konners-
reuth gezeigt, und es ist anzunehmen, daß
auch Margarete Bruch echte Zeichen und
Male an ihrem Körper trug. Allerdings
muß man berücksichtigen, daß die Phantasia
jener Zeit und vor allem die Phantasia
jenes Zeichners sicher manches übertrieben
hat. Aber man kann aus den Berichten al-
lein niemals schließen, daß bei diesem Mäd-
chen die Voraussetzungen für eine echte
Stigmatisation, also die Versenkung in das
Leiden Christi und somit das religiöse Mo-
ment, gefehlt hätten.

Diese Stigmatisation gehört zu den set-
tenen Fällen dieser Art, aber es ist auch
nicht die erste seit Franz von Assisi (1182
bis 1226), wie der Forscher Freiherr von
Arretin in München festzustellen glaubte.
In dem Buch „La stigmatisation et l'extase
divine“ des Franzosen Imbert-Gourbeyre,
Paris 1894 wird das Leidringer Vorkomm-
nis als der 85te unter 321 Fällen angegeben,
von denen sich diese 85 allerdings auf neun
Jahrhunderte verteilen. Der Verfasser
stützt sich zum Teil auf die Angaben des

Freiburger Stadtschreibers Jakob Mennel
aus Bergenz in seiner, jetzt in Wien befind-
lichen Handschrift „Über Zeichen, Wunder
und Vorbedeutungen . . .“. Zu diesen Stig-
matisierten gehören z. B. die Dominikane-
rin Margarta Ebner von Donauwörth (1291
bis 1351), die Beguine Gertrud von Osten
aus Delft (gest. 1358), die Dominikanerin
Katharina von Siena (1347—1380) und
Elisabeth von Reute (gest. 1421) und eine
Stina aus Hamm in Westfalen.

Das Leidringer Ereignis hat damals zu
Beginn des 16. Jahrhunderts gewaltiges
Aufsehen erregt. Es hat durch die Auffin-
dung des Druckblattes vor 35 Jahren starke
Beachtung gefunden und zu mancher Nach-
forschung angeregt. Möge diese neue Ver-
öffentlichung auch dazu dienen, die Er-
innerung an diese seltsame Stigmatisierte
aus Leidringen wachzuhalten.

Quellen zum Leidringer Stigmatisationsfall:
Heimatblätter vom oberen Neckar: 1927
Nr. 42 (Herausgeber), 1928 Nr. 44 (Dr. Will-
burger u. a.), 1928 Nr. 46 (Dr. Paul Schmid),
1928 Nr. 52 (Herausgeber).

Zur Geschichte der Achalm

Von Fritz Scheerer

„Längst bist du deiner Herrlichkeit be-
raubt, beiseit gesetzt vom Strome der Ge-
schichte“, schreibt Eduard Paulus über die
feingeformte Achalm, die Ludwig Finckh
als den schönsten Berg auf Gottes Erdboden
bezeichnet, an den eine Stadt in einer Mut-
ter Schoß hingebettet ist. Dieser freiste-
hende Berg war durch seine natürliche Ge-
stalt und Mächtigkeit wie geschaffen für
den Burgenbau, ein Sinnbild des Erhabe-
nen wie Staufen, Zollern und Twiel.

Der Bergname Achalm, von gutem,
altem Klang, wurde auf die Burg über-
nommen. Die Herkunft dieses Namens hat
aber schon viel Kopfzerbrechen bereitet,
da er weibliches Geschlecht hat wie die Lo-
chen, die Plaiglin (1601 der Name für den
Plettenberg), Teck, Lupfen (1655 die Lup-
fen). Bis jetzt ist es nicht gelungen, diese
Namen aus dem deutschen Sprachschatz
herzuleiten. Sie müssen von den älteren
Bewohnern übernommen sein, so wie viele
Gewässernamen (Enz, Nagold, Rems usw.).
Sicher scheint, daß vorgermanische, also
keltische oder vorkeltische Wortstämme
darin stecken. Die Namen Zollern, Ipf,
Neuffen, Twiel werden außer den oben ge-
nannten den Kelten zugeschrieben, die auf
der Alb und im Unterland durch Boden-
funde nachgewiesen sind. Durchweg sind es
Namen für hervorragende Berge. Ihre Na-
men leben lange fort. Sonst sind Burgen-
namen mit Berg (Hohenberg) oder Burg
(Schalksburg), Eck (Geroldseck), Fels (Ster-
nenfels) oder Stein (Wenzelstein) zusam-
mengesetzt.

In den Zwiefalter Chroniken Ortliebs
(1135 geschrieben) und Bertholds (1137 bis
1138 geschrieben, aber im Original nicht
mehr erhalten) wird berichtet, daß Graf
Egino, der zu Zeiten Kaiser Konrads lebte,
einen Berg erwarb (montem . . . a posses-
soribus eius coemit) und den Grund zu einer
Burg (urbs) legte, die Achalm genannt wird.
Er konnte jedoch seines frühzeitigen Todes
wegen den Bau nicht vollenden. Sein Bruder
Rudolf — de castello Achalmen dicto —
setzte das Werk fort und errichtete eine
große Befestigung, die später durch eine
kleinere seines Sohnes Liutolf ergänzt
wurde. Der Chronik zufolge (was ausdrück-
lich vermerkt wird) wurde der Burgenbau
nicht auf angestammtem Eigengut vorge-
nommen. Nach Ortlieb wurde Schlatt (pre-
dium nomine Slate, sehr wahrscheinlich
Schlatt bei Hechingen, in dem später die
Grafen von Zollern die Hauptgrundherren
waren) gegen den Berg eingetauscht. Die
Schlattersteige, die in 2 Urkunden vom

April 1254 (Wirt. Urk. 5, S. 57, 60) genannt
wird, wäre dann die von Melchingen-Sal-
mendingen gegen das Dorf Schlatt hinab-
führende Steige und hätte die West- oder
Südgrenze der Grafschaft Achalm gebildet.
Die parentes (allgemein = Vorfahren) Kunos
und Liutolts hatten ihren Wohnsitz in Det-
tingen a. d. Erms. Es fand demnach in der
ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine
Wohnsitzverlegung statt. Die Rolle Dettingens
in vorgeschichtlicher Zeit und in der
früheren Rechtsprechung und die Tatsache,
daß die Grafen des Gaues Swiggerstal hier
ihren Sitz hatten, machten den Ort zum
Mittelpunkt des Ernstales.

Leider gibt die Quelle über das Alter der
Wohnstätte der Grafen von Achalm keine
sicheren Anhaltspunkte. In der Kirche zu
Dettingen, die St. Pankratius und Hippo-
lytus geweiht war und nicht erst von Graf
Rudolf gestiftet sein dürfte, waren ihr Va-
ter Rudolf und ihre frühverstorbenen Brü-
der beigesetzt. Die Bindung zum alten Sitz
Dettingen dürfte jedoch nicht besonders
stark gewesen sein, denn die beiden Brüder
überführten sie später in das neuerrichtete
Kloster Zwiefalten.

Dettingen war damals mindestens hal-
biert. Dort hatten auch die Uracher Grafen
Besitzungen, die mit den Achalmern als
„stammesverwandt“ bezeichnet werden.
Chr. Fr. Stälin hat (1847) vorgeschlagen,
den Grafen Egino, der die Achalm zu er-
bauen begonnen hat, an den Anfang der
Grafen von Urach zu setzen.

Weder durch eine Urkunde, noch durch
irgend eine andere Tatsache ist bewiesen,
daß die Grafen von Achalm und Urach je-
mals in Reutlingen gesessen sind (s. Hei-
matkundliche Blätter August 62). Dies be-
hauptet zwar der phantasiereiche Zwiefal-
ter Mönch Arsinii Sulgeri am Anfang sei-
ner 1698 gedruckten Chronik „Annales Mo-
nasterii Zwifalternis“. Es kann aber von
Reutlingen heute nicht einmal festgestellt
werden, ob die Grafen von Achalm die
„Hofstatt-Siedlung“, die zum Ansatzpunkt
der Marktsiedlung neben der Nikolauskapelle
am Federsee wurde, als Grundherren
angelegt haben oder möglicherweise die
Pfalzgrafen von Tübingen, auf die der spä-
tere größere Grundbesitz des Klosters Be-
benhausen hinweist. Fest steht nur, daß
Reutlingen im 12. Jahrhundert in der Hand
bedeutender Grundherren, der Welfen und
ihrer Verwandten, war.

Die Quellenbasis der Grafen von Achalm
ist wie die Geschichte der meisten anderen
gräflichen Häuser sehr schmal. Man hat

sich immer wieder um die Aufdeckung der Ursprünge und Abstammung bekannter Adels- und Fürstenhäuser bemüht. Eine ganze Literatur ist entstanden, heftige Auseinandersetzungen sind entbrannt, geeinigt hat man sich fast nie. Das quellenarme 10. Jahrhundert war eine zu tiefe Kluff, als daß man sie hätte durchschreiten können. Wenn sich die Historiker der letzten Jahrhunderte in ihrem Schaffen oft durch den Ehrgeiz der Fürsten angetrieben sahen, die ihre Ahnengalerie möglichst groß und vornehm vor sich zu sehen wünschten, so ist zu bedenken, daß bis ins 11. Jahrhundert hinein die außerordentliche Schwierigkeit in der Tatsache der Einnamigkeit begründet ist. Die Familien, Geschlechter oder Häuser geben sich nicht durch besondere Bezeichnungen zu erkennen. Mangels ausreichender und vor allem sprechender Quellen können wir wohl kaum zu einem zufriedenstellenden Ergebnis kommen. Erst im 11. und besonders im 12. Jahrhundert werden die Namen der Burgen und Wohnsitze immer mehr zu wirklichen Familien- und Geschlechternamen. Daneben gewinnt ein Hauptsatz als herrschaftlicher Mittelpunkt rasch an Bedeutung. Die Namen der Burgen treten nun wie Titel zu den Namen der Grafen.

Anfangs haben die Beinamen nicht selten sogar eine erhebliche Variationsbreite. Verschiedene Familienangehörige, ja einzelne Adelige nennen sich zuweilen nach mehreren Burgen oder Orten. Denken wir nur an die Hohenberger-Zöllern oder an den Grafen Rudolf von Pfullendorf, der als „Graf von Ramsberg“, „von Bregenz“, „von Lindau“ und „von Schweinshut“ erscheint. Es können also mehrere Besitzungen namensgebende Qualität haben. Die Beispiele hierfür könnten beliebig vermehrt werden (Neilenburger usw.). Graf Rudolf erscheint erst in den 1160er-Jahren ausschließlich mit der Bezeichnung „von Pfullendorf“.

Am Beispiel der Achalm kann sehr schön der Vorgang eines namensgebenden Sitzes beobachtet werden. Die Zwiefaltener Chroniken berichten ausführlich von den Gründern und der Gründungsgeschichte des Klosters. Kuno und Liutolt, die Söhne des Grafen Rudolf von Achalm und dessen Gattin Adelheid von Wülflingen/Mömpelgard, entschlossen sich 1089, mit Hilfe des Abtes Wilhelm von Hirsau eine Mönchsgesellschaft ins Leben zu rufen und diese reich mit Gütern auszustatten. Bei dieser Dotation des Klosters Zwiefalten war aber vor allem der Sohn ihrer Schwester Williburg, Graf Werner von Grüningen, abzufinden, da er nach dem damaligen Erbrecht einen größeren Anspruch wie die übrigen Verwandten auf die Nachfolge in ihrem Besitz geltend machen konnte, denn die Großmutter der Grafen Kuno und Liutolt war Williburg von Wülflingen, eine Tochter des bayerischen Grafen von Ebersberg (Kläui, Hochmittelalterliche Adels Herrschaften im Zürichgau) und ein Werner von Grüningen war mit Williburg von Achalm verheiratet, der Enkelin der vorhin erwähnten Williburg. Das mütterliche Erbe im Thurgau mit der Burg Wülflingen erbte der Sohn Kuno, wohnte auf der Burg und nannte sich „Chono comes de Wolvilin“, während sein jüngerer Bruder zunächst offenbar auf der Achalm hauste und sich Graf von Achalm nannte. Dieser Fall zeigt, daß der Name des Wohnsitzes gleichbedeutend mit dem Namen des Geschlechts gebraucht wird. Aus den angeführten Beispielen geht auch eindeutig hervor, daß die Einnamigkeit aufgehört hat und „Geschlechter“, die nach ihren Wohnsitzen zubenannt werden, anfangen.

Es dürfte weiter bewiesen sein, daß man vor dem 11. Jahrhundert nie von Grafen von Achalm sprechen kann. Nach den Ausführungen in den Heimatkundlichen Blättern vom August 1962 soll schon 725 der

Edle Luipold „von Achalm“ gewesen sein. Alle vor dem Jahr 1000 genannten Grafen von Achalm werden wohl in Inschriften des Klosters Zwiefalten erwähnt, die aber, wie der schon oben genannte Mönch Arsinii Sulgeri selbst bekennt, erst kurz vor seiner Zeit, neueren Ursprungs, also im 17. Jahrhundert verfertigt sind. Kein einziger ist urkundlich als Graf von Achalm belegt. Auch die Erbauung der Martinskirche in Metzgingen 963 durch den Grafen Wilhelm von Achalm (s. Heimatk. Blätter) geht auf einen ganz unsicheren Geschichtsschreiber, Johann Fizio, zurück, der gleichzeitig einen Grafen Rudolf von Württemberg anführt, den es nie gegeben hat. Die Errichtung der Missionskirche, die dem Nationalheiligen der Franken, dem Bischof Martinus von Tours, geweiht wurde, geht auf viel frühere Zeiten zurück. Ihr Name weist schon daraufhin, daß es sich um eine der ältesten und wichtigsten Kirchen des Bezirks handelte. Wir müssen annehmen, daß vor der gotischen Martinskirche eine romanische auf dem Platz stand, von der noch Steine (Frauenkopf, Rose) an der heutigen Kirche erhalten sind, und vor dieser eine Holzkirche. Weiterhin sei bemerkt, daß Metzgingen nicht zum Pfullinggau, sondern zum Gau Swiggerstal gehörte, der etwa das Ermstal umfaßte.

Wir sehen, die Geschichte der Grafen von Achalm kann nur bis in das 11. Jahrhun-

dert verfolgt werden. Sie beginnt mit dem Erbauer der Achalm, Graf Rudolf (ca. 1030), der das von seinem früh verstorbenen Bruder Egino begonnene Befestigungswerk vollendet hat. Der Beiname bezieht sich auf den Wohnsitz auf der Höhenburg (nach 1030), deren Erbauung erhebliche Unkosten verursacht haben wird. Wie bei den Burgen Zöllern und Teck waren große Höhenunterschiede zu überwinden. Mit Fronen allein kam man bei diesen Höhenunterschieden nicht aus, selbst wenn man den Großteil der Steine auf dem Berg brach. Als Fluchtburg war die Achalm ungeeignet: das Wasser fehlte, die Fläche war zu klein usw. Die Bauherren mußten sich etwas leisten können, d. h. genügend Mittel zur Verfügung haben. Und daß sie diese hätten, zeigt ihr ausgedehnter Güterbesitz beiderseits der Alb, im Thurgau, in Unterwalden, in Churrätien und im Elsaß (Ebersheim). Sie hatten sich sogar schon zum Rang der Grafen emporgeschwungen. Die Herrschaft nahm den Namen des Sitzes an.

Die Grafen von Achalm starben 1098 aus. Von Decker-Hauff, Riezler u. a. werden sie als Nachfahren der Unruochinger bezeichnet. Der Name Egino geht über in die von den Urachern abgeleiteten Familien der Grafen von Freiburg und der Grafen von Fürstenberg. Der letztere Zweig blüht noch heute in den Fürsten von Fürstenberg.

Münzen als Geschichtsquelle

Von Dipl.-Ing. R. Kernöter

(Schluß)

Das Wort „Schilling“ soll auf „Solidus“ zurückgehen, nach anderer Lesart liegt „scullan, schallen“, für diese „klingende“ Münze zugrunde. Das Wort „Pfennig“ bringt man mit „Phant, Pfantinc = Pfand, Münzpfandwert“ in Zusammenhang oder man weist auf „Pfanne“, auf die Pfännchenform der noch zu erörternden dünnwandigen Brakteaten hin. Unser Abkürzungszeichen für Pfennig in Form eines d geht auf die frühere Bezeichnung „denarius“ zurück. In England rechnet man heute noch 1 Pfund = 20 sh = 240 d. Das Kapitular von Dudenhofen 805 bestimmte, daß Münzen nur in Kaiserpfalzen geprägt werden durften und sicherte so dem Karolingerreich ein einheitliches Münzwesen, das aber die noch bestehende Naturalwirtschaft nicht verdrängte.

Die Münzen als Geschichtsquelle spiegeln die Verhältnisse und Entwicklungslinien, die den Epochen ihren Charakter verleihen und die Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft verknüpfen. So beeinflusste auch das Lehenswesen das mittelalterliche Münzsystem. Indem die Macht immer mehr auf die Vasallen, auf geistliche Würdenträger, ja auf die Städte überging, verfiel das Münzregal und man prägte zuletzt Münzen auch in kleinen Marktflecken, so daß wahr wurde: „Der Pfennig taugt nur, wo er geschlagen“. Diese Beeinträchtigung der Münzhoheit wurde noch schlimmer, als die Unsitte des schon besprochenen „Verrufens“ des alten Geldes aufkam und für die Ummünzung ein bedeutender Schlagschatz meist in der Form zu zahlen war, daß das neue Geld viel weniger Feingehalt aufwies. Kein Wunder, daß man den „ewigen Pfennig“ forderte. Dieser verwirklichte sich z. B. in der Schwäbischen Stadt Hall und man sprach deshalb vom „Heller“ oder, weil eine Hand aufgeprägt war, vom „Händleins Heller“. Dieser „denarius Hallensis“ war ursprünglich aus Silber, später traten neben diese weißen Heller die kupfernen „roten Heller“ im Wert von 1/2 Pfennig. Beliebte als Scheidemünze waren auch die in der gleichen Zeit aufgekommenen „Kreuzer“ (kruzaere, denarius cruciatus = 4 Pfennige), erstmals in Tyrol geschlagen und ein

aufgeprägtes Kreuz tragend („Etschkreuzer“). Im übrigen entsprach das mittelalterliche Münzwesen in seiner Zerfahrenheit den verworrenen politischen Zuständen.

Schöne Münzen sind uns aus der Stauferzeit in Form der Brakteaten erhalten. „Bractea“ bedeutet ein silbernes Metallplättchen, etwa 1/2 Gramm schwer und bis zu etwa 40 mm Durchmesser ausgeschlagen. Die Goldbrakteaten Skandinaviens sind keine Münzen, sondern Schmuck, die „Halbbrakteaten“ sind dünne, beiderseitig geprägte mittelalterliche Münzen, die das Gepräge einer Seite teilweise auf der andern vertieft zeigen. Diese Hohl Münzen („Pfännchen“) wurden mit meist metallenen Stempel auf Filz oder Leder als Unterlage geschlagen. Häufig sind die Wappen der Fürsten und Städte als Münzbild; die auf die verrufenen dann folgenden Brakteaten erhielten zur Kennlichmachung Bezeichnungen wie Sterne, Kreuze, Rosen und Punkte. Nach dem Satz „Schlechtes Geld vertreibt gutes“ wurden dann die Brakteaten immer mehr vom Heller verdrängt, wobei man allerdings den Brakteaten auch nachsehen muß, daß sie nicht zum guten Geld, trotz des oft ornamentalen Münzbildes zählten. Denn sie waren zu dünn und deshalb rasch abgegriffen, ja zerbrechlich. Abhilfe schuf man mit dem „Groschen“ (denarius grossus oder crassus, ital. grosso, russ. grusch), dem „Dickpfennig“, der, wie schon der Name sagt, bessere Gewähr gab, nicht so schnell abgenützt zu sein. Die Groschen sollen nach dem Vorbild der französischen Tornosen (Gros Tournois) erstmals um 1300 von Wenzelstaus II von Böhmen geschlagen worden sein. Es gab dann später je nach Prägungsstätte, Münzbild usw. zahlreiche Arten wie den Bart-, Bauern-, Engel-, Kreuz-, Schild-, Silber- und Zinsgroschen. Ihr Wert war sehr verschieden, überschlägig kann man ihn etwa 10 Pfennigen gleichsetzen.

Im Zeichen ihrer errungenen Selbständigkeit brachte im Jahre 1252 die Stadt Florenz eine Goldmünze heraus, die man „Liliengulden“ hieß, weil die Lilie das Wappenbild der Stadt war. Der Gulden (Floren, Fiorino, Florenzer Stadtgeld, abgekürzt fl) erfreute sich großer Beliebtheit und war, vielfach abgewandelt als Papst-

gulden, Reichsgulden, Guldengroschen und Guldentaler, lange Zeit die beliebteste Münze Deutschlands. Ähnlich ging es mit den „Dukaten“, die erstmals um 1140 in Apulien, dann ein starkes Jahrhundert später in Venedig als „Zechinen“ (zecca = Münzstätte) ausgegeben wurden. „Dukas“ ist der Familienname byzantinischer Kaiser oder es bezieht sich „ducatum“ = Herzogtum“ auf die Inschrift der venetianischen Golddukaten: „Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus: Dir, Christus, sei dies Herzogtum zur Herrschaft übergeben“. Die Venetianer lehnten jede Münzverschlechterung ab und so wurden ihre Dukaten die langlebigsten Münzen. Noch heute heißt das feinste Gold „Dukatengold“. Der Joachims-taler Gulden, ein 1518 vom Grafen Slick zu Joachimstal in Böhmen herausgebrachtes Geldstück hat besondere Bedeutung erlangt: Die Abkürzung „Taler“ statt Joachims-taler Gulden kennzeichnet eine Silbermünze von später wechselndem Wert, die 1566 zur Reichssilbermünze erhoben wurde und in der neuen Welt sich in den „Dollar“ verwandelte. Das Abkürzungszeichen für diese Münzeinheit der Vereinigten Staaten ist eine veränderte Acht nach dem altspanischen Achtrealenstück. Auf den Import von Europa her nimmt auch die englische Rechnungseinheit „Sterling“ Bezug, die eigentlich „easterling, östlich, von östlichen Münzmeistern eingeführt“ bedeutet. Es gab zahlreiche Arten von Talern; „species, aufgeprägtes Brustbild, gab dem Spezialtaler den Namen. Am 1. 7. 1875 löste die Mark als Reichswährung den Taler (= 3 Mark) endgültig ab.

Für Württembergs Münzgeschichte wurde das Jahr 1374 wichtig: Kaiser Karl IV. verlieh an Graf Eberhard den Greiner das Privileg, unter dem Zeichen der Hirschstange Heller zu prägen. Die Erhebung Württembergs zum Herzogtum 1495 brachte die Berechtigung, auch Gold- und Silbermünzen auszubringen. Die Schwäbischen Reichsstädte erhielten von Kaiser Maximilian I. das Recht, Münzen zu prägen; zur Zeit der Reichsmünzordnungen (16. Jahrh.) waren Stuttgart, Augsburg und Tettnang die Münzstätten des Schwäbischen Kreises. Im Dreißigjährigen Krieg, besonders zur Zeit der „Kippe und Wippe, 1621—23“ verschafften sich die kleinsten Gemeinwesen, ja Private das Recht der Münzprägung und setzten massenhaft mit den primitivsten Mitteln hergestelltes, geringhaltiges Geld in Umlauf, so daß es damals wie in der Inflationszeit viele „reiche“ Leute gab, deren Geld aber kaum nennenswerte Kaufkraft hatte. „Kippen“ heißt abschneiden, „wippen“ wägen im Sinne von „schlechtes Geld herstellen“. Geringwertige Münzen kamen auch Ende des 17. Jahrhunderts in Umlauf, verschlangen doch die zahlreichen Kriege große Summen. Man sah sich gezwungen, gute alte Münzen zu entwerten und viel unterwertiges Kleingeld herauszubringen; dies besorgten oft illegale Münzstätten, die sogenannten Heckenmünzen.

Die Münze folgt getreulich dem historischen Ablauf und so ist es nicht verwunderlich, daß besondere geschichtliche Ereignisse oder dynastische Sonderfälle ihr Andenken in Gedenkmünzen und Medaillen sichern konnten. Auch Kunst und Wissenschaft, Wirtschaft und Technik spiegeln sich in den Münzen ähnlich wie wir es heute auch bei den modernen Münzen oder noch umfangreicher bei den Briefmarken beobachten können. Wir kennen zahlreiche Sterbetaler, Gedächtnismünzen, Städtetaler, Preismedaillen, Münzbesuchsgulden, Jubiläumsmünzen, Geschenktaler, Münzkleinode, Ausbeuteklippen und dergleichen, die auf wichtige Anlässe hinweisen und der Nachwelt Kunde geben von dem, was einst die Gemüter bewegte durch Wert und Unwert, durch Freud und Leid. Allen Wechselfällen numismatisch nachzugehen, ist

hier nicht möglich, es sollen aber noch einige Münzbenennungen zur Sprache kommen, die von kulturgeschichtlichem Interesse sind.

Wenn man sagt, eine Sache „koste manchen Batzen“, dann hat man damit eine Münze genannt, die zuerst in der Schweiz, dann auch in Süddeutschland eine Rolle spielte. Der „Batzen“ leitet sich ab von Petz, Bär, dem Wappentier der Stadt Bern. Ein Batzen galt 4 Kreuzer oder $\frac{1}{16}$ Gulden. Ähnlich heißt „berappen“ mit „Rappen“ zahlen, dem Stadtgeld der Schweizerischen Stadt Freiburg, deren Wappentier der „Rabe“ ist, 100 Rappen entsprechen einem Schweizerfranken. Der Frank ist französischen Ursprungs und seit 1803 die Einheit des französischen Münzsystems. Franken gibt es in Belgien seit 1830, in der Schweiz seit 1850. Solchem Übergreifen einer Münze in andere Länder begegnen wir auch in der Form, daß der „Levantine“, also der Maria-Theresia-Taler von 1780, bis in die jüngste Zeit herein afrikanischen Stämmen als Verkehrsmünze diente. Unter „Konventionsgeld, ad normam conventionis“ verstand man solche Münzen, die, wie z. B. 1758

in Württemberg, in Übereinstimmung mit anderen Ländern nach einheitlichem Münzfuß geprägt wurden. Von einer untauglichen Sache sagt man, sie sei „keinen Deut wert“: Deut ist $\frac{1}{100}$ holländischer Gulden. Aus dem Hebräischen stammen Geldbenennungen wie „Kies, Moos, Pinke, Mammon, Zaster“.

Während Thomas von Aquin sich mit dem Ausspruch begnügte, der Gebrauch des Geldes bestehe darin, es auszugeben, bezeichnete Leo Tolstoi das Geld als eine neue Form der Sklaverei. Mit solchen Kriterien hat die Numismatik eigentlich nichts zu tun, denn sie verfolgt geschichtliche und künstlerische und nicht mammonistische Interessen. Die Münze ist für sie ein Kunstwerk und Geschichtsdenkmal von stärkster Kraft der Aussage, und ein bedeutsamer Münzfund gilt ihr als willkommene Gelegenheit, ein Stück Vergangenheit zu entschleiern. Die „klingende Münze“ ist dieser Art kein materieller Wertbegriff, sondern feines, fernes Tönen vom geistigen Leben der Völker, die schicksalhaft durch die Jahrtausende schreiten.

Von den Fluren um Streichen

Von Fritz Scheerer

Idyllisch am Fuße des Hundsrücken liegt in einer nach Süden offenen Nische am Zusammenfluß vieler Quellen des Bütenbachs das reizvolle Dörfchen Streichen. Ob wir vom Tal bei Zillhausen hinaufschauen zu dem in einen Gürtel von Obstainen umsäumten kleinbäuerlichen, gepflegten Ort und der ihn umschließenden Berg- und Hügelwelt mit dunklen Tannenwäldern an den unteren Hängen und dem urwüchsigen Buchen-Tannen-Mischwald an den Steilhängen des wuchtigen Hundsrücken oder von einer der umgebenden Höhen herabschauen auf das schmucke Haufendörflein mit dem reichlich dazwischengestreuten Baumgrün, so bietet sich unseren Augen stets ein anmutiges Bild.

Mögen wir an einem sonnigen Mai-morgen hinausziehen, so erfreut uns das schönste Frühlingbild von wahrhaft entzückender Pracht. Wie ein Blumengarten liegt der lachende Talgrund vor uns im Schmuck der Obstblüte, die saftgrünen Wiesen mit unzähligen gelben Schlüsselblumen, zierlichen Muskatyazinthen und der Wald an den Hängen im lichten Kleid seines jungen Grüns. Wandern wir weiter hinauf auf die mit Heiden bedeckten Höhen, so erstrahlen die dunkelblauen Kelche des Frühlingenzian. Im Hochsommer leuchtet hier das Gelb der Hülsenfruchtgewächse (Hornklee, Wundklee usw.) und wer Glück hat, begegnet den schönsten und seltensten Steppenheide- und Hochgebirgsarten.

Lange war dieses schöne Fleckchen Erde weltabgeschieden, denn es war nur über die beschwerliche und gefährliche Krumme Steige (Namen!) von Heselwangen her oder über die schlechte Straße durch das Bütenbachtal zu erreichen. Seit Beginn der 30er Jahre vollzieht sich aber der Verkehr mit der Außenwelt so gut wie ausschließlich über Zillhausen auf einer guten im Bütenbachtal verlaufenden Landstraße II. Ordnung.

Das Landschaftsbild der Markung ist gekennzeichnet durch außerordentlich unruhige Oberflächenformen. Schon im Ortsbild selber zeigt sich ein Auf und Ab der Straßen und Häuser. Das unruhige Gelände besteht fast ganz aus dem mächtigen Schichtpaket des Braunen Jura. Den Sokkel bildet bei Zillhausen der wenig widerständige Opalinuston, der von 200 m Mergeln und Tonen überlagert wird, zwischen denen mehrfach widerständigere Bänke

aus Sandsteinen, Kalksandsteinen und Oolithen eingelagert sind, die das weiche Material vor der Abtragung schützen und als Deckplatten herauspräpariert sind. Am tiefsten Punkt der Markung gegen Zillhausen bilden die Eisen- oder Personaten-sandsteine (Braun β) die ersten steilen Nasen und Leisten an den Hängen (im unteren Teil des Dorfes). Auch die Oberkante des Personatensandsteins, der von tonigen Mergeln überlagert wird, tritt als schmale Randleiste im oberen Teil des Dorfes gegen den Friedhof hervor. Diese Leiste wird aber in der Hauptsache von den widerständigen Blaukalken (Aufstieg zum Sportplatz) mit den noch härteren oolithischen Kalksandsteinbänken des Braunjura δ („Schaf-äcker“) gebildet. Aufgesetzt sind dieser Hochplatte Hügelkuppen, die aus weichen Mergeln und Tonen des oberen Braunjura bestehen. Die höchste von ihnen ist der „Höchst“ (803 m), die größte der „Geißberg“ (791 m). Dieses ausgesprochen bewegte Relief wird beherrscht von dem 931 m hohen Hundsrücken (höchster Punkt der Markung) oder dem „Streichener Berg“, der aus wohlgeschichteten Kalken des unteren Weißjura aufgebaut ist und mit der Albhochfläche des Irrenbergs nur durch einen schmalen, schon eingesattelten Grat am „Hörnle“ zusammenhängt. Die harte Deck-schicht über den weichen Impressamergeln des Hundsrücken ist nur noch zur Hälfte erhalten, da von drei Seiten gierige Bäche heraufgreifen und den Koloß mit seinen „tönernen Füßen“ gefährden. Die Mergel und die fetten, zähen Ornatentone (Braune) am Weg zum „Hörnle“ neigen zur Versumpfung, saugen sich bei nassem Wetter voll und werden durch die darauf lagern-den Kalkmassen ausgequetscht und geraten dann in Bewegung. Das wulstige, wellige, unruhige Gelände zeigt dies deutlich. Meist treten die Ornatentone aber an den Steilhängen des Hundsrücken nicht in Erscheinung, weil sie ganz mit Weißjuraschutt bedeckt sind, besonders in der Flur „Stein“.

Der Hauptteil der Markung besteht also aus Tonen mit kalkig-sandigen Einlagerungen des mittleren und oberen Braunen Jura.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Nachlese zum 200. Geburtstag von Karl Friedrich Reinhard

Von Karl Hötzer

Es ist im letzten Jahr viel geschrieben worden über den in Schorndorf geborenen, doch schon im frühen Kindesalter nach Balingen verzogenen Karl Friedrich Reinhard. Er ist jahrzehntelang im hiesigen Dekanat aus- und eingegangen, als Schüler, Seminarist und Student und vor allem als Vikar seines als „Spezial“ (Dekan) hier amtierenden Vaters, dessen Grabmal noch an der Friedhofkirche zu sehen ist. Interessant ist, was der später als Pair von Frankreich und Freund Goethes so berühmt gewordene Vikar Reinhard während seiner Balingener Zeit an seine Jugendfreunde geschrieben hat.

Aus den Klostermauern des Stifts hatte er sich ungeduldig fortgeseht; aber in Balingen fand er andere Schranken, von denen er sich eingengt fühlte. Ein Beruf, an den ihn wenig innere Neigung band, manches Unerquickliche in den Familienverhältnissen, das Einerlei des Tages und der Mangel an zusagendem Umgang in einem entlegenen Landstädtchen, das alles drückte empfindlich auf den jungen Theologen, der nun nichts anderes vor sich sah, als die übersehbare Laufbahn vom Vikar zum Repetenten, zum Diakonus, zum Spezial und wenn's gut ging, zum Prälaten.

Reinhard's Biograph Dr. W. Lang, hat zur Zeit aus Privatbesitz (von Regierungsrat Haakh, Reutlingen) Briefe aus seiner Balingener Vikariats-Zeit erhalten, die Einblick geben in die damaligen Verhältnisse.

Balingen, den 21. Nov. 1784

... Mein guter Präzeptor, der Virgiln so entsetzlich vervierteilt hat, ist nun auch vollends von mir abgefallen, weil ich neulich in unschuldiger Unwissenheit von einem Gedicht, dessen Verfasser er war, gesagt hatte, es sei weder kalt noch warm. . . Ich kenn einen einzigen, zugleich verständigen und braven Mann hier, und das ist der Apotheker. . . Sonst stehe ich beinahe ganz isoliert, sogar in meiner Familie; denn mein Vater und ich sind in unseren Grundsätzen, besonders der Erziehung, zu sehr verschieden.

Balingen, den 2. Januar 1785

(An Bardili, Reinhard's Promotionsgenosse)

... Diese Feiertage habe ich viel zu arbeiten gehabt. Mein Vater befand sich nicht wohl. . . Es ist eine eigene Art von Leuten hier, und sie bedürften einer eigenen Art von Wort Gottes. Ich beschreibe sie Dir am kürzesten, wenn ich Dir sage, daß ein gewisser ausgearteter republikanischer Geist in ihnen gäre. Voll Anhänglichkeit an alte Sitten und Gewohnheiten, voll Vorliebe für ihre Mauern, über die sie selten hinauskommen, im Ganzen wohlhabend und zu keinen schweren Arbeiten gezwungen, folglich übermütig und unabhängig, wie eine Kette untereinander verbunden, und die Sache eines einzigen plötzlich zur allgemeinen machend, alle über ihre eigene Verfassung und ihre Gebrechen lästernd und,

wenn's drauf ankommt, sie mit Blut und Leben verteidigend, trotz auf ehemalige Heldentaten, wo sie ihre Sachen gegen heillose Beamten durchsetzten, oder, wie bei der allgemeinen Vermögenssteuer zu Montmartins Zeiten, wirklich fürs allgemeine Beste standhaft blieben. Als nämlich im Jahre 1764 eine neue Vermögens- und Familiensteuer eingeführt wurde, weigerten sich zahlreiche Balingener Bürger, die Steuer-scheine anzunehmen. Sie wurden mit schweren Geldstrafen belegt, und als auch das nicht half, wurde ein Dragonerregiment auf Exekution hiehergelegt; und zahlreiche Bürger kamen in Arrest auf die Hauptwache, und vier der Widerspenstigen wurden auf die Festung Hohenneuffen abgeführt. Das sind meine Balingener. Dabei haben sie eine sehr geringe Achtung für ihre Geistlichen, welches ich bisher falsch für einen Beweis aufgeklärter Denkart nahm. . . So wird sie Dir auch ein ärgerlich-lächerlicher Vorfall darstellen, den ich Dir kurz erzählen will. — Unter den vielen Sottisen, welche die jetzt emanirte Trauerordnung teils selbst in sich faßte, teils im ganzen Land veranlaßte, war auch diese, daß ein Hochlöbliches gemischtes Oberamt zu Balingen eine Lokaltrauerordnung für Stadt und Amt draus herausnehmen ließ. Der Oberamtmann hatte denn unter andern den weisen Einfall, man solle weniger läuten, und so ward durch ein Ausschreiben in die Dörfer die Türkenglocke abgestellt. An Balingen dachte niemand, und darüber murrten die Bauern natürlich. Nun kam's auch an Balingen. Unserem Stadtschreiber ging's wie weiland Cassandra'n: er prophezeite, nun werden die Balingener sagen, man verbiete das Beten. Aber man glaubt ihm nicht. Indessen war dies bald drauf das Geschwätz, das allgemein unter dem Pöbel herumschlich. Es geschah bald darauf, daß man ein Kamel herumführte, und da hört ich ein alt Mütterchen sagen: „Komm, wir wollen gehen; das Beten gestattet man nicht, man gestattet nur dies“. (Sie waren nämlich gewohnt gewesen, bei der Türkenglocke, die um 5 Uhr geläutet wurde, ein

Vaterunser zu beten). Zwölf Tage nachher, da niemand etwas Arges vermutete, wird Schlag fünf Uhr die Türkenglocke richtig geläutet, so den andern, so den dritten Tag und der Oberamtmann, der eine Rede an die Bürgerschaft halten will, wird beinahe vom Rathaus gejagt. Listig genug hatten sie bloß Weiber, und diese Kinder zum Läuten angestellt; indessen sie sich damit begnügten, Lärm zu machen und ihre liebe Obrigkeit in Schrecken zu jagen. Indessen war die Sache berichtet, die Glocke gegen das Verbot fortgeläutet, und — die Hochpreisliche Regierung fand für gut, das Läuten wieder herzustellen, sehr böse, daß man dabei „in ihre jura gegriffen hätte.“ Im Ganzen war für mich die Sache sehr unterhaltend. . . Ich armer Vikar kam aber nicht ungerufen davon. Mir gaben sie eine Besoldung von 50 Gulden, und was weiß ich mehr, und zerrten diese Lüge gewaltig herum. Einmal hatte ich gepredigt, es sei freilich leichter pater noster zu beten, als sein Herz bessern. Da sagten sie nun, ich sei katholisch. Am ärgsten ging's über meinen runden Hut her, den ich trage; ich habe ihn kaum noch gerettet. Sonst gewöhnlich mich an meine Leutchen, soweit sich's gewöhnen läßt. Alle Dienstage halte ich nachts mit meinen Damen aus der Verwaltung Zusammenkünfte beim ehrsamem Kollaborator, wo wir vorlesen und singen.

Das heftige Verlangen Reinhard's nach einer Hofmeisterstelle im Ausland sollte sich bald erfüllen. Im Frühjahr 1786 kam er nach Vevey am Genfer See.

Über den weiteren Lebensgang Reinhard's ist in diesen Blättern wiederholt ausführlich berichtet worden, auch über seine Freundschaft mit Goethe. Vielleicht dürfte es noch interessieren, daß man in Weimar wegen seiner Ähnlichkeit mit Schiller überrascht war. Reinhard's Frau erzählt darüber: „Die große Ähnlichkeit meines Mannes mit Schiller fiel jedermann auf, einige waren davon bis zu Tränen gerührt; sie muß wohl sehr sprechend sein, daß sie einen solchen Eindruck auf die Freunde des verstorbenen Dichters machte. Zum besseren Vergleich stellte man Reinhard neben ein Bildnis Schillers; auch fand man, daß sein Wuchs, seine Haltung, sein Benehmen, sogar seine Bewegungen an den berühmten Dichter erinnern.“

Die Grafen von Urach

Von Wilhelm Wik

Im Jahre 912 sind zu Konstanz im Gefolge des Kaisers Otto I. die Grafen Konrad von Urach und Luitold von Achalm, wahrscheinlich neue Grafengeschlechter aus Rhätien. Mit Luitold erlosch der Mannesstamm der Grafen von Achalm. Seine Besitzungen gingen durch seine Tochter auf ihren Gemahl, den Grafen Konrad von Achalm über. Von Urach erhoben sich zwei neue Stämme in den Söhnen Eginno und Rudolf des Grafen Konrad von Urach. Rudolf wurde der Stammvater des Grafengeschlechts auf Achalm, Eginno aber der Stammvater der Linie Urach. Die Brüder saßen zunächst in

Reutlingen, von dem sie etwa ein Drittel des Dorfes besaßen. Nachdem Rudolf seinen Wohnsitz in Dettingen-Erms aufschlug, nahm der streitbare Eginno seinen Sitz auf Hohen-Urach. Die Burg Hohen-Urach stand um 1100 und dürfte von Dettingen aus als dem Sitz der Grafen von Achalm und Urach entstanden sein. Gleichzeitig oder etwas vorher ist wohl Urach selbst von Fürstenhand als Talsperre und Marktflücken gegründet worden. Zur Stadt wurde es nicht lange vor dem Übergang an Württemberg erhoben (1265). Nach Eginno's Rückkehr von seinen Kriegsdiensten unter König Kon-

rad II. (1024—1039) begann er mit dem Bau einer neuen Burg auf der Achalm, die nach Eginos plötzlichem Tode von dem Bruder Rudolf vollendet wurde. Die beiden Grafen haben ihren Besitz gemeinsam verwaltet. Die Teilung der Grafschaft ist aufgezeigt in dem Aufsatz „Die Grafen von Achalm“ Ziffer 3. Danach erhielt in der Teilung der gemeinschaftlichen Grafschaft das Haus Urach die ganze Alb von der Lauchert bis über den Neuffen herab, die Feste Urach, Stammgüter am Rhein (Elsaß) und auf dem Schwarzwald (Urach im Schwarzwald erinnert daran).*



Hohen-Urach

Der Stammbaum des Hauses soll zunächst eine Übersicht geben:

Graf Konrad von Urach

Egino I. v. Urach und Achalm — Sophie von Habsburg

Egino II. Cuno I. Mathildis Gebhard

Egino III. Udilhildis — Friedrich v. Zollern, Alberada, Heilwig, Irmengard

Egino IV.

Egino V. — Agnes v. Zähringen (Tochter Bertholds IV.)

Egino VI. — Adelheid von Neuffen, Rudolf, Cuno II., Berthold I., Berthold II.

Berthold III. (gest. 1261), Heinrich, Yolanta, Gebhard, Konrad III.

Graf Egino II. war vermählt mit einer Kunigunde und ist offenbar früh gestorben. Sein Bruder Cuno I. war päpstlicher Legat, Cardinal und Bischof von Palästina. Er war ein eifriges Werkzeug des Papstes Paschalis gegen Heinrich V., dessen heftigster Gegner er war. Heinrich V. nahm 1110 den Papst in Rom gefangen, worauf Cuno den Kaiser auf einer Synode zu Jerusalem 1111 Bannte. Heinrich wurde jetzt fast von allen deutschen Fürsten verlassen. Die Gräfin Mathilde hat ihrem Gemahl, dem Grafen Mangold von Summetingen wahrscheinlich Neuffen zugebracht und wurde die Stammutter des Geschlechts von Neuffen. Der Bruder Graf Gebhard trat 1080 ins Kloster und war Abt in Hirsau und später Bischof in Speyer. Er hielt im Gegensatz zu seinem Bruder Cuno zu Kaiser Heinrich V. (1106 bis 1125).

Nachfolger Eginos II. war sein Sohn Egino III. Die Schwester Udilhild war vermählt mit Friedrich von Zollern, genannt Maute. Maute ist der erste Friedrich von Zollern und ein Sohn des 1061 erschlagenen Burkhard v. Zolorin. Die Schwester Alberada war Abtissin zu Lindau. Heilwig wurde die Gemahlin des Grafen Hartmann von Württemberg, und Irmengard war verheiratet mit Schwigger von Gundelfingen (im Ermstal).

Egino IV. ist 1160 im Gefolge des Kaisers Barbarossa. Mit seinem Sohn Egino V. stieg das Haus Urach auf die Höhe seiner Macht. Er war vermählt mit Agnes, der Tochter des Herzogs Berthold IV. von Zähringen. Sie hat ihrem Gemahl ein beträchtliches Erbe überbracht. Die Besitzungen des Hauses Urach auf der Alb, im Schwarzwald und im Breisgau (Erbe der Agnes) scheinen ungeteilt zu sein. Als mit Berthold V. der Zähringer Stamm erlosch, gelangte Egino V.

außerdem in einen Teil der Besitzungen Bertholds V. in Schwaben, im Schwarzwald und im Breisgau. Weitere Erben Bertholds V. waren damals Graf Ulrich von Kyburg, der mit Anna von Zähringen, der Schwester obiger Agnes, verheiratet war, ferner die Herzoge Konrad und Berthold von Teck (Enkel Konrads I. von Teck). Egino V. war bei jener Teilung nicht zufrieden und nahm der Witwe Bertholds V. sogar ihr Widum Burgdorf weg. Die Herzoge von Teck verkauften ihr Erbe an Kaiser Friedrich II. Diesem Verkauf widersetzte sich Egino V., worauf der Kaiser ihm die meisten Güter schenkte oder zu Lehen gab, damit er in dem mächtigen Grafen keinen Feind erhielt. Egino V. erlaubte 1227 seinen Lehensleuten, Stiftungen an das Kloster Bebenhausen zu machen, das damals von den Adeligen besonders beschenkt wurde. Bebenhausen wurde 1183 und 1191 gestiftet vom Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen. Egino V. selbst stiftete mit seinen Söhnen ein Gut an Bebenhausen. Rudolf, Eginos zweiter Sohn, trat 1240 als Mönch ins Kloster Bebenhausen.

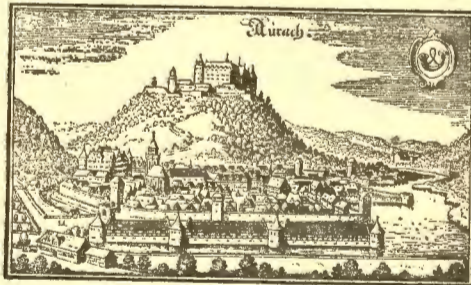
Egino VI. erhielt schon zu Lebzeiten des Vaters die Güter im Breisgau und im Schwarzwald und handelte schon 1219 selbständig. Er starb aber schon 1235 vor seinem Vater. Er war verheiratet mit Adelheid von Neuffen. Seine Brüder Cuno II. und Berthold I. standen im geistlichen Stande. Es hat damit folgende Bewandnis: Als im Jahre 1198 Philipp von Schwaben auf der Fürsterversammlung zu Mühlhausen zum deutschen König erkoren wurde, ging die Gegenpartei daran, einen Gegenkönig zu suchen. Sie sah in Köln Berthold V. von Zähringen vor. Er war reich, geizig, ungerecht, eine statfliche Person. Da seine Wähler ihm nicht trauten, mußte er in seinen Neffen, den Grafen Cuno II. und Berthold I. von Urach, Geiseln stellen. Als Berthold von Köln weg war, huldigte er um 11000 Mark Silber dem König Philipp und ließ seine Neffen, der Schwester Agnes Söhne, in der Hand der Fürsten. Für ihre Befreiung gelobten sie, Mönche zu werden. Cuno wurde Cardinal und Bischof von Porto. Er zählte zu den Gegnern Kaiser Friedrich II. Er durchzog 1227 Deutschland und rief zu einem Kreuzzuge auf. Im Jahr 1228 war die Abfahrt in Unteritalien unter Führung Friedrichs II. Unter anderen nahmen daran teil Graf Conrad von Grüningen und Albert von Neuffen. Damals entstanden die Siechenhäuser für Aussätzige durch die heilige Elisabeth, Tochter des ungarischen Königs Andreas, nachdem sie ihren Gemahl, den Landgrafen Ludwig von Thüringen, verloren hatte. Es entstand z. B. das Siechenhaus in der Reutlinger Vorstadt. Ob das Siechenkirchle in Balingen wohl auch aus jener Zeit stammt? Der Lage nach, in der Nähe des damaligen Dorfes Balingen, könnte es möglich sein. Graf Berthold I. wurde Abt zu Lüzell, 1240 zu Salmansweil. Durch ihn bekam das Kloster Salmansweil die Kirche zu Pfullingen mit einem Hof in Reutlingen (Salmansweiler Pfeghof). 1236 schenkte er dem Kloster Bebenhausen seinen Hof in Raidwangen bei Nürtingen. Berthold ist 1242 gestorben. Ein anderer Sohn Eginos V., Berthold II., war Mönch im Prediger-Kloster Eßlingen. Mit seinen Neffen Konrad III. und Gebhard und der Mutter Adelheid gab er dem Orden einen Platz zum Klosterbau.

Wir befinden uns in der Zeit, als Schwabens größte Zeit, die Hohenstaufenzeit, sich ihrem Ende näherte. Zur Zeit des Kaisers Friedrich II. konnte im Schwabenherzogtum ein Gegenkönig, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, erscheinen und Ulm und Tübingen belagern, standen doch die mächtigsten Grafen Schwabens, Ulrich I. von Württemberg und Egino V. von Urach, auf Raspes Seite. Kaiser Konrad IV. jagte zwar Raspe in die Flucht. Aber die deutschen Fürsten scheuten sich nicht nach

Raspes Tod, als Konrad nach Italien zog, Wilhelm von Holland (gest. 1256) später Richard von Camwallis, andere Alphons von Castilien zum deutschen König zu wählen. Ulrich I. nahm vom Papste zur Bekämpfung der Hohenstaufen Geld an! In dieser verworrenen Zeit mit den schweren Fehden kam das Haus Urach in Schulden. Es begann der Ausverkauf. Das Schloß Urach und die Güter jenseits des Rheins wurden um 1250 den Bischöfen zu Konstanz, Speyer, Straßburg und den Herzogen von Bayern verpfändet. Nach dem Tode Eginos V. teilten die Söhne Eginos VI. die schönen Besitzungen.

Konrad III., Graf von Freiburg, erhielt Stadt und Herrschaft Freiburg. Heinrich, der sich seit 1250 Graf von Fürstenberg nannte, bekam zum Besitz Fürstenberg noch einen Teil der Grafschaft Urach, soweit es mütterliches Erbe war. Der Fürstenberger Besitz stammte vom Zähringer Hause nach Bertholds V. Tod. Berthold III., Graf von Urach, vermählt mit einer Agathe, erhielt die Stamburg Urach mit der übrigen Grafschaft und den Reichslehen. Yolanta, Eginos VI. Tochter, wurde die erste Gemahlin Ulrichs von Aarberg und Erlach.

Im Jahre 1259 erhielt Ulrich I. von Württemberg das Marschallamt des Herzogtums Schwaben aus den Händen Konradins. Am 1. 1. 1265 kaufte Ulrich von dem Grafen Heinrich von Fürstenberg seinen Teil an der Grafschaft Urach um 3100 Mark Silber: Burg und Dorf Wittlingen, Baldegg, Münsingen, Auingen, Böttingen, Gruorn, Trailfingen, Seeburg. Außerdem konnte er die erste Hälfte der Grafschaft Urach kaufen: Das Schloß Urach, Glerns, Hülben, Hengen, einen Teil an Nürtingen, dazu die Reichslehen: die Stadt Urach mit Würtingen, Nürtingen, Bleichstetten, Uppfingen, Sirchingen. Aus der übrigen Grafschaft erwarb der Württemberger: Gächingen, Lonsingen, Ohnastetten, Gomadingen, Kohlstetten, Bernloch, Meitelstetten, Undingen, Hausen a. d. Lauchert, Mägerkingen. Der ganze Ankauf in 14 Jahren vom Hause Urach kostete 4800 Mark Silber oder 13920 Gulden. Es wurde das Geld des Papstes für die Vergrößerung Württembergs benützt. Ulrich II. von Württemberg, der nun seinen Sitz in Schloß Urach nahm, und Eberhard I. (1265 bis 1325) nahmen vom Herzogtum Schwaben nach Konradins Tod was sie nur konnten und was in ihrer Macht stand. So kam 1269 der Hohenstaufen und wahrscheinlich auch die Burg Zwiefalten an Württemberg. Als alte Besitzungen besaß Württemberg die Achalmischen Güter des Grafen Werner mit Sondelfingen, halb Metzingen und halb Dettingen.



Stadt Urach mit Hohen-Urach

Die Achalm mit dem größten Teil von Pfullingen, Oberhausen, Honau, Kleingstingen, Pliezhausen, Bempflingen, Riederich, die andere Hälfte von Metzingen und Dettingen war seit 1262 an Ulrich I. von Württemberg verpfändet. So finden wir nach dem Untergang der Hohenstaufen die Grafschaft Urach fast vollständig, die Grafschaft Achalm zu einem Teil in der Hand Württembergs.

Kampf um die Wasserscheide — verschiedene Entwicklungsstufen

Von Fritz Scheerer

Nähern wir uns der Südwestalb auf der alten Schweizerstraße oder vom Schwarzwald her, wenn in der Abendsonne die weißen Felswände erglänzen oder wenn bei Gewitterbeleuchtung die ganze Bergwand in ununterbrochenem, stumpfem Bleigrau vor dem grellen Himmel steht, so sehen wir über einem etwas breiteren Sockel eine Steilwand 300 bis 400 m mauergleich aufsteigen. Beim Näherkommen löst sich aber die scheinbar geschlossene Wand in zahllose Vorsprünge, Berghalbinseln und edelgeformte Einzelberge auf, die durch Täler und Schluchten getrennt sind.

Ein Standort auf beherrschenden Höhen des Kleinen Heubergs, etwa zwischen Rosenfeld und Bickelsberg oder in der Nähe des einstigen Römerdenkmals beim Häsenbühlhof, erschließt ein großartiges Bild. Die Talbuchten der Schlichem und Eyach werden von einmaligen Berggestalten bewacht. Rechts erblicken wir mauergleich in einem einzigen Aufschwung den Dreifaltigkeitsberg mit seiner Wallfahrtskirche und das langgestreckte Klippeneck. Weit springen der lange, wohlgeformte Wochenberg und darüber der breitmassige Oberhoheberg mit seiner hochragenden Kuppe vor, hinter der der Lembergturn aufragt. Daneben erscheint eine große Lücke, deren Abfall gegen Weilen u. d. R. fast wie mit dem Messer abgeschnitten wirkt, und als Eckpfeiler der Ortenberg mit seinen leuchtenden Rutschen. Über einem Wiesen- und Waldgürtel mit dunklem Tannenwald diesseits des Schlichemtales erhebt sich die breite Tafel des Plettenbergs und der kleinere Rücken des Schafbergs. Und nun ragen die Riffe trotzig und kühn mit ihren blinkenden Felsköpfen am Lochenstein, Lochenhörnle, dem schauerlich zerrissenen Felsenkranz des Grates auf. Bewegter und zugleich wilder eröffnet sich ein Blick hinein in das Eyachtal, in das Herz der Alb. Ernste Stimmung breitet der Nadelwald aus und verschärft den finsternen Eindruck und gibt den Felshängen, deren Flanken von einzelnen verwiterten Baumgestalten erklettert werden, erst recht das Gepräge der Kühnheit. Wuchtig steigt der Klotz des Gräbelesbergs mit seinem jäh abstürzenden Felsenkranz auf, der eine natürliche Festung schon in der Vorzeit abgab, als Wächter des Eyachtals die Felsrippe der Schalksburg und die breite Bastei der Burgfelder Platte mit den Rutschen am Böllat und davor breitlagernd die großen Tannenwäldchen des Hirschbergs im bewegten Gelände des Braunen Jura. Der gratartige, verzweigte Hundsrücken und der kegelförmige Zollern mit Zellerhorn und Dreifürstenstein schließen das prächtige Gemälde. Die Aussicht von all diesen Höhen ist ein krönendes Landschaftserlebnis.

Wir sehen, die so lebhaft bewegte, reizvolle Balinger Alb besteht aus lauter solchen Randbergen. Aber nicht nur die Auflösung des Albtraufs in einzelne Randberge ist hier stärker, auch die Horizontlinie der Berge ist unruhiger als sonst am Nordwestrand der Alb, wo meist ebene Randplatten die Stufenstirn bilden. Den Ursachen dieser lebhaften Gliederung und Zerfransung des Traufs wollen wir nachspüren und Vergleiche der einzelnen Teile anstellen.

Die beiden tiefen Talzüge der Eyach und Schlichem, die sich in ihrem Oberlauf auf wenige Kilometer nähern (Schlichem-Ursprung von der Eyach nur knapp 3 km entfernt), greifen weit in das Gebirge hinein. Die Eyach erreicht erst nach 17 km Lauf bei Frommern das Vorland und die Schlichem die Ratshäuser Bucht nach 9 km. Die Wasserscheide fällt also nicht mit dem Albrand zusammen, sondern frisst sich tief in die Hochfläche hinein. Über diese „Europäische

Wasserscheide“ ist schon viel geschrieben worden (s. schon altes Volksschullesebuch von 1854). Es soll hier nur das wiederholt werden, was unbedingt zur Charakterisierung der verschiedenen Entwicklungsstadien des Kampfes um die Wasserscheide nötig ist. Dabei wird sich zeigen, daß die Südwestalb besonders geeignet erscheint, Probleme der Flußgeschichte aufzuzeigen.

Das hochgelegene Flußnetz der Donau mit ihren Nebenflüssen Schmiecha und Bära aus unserem Gebiet (Tuttlingen 642 m NN, Sigmaringen 570 m NN) wird von den gefällsärkeren Zuflüssen des Neckars Eyach und Schlichem (Schlichemmündung 483 m, Eyachmündung 369 m) stark eingeeengt. Die Oberläufe der Zubringer der Donau werden abgelenkt. Je größer das verlorene Gebiet ist, desto breiter und tiefer ist in demselben Gestein die Pforte, desto geringer das Gefälle, desto größer die Aufschüttung. Dies darf auf Grund der Forschungen meines verehrten Lehrers, Herrn Dr. Georg Wagner, gleich vorweggenommen werden. Durch die zahlreichen geköpften Täler ist die breite Weißjuraplatte der Wohlgeschichteten Kalke stark aufgelöst. Doch zeigen sich hier Unterschiede.

Eyach — Schmiecha

Das Eyachtal ist bis 350 m tief in die Albtafel eingeschnitten. Der Abstand zwischen den begleitenden Albergen verbreitert sich unterhalb Lautlingen auf 2 km, zwischen Lochenhörnle und Schalksburg auf 3 km und von der Lochen (grammatikalisches Geschlecht weist auf vordeutschen Namen) bis zum Hirschberg sogar auf 6 km. Der Talweg auf den harten Wasserfallschichten bei Laufen (Name!) ist geräumig und bildet eine breite Wiesensole. Die darüber aufsteigenden unruhigen Talhänge verraten durch ihre wellige Form, daß sie öfter in Bewegung sind. In vielen Tobeln und Klingen, aber auch an vorspringenden Felsnischen und schroffen Abstürzen steht man vor unübersteigbaren Wänden. An vielen Stellen hat der Albverein durch Anlegung von Wegen helfend eingegriffen, wenn auch deren Unterhaltung schwierig ist, weil sie oft verschüttet werden oder durch Unterwaschung abrutschen. In der Waldwildnis des Lauterbachtales, das in einem großen Felsenkreis endet, war der einstige Fußweg nach Hossingen schwierig („Hossinger Leiter“). Wie leicht ist dagegen der Anstieg von Ebingen im Schmiechatal auf die Meßstetter Höhen (180 m). Die großen Höhenunterschiede

(Laufen 614 m NN, Tierberg 982 m) auf kürzeste Entfernungen (300 m auf 1 km) und der wuchtige Klotz des Gräbelesbergs machen diesen Talabschnitt besonders eindrucksvoll.

Losgelöste Randfelsen („Gespaltener Fels“ am Schafberg, am Grat, Gräbelesberg, Tal-schluß des Lauterbachtales, Heersberg), die gewaltigen Risse und Spalten in den Felsen der Schalksburg, die Felsenmeere am Lochenhörnle und Grat, die nicht vernarbten Bergschlippe und die starke Überkleidung der Talhänge mit Weißjuraschutt bis ins Tal herunter verraten deutlich genug, daß Berge und Felsen nicht für die Ewigkeit geschaffen sind. Große Massen von angehäuftem Schuttmassen sind 1910 am Lochenhörnle abwärts geglitten und mancher Waldbesitzer im Eyachtal vermag ein Liedlein zu singen von den gefährlichen Ornatentönen (Berg-rutsch 1912 bei Margrethausen). „Unter Krachen zerreißen die Wurzeln der Bäume und die Bergwand kommt mit allem, was an ihr und auf ihr ist, in Bewegung. Zwei drei Wochen lang rutscht sie ab, bis die Masse auf den Absätzen des mittleren Braun-Jura zur Ruhe kommt“ (Fraas).

Daß im Eyachtal riesige Schutt- und Schottermassen bewältigt werden mußten, beweist die über zehn Meter mächtige Schotterauflagerung, die beim Bahnbau an der Wasserscheide im Lautlinger Paß angeschnitten wurde, und die die geköpften, „altersschwache“ Schmiecha nicht mehr weg-schaffen konnte. Mächtige Gehängeschuttströme ziehen noch abseits der Talkerben bei Weilstetten abwärts und verzahnen sich schließlich mit den Schottern, die in der Niederterrasse südlich von Balingen (bis 500 m breit) ihre größte Mächtigkeit und Ausdehnung haben (dies hängt jedoch noch mit jungen Schuttbewegungen zusammen). Eine große trichterförmige Stufenrandbucht wurde durch Abtragung und Zurückweichen des Stufenrandes geschaffen.

Die Schalksburg hängt nur noch mit einem schmalen Grat mit dem Burgfelder Massiv zusammen. Ein ähnliches Bild dürfte sich einstens zwischen dem heute unruhigen, wiesen- und waldreichen Höhenzug des Hirschbergs (Höchst 803 m) und Hundsrücken (931 m) gezeigt haben, als der Hirschberg noch einen Aufbau von Weißjura trug, wie die mächtigen Fließerden aus Weißjuraschutt beweisen, die beim Bau eines Hochbehälters in 600 m Höhe am Binsenbohl bei Balingen angeschnitten wurden. Übrig blieb in diesem Bergland nur das 300 m mächtige Schichtpaket des Braunen Jura.

Durch rückschreitende Erosion ist die gefällstarke Eyach (20 ‰ bis Laufen, Schmiecha bzw. Riedbach dagegen kaum 7 ‰) und die Aufschüttung abgezogen noch weniger) tief in das rund 300 m über Balingen im



Tieringen mit Blick in den Beckenraum. Im Hintergrund Plettenberg und Schafberg. Die Bära entspringt im Vordergrund in den Wiesen. Das ganze Gebiet hinter dem Kirch-turm wird zur Schlichem entwässert, die von rechts kommt. Foto: Mauthe

oberen Braunjura fließende Schmiechatal eingedrungen und hat das Stück bis Lautlingen erobert, zuerst den Zillhauser Bach und zuletzt die Pfeffinger Eyach abgelenkt und eingetieft. Die Ablenkung des Haupttales schuf die tiefe und breite Talwasserscheide westlich Ebingen (742 m hoch). Gierig greift die Eyach schon mit ihren Armen aus der Tiefe vom Grat bis Plettenberg zur Schlichem hinauf, um ihren Anteil zu heischen.

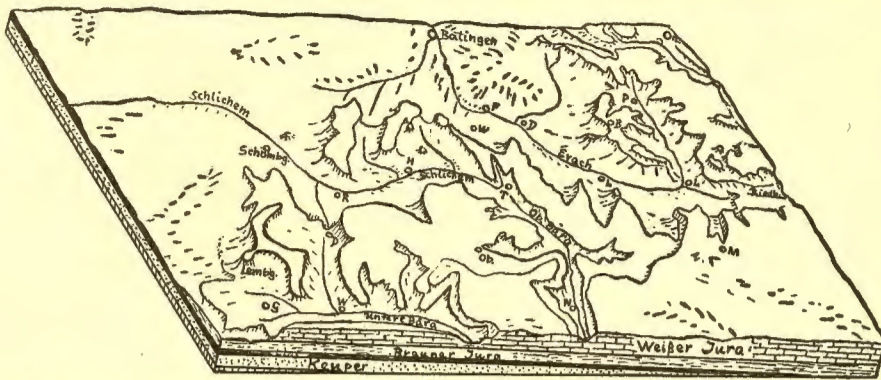
Schlichem-Bära

Auch die Schlichem ist in das Tal eines Donauzuflusses, der Bära, eingedrungen. Die Talwasserscheide bei Tieringen mit 801 m ist in den Ornatenton kaum merklich und doch hat das Volk treffende Benennungen geschaffen. In Tieringen ist die Schlichem der „Bach“ und die Bära das „Bächle“; der Teil des Dorfes, der zur Bära entwässert wird, ist das „Oberländle“ und war früher der Sitz der Bauern, während das „Unterländle“ im Raum der Schlichem kleine Seldnerhäuschen aufwies. Müde und gemach schlich das kleine Rinnsal der Bära vor seiner Korrektur durch das sumpfige „Ried“ gegen Oberdisheim. Vor dem Hochwasser von 1895 konnte die Schlichem schon oberhalb Tieringen die „Hintere Mühle“ treiben und nach der rechtwinkligen Ablenkung unter Weidengebüsch versteckt in wildem Sturz in das „Katzenloch“ hinunterstürzen und Hausen zueilen.

Auf dieser Strecke bildet das Tal ein weites, flaches Becken, das von Lochenstein, Wenzelstein und Schafberg im Norden und dem Rand des geschlossenen Albkörpers um Obernheim im Süden eingerahmt wird (s. Bild). Alle diese Berge erscheinen mit relativen Höhen von rund 150 m viel niedriger als von der Eyachseite, wo sie mehr als doppelt so hoch über das Tal aufragen. Von der Lochen bietet sich ein prächtiger Ausblick auf die Ausräumung und Umkehrung des einstigen Bäratales. Die vom Trauf kommenden Bäche, der Rötgraben- und Waldhausbach, sind alle nach Tieringen gerichtet. In der fast baumlosen Wiesenweite herrscht zwar überall ein leichtes Gefälle zur Schlichem, doch ist es so gering, daß die Oberfläche noch in der Nähe des Wasserscheiden-niveaus liegt (Oberhausen 785 m, Flur „Röte“ 780 m). Zudem ist die Wasserscheide noch aufgeschüttet. Bei verschiedenen Hausbauten konnten über 4 m festgestellt werden. Erst vor ihrer Einmündung haben diese Bäche in den undurchlässigen Tonen des oberen Braunen Jura scharfe Kerben „bis auf die widerständigen Blaukalke eingeschnitten“ (Fischer). Schon in der Farbe der Felder des Oberhauser Hofes lassen sich die Tone feststellen, die selten, im Gegensatz zum Eyachtal bei Lautlingen und Laufen, Weißjuraschutt aufweisen. Nur der breite Fuß der Randberge hat einen Mantel von Weißjuraschutt.

Der Hauptunterschied zum Eyachtal liegt in der größeren Höhenlage (durchschnittlich annähernd 800 m). Damit verbunden ist eine geringere Erosionskraft. An der Südseite des Beckens tritt sogar die alte Talterrasse noch deutlich hervor. Das Gebiet, das die Schlichem eroberte, ist bedeutend kleiner als bei der Eyach, weil die starken Nebenbäche fehlen. Die eroberten Bächlein haben am Trauf nur wenig Einzugsgebiet verloren. Die Schlichem ist zwar in den innersten Winkel des Tieringer Beckens vorgedrungen, hat aber noch nicht tief ausgeräumt. So ergibt sich beim Lochengründe nach Süden ein ganz anderes Landschaftsbild als in das benachbarte Eyachtal, dessen Gegensätze vor allem im Frühjahr auffallen.

Von der Sägmühle von Hausen ab, wo die Wasserfallschichten durchschnitten werden, ändert sich das Landschaftsbild grundlegend. Die Talwände rücken zusammen und die Wälder ziehen bis ins Tal herab, nur die Sohle bleibt dem Wiesbau überlassen. Die Schlichem kommt in eine Landschaft,



von der Quenstedt sagt: „Wir fühlen, daß wir uns hier in einer Landschaft befinden, die zu den großartigsten Württembergs gehört“. Von der Südspitze des Plettenbergs bietet sich ein schauerlicher Blick, unheimlich schroff stürzt die Felswand ab. Liegen im Tal und im Vorland noch die Frühnebel, dann hält der Plettenberg mit seinen scharf geschnittenen Ecken als vorspringende Bastion Schildwacht. In fast drohender Nähe leuchten im Frühgold die Kalkwände des Schafbergs auf. Diese sind nur durch einen schmalen Grat mit dem Wenzelstein verbunden, während der Plettenberg völlig isoliert wie eine Insel aus dem Nebelmeer emporstrebt. Vom Plettenberg und dem gegenüberliegenden Ortenberg ziehen Schuttströme bis ins Tal hinunter. Gewaltige Bergrutsche erfolgten im Jahr 1786 vom Ortenberg und vom Plettenberg 1851, der erst am Netzenbohl über Ratshausen zum Stillstand kam und die Schlichem zu einem See staute. Durch die Zerstörung an den Rutschen, und wenn es im Jahrtausend auch nur ein bis zwei Meter sind, wurde in den weichen Opalinuston ein unruhiges Hügelgelände geschaffen, das sich unterhalb Ratshausen zu einer großen Randbucht weitet. Der Oberlauf der Oberen Bära, die einstens 70 m über Hausen und 180 m über Ratshausen floß, ist von der Schlichem ausgeräumt. Diese greift bei dem „Heidenschlöble“ hinauf in das Quellgebiet der Unteren oder Wehinger Bära.

Untere Bära

Die weite Hochplatte von Deilingen (826 m) mit ihrer Blaukalkstufe wird noch ganz zur Donau entwässert. Erst bei Delkhofen tritt dieser Quellast der Unteren Bära, der Mühlbach, in die Weißjurapforte ein. Zusammen mit einem zweiten Quellast, der Gosheimer Bära, werden Oberhohenberg, Hochberg und Lemberg (1015 m) vom Albkörper getrennt. Bei Gosheim ist die Pforte besonders breit. Die widerständigen Oolithe von Braunjura δ und ϵ stoßen weit nach Westen vor. Zwei Quelläste der Gosheimer Bära sind hier geköpft, deren Ursprung vor einigen Millionen Jahren noch fünf bis zehn Kilometer weiter im Nordwesten lag. Gierig greift bei Gosheim der in die Prim mündende Wettbach herauf. Die zahlreichen Rutschen in den Tonen des Braunen Jura zeugen von seiner Arbeit.

Das Untere Bäratal ist seines gesamten Oberlaufes beraubt und das zugehörige Stück Albtafel vernichtet. So entstanden die breiten Pforten von Deilingen und Gosheim. Der Lembergblock war einstens größer, ja er hing am Albrauf mit dem übrigen Weißjura zusammen. Erst das Rückschreiten des Albraufes hat ihn abgetrennt und die Stufenrandberge erzeugt. Wir haben hier im Gegensatz zu Tieringen ein früheres Stadium der Entwicklungsstufen im Kampf um die Wasserscheide, während im benachbarten Prim-Faulenbachtal noch der ursprüngliche Zustand verwirklicht ist, in dem einstens der größte Zubringerfluß der Donau, die Eschach-Donau, aus dem Albvorland in den Albrauf hinein floß (Wasser-

scheide 688 m hoch, Aufschüttung annähernd 40 Meter).

Verkehr und Besiedlung

Die Flußgeschichte hat dem Verkehr die Wege vorgezeichnet. Der Übergang von einem Flußnetz ins andere, die großen Talwasserscheiden mit ihren Talpässen, bieten, je niedriger sie liegen, die idealsten Übergänge. Die verschiedenen Entwicklungsstufen vermitteln uns ein anschauliches Bild.

Den bequemsten Übergang, den man bei Straße und Bahn kaum merkt, haben wir in der Spaichinger Pforte (688 m). Der nächst wichtige ist die Ebinger Pforte (742 m), die dem Verkehr von der Eyachseite her kaum Hindernisse bietet. Schon die alte Römerstraße Sulz-Laiz benutzte sie (Erdkastell Lautlingen). Anders ist es beim Schlichem-Bäratal bei Tieringen (801 m). Durch die Pforte von Ratshausen flutet erst in neuerer Zeit der Verkehr. Das enge Schlichemtal mit seinen hohen, gefährlichen Wänden war lange ein Hindernis. Man nahm die starke Steigung zwischen Lochen und Schafberg in Kauf, um Anschluß an den alten Weg durch das Bäratal zur Donau zu bekommen (die heutige Lochenstraße durch das Lochengründe wurde erst vor hundert Jahren gebaut). Auch die vielgewundenen Straßen von Schömberg nach Deilingen (bis 830 m Höhe) und über den Stich westlich Onstmettingen (826 m) sind erst in den letzten Jahrzehnten ausgebaut worden. Ein alter Weg führte von Deilingen über das „Heidenschlöble“ den Mittelbach hinab an der Ottilienkapelle vorbei durch den Wald „Honau“ und östlich des Palmbühls weiter. Besonders schwierig war in den rutschenden Braunjuratonen der Aufstieg in die Gosheimer Pforte (843 m). Dies ist die höchste Pforte, die die Bahn überwindet (166 m auf 2,5 km). Noch heute nennt man die Schlucht an der Aumühle das Millionenloch.

Auch in der Besiedlung wirken sich die verschiedenen Entwicklungsstufen der Talgeschichte mit ihren eigenartigen Landschaftsbildern aus, wenn auch Boden und Klima bedeutende mitbestimmende Faktoren waren. Die Hochfläche wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen (geschützte Lage, Wasserstellen), zur Landnahmezeit gemieden. Dagegen finden wir in den Päßstellen „ingen“-Orte: Deilingen (schon 786 erwähnt), Tieringen, Lautlingen, Ebingen. Die Klima- und Bodengunst in den Talbuchten beim Austritt der Neckarzuflüsse aus dem Gebirge verrät eine Häufung alter Dörfer: im Eyachtal Frommern, Dürrwangen, Stockenhausen, Waldstetten, Weilheim, und in diesem begünstigten Raum entwickelte sich der alte Herrschaftsmittelpunkt auf der Schalksburg; im Schlichemtal Holzheim (785 erwähnt), Altheim, Sontheim, Nordheim, die aber alle wieder abgegangen sind und von der späteren Stadt Schömberg aufgesogen wurden.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Das Deutsche in Uhlands Charakter und Dichtung

Zum 100. Todestag am 13. November

Die hier aus Anlaß des hundertsten Todestages des so volkstümlichen Dichters gewählten Texte und Charakteristiken beleuchten durch das Medium maßgeblicher Stimmen das im besten Sinne typisch Deutsche an dieser Gestalt, an diesem tüchtig-nüchternen, zugleich aber herzlich-gemütvollen, beständig-verlässlichen Menschen, der immer und überall im Dienste der Gemeinschaft sein Bestes leisten und geben wollte. Schon Eichendorff hatte in seinen literarischen Schriften und Porträts in Uhland seinen eigentlichen Dichter-Bruder erkannt, obwohl er deutlich sah, daß seine Lyrik, so sehr sie eine höchste Erfüllung romantischen Fühlens und Gestaltens bedeutet, „schon scharf auf der Wetterscheide zwischen der romantischen und der neuesten Zeit“ stand. Das Vermögen, „das Geheimnisvolle der Natur“ wahrzunehmen und zu beschwören, war den wesensverwandten Dichter-Charakteren in ähnlicher Weise eigen. „Des Schäfers Sonntagslied“, lebt es nicht aus demselben religiös gestimmten Naturgefühl und Erlebnis, ist es nicht ebenso Gebet wie Gedicht, wie manche der echtsten lyrischen Schöpfungen Eichendorffs? Diesseits und Jenseits sind hier so unlöslich verwoben wie bei dem schlichten, aber ebenso großen schlesischen Lyriker, der den Menschen in der Welt als Pilger sieht, für den alles Zeitlich-Endliche ein Gleichnis für Ewiges ist. „Es ist mit einem Wort eine durchaus deutsche, das heißt gläubige Poesie, die es noch ehrlich ernst mit sich und ihrem Gegenstand meint und daher unmittelbar trifft wie das Volkslied“. So die Formulierung Eichendorffs, der man nichts hinzufügen brauchte, um seine eigene Dichtung, seine eigene Geistesart zu charakterisieren.

Einigermaßen überraschend ist aber vielleicht, wenn wir uns in diesem Falle die Verschiedenheit der Charaktere vor Augen halten, die durchaus lobende Stellungnahme Heines, dessen scharfer Kritik sonst kaum jemand zu entgehen vermochte. In seiner Charakteristik der „Schwäbischen Schule“, einem Feuerwerk rücksichtslos-einfallreicher Spottlust, bleibt die Gestalt Uhlands unangetastet, ja Heine findet hier nur — in stilistisch glänzend durchgeführter Antithese zu den anderen Dichtergestalten der „Schwäbischen Schule“ — Worte des Lobes und der Anerkennung, wenn er auch, als Jung-Deutscher, darauf verweist, daß eine andere Zeit angebrochen ist, daß vieles, was gestern noch gültig war, nicht mehr zum Leben erweckt werden kann.

Neben dem Dichter ist es aber immer der Mensch, der klare und männlich-starke Charakter, der auch in neueren Darstellungen Beachtung und Anerkennung findet, so in der vorzüglichen, alles Wesentliche aufzeigenden Charakteristik Emil Ermatingers, oder in der in meisterlicher Prägnanz verfaßten Würdigung, die Theodor Heuß im Jahre 1937 geschrieben hat. Die abschließenden Sätze dieses Porträts seien hier angeführt: „Waren die Umrisse seines Menschentums einfach und, bei diesem Führer

der ‚schwäbischen Romantik‘, so unromantisch wie nur möglich, so ging von dieser ruhig-festen Männlichkeit doch eine seltsam bezwingende Kraft aus. Das war das Verlässliche an ihm. Ist sein Erlebnisumfang nicht breit, so ist er echt und in der künstlerischen Form auf den knappsten Ausdruck gebracht, auch dort, wo er in den Balladen mit den Motiven gerne und sicher spielt: eine ‚objektive‘ Lyrik. Hölderlin vor ihm, Mörike nach ihm — in beiden jene Genialität, deren er ermangelt. Aber sein wunderbares Schicksal wurde es, ein Stück Volksbesitz zu werden wie kaum ein anderer deutscher Dichter, so sehr, daß man sich ‚den Deutschen‘ ohne ein Stück Uhland gar nicht vorstellen kann.“

Die innere Begegnung mit einer Gestalt vom ethisch-menschlichen Range eines Ludwig Uhland kann deshalb gerade in einer Zeit, in der, mit Gerhart Hauptmann zu sprechen, die Klamroths, die profitgierigen Geschäfts-Manager, mehr und mehr überhand nehmen, nur wünschenswert und förderlich sein. Wer weiß, ob unser werdendes Europa den Typ des Uhland-Deutschen nicht notwendiger braucht als den innerlich ausgehöhlten, betriebsamen „homo faber“ der bald zum obersten Wert erhobenen Maschinen- und Wirtschaftswelt! h. e.

Eichendorff:

Eine durchaus deutsche, d. h. gläubige Poesie

In Uhland kulminiert die romantische Lyrik. Nicht nur daß er die zerstreuten Klänge, die Tieck einst zum Teil noch wirr und formlos angeschlagen, erst zum wirklichen Liede gemacht; sondern seine Lyrik steht auch schon scharf auf der Wetterscheide zwischen der romantischen und der neuesten Zeit, gleichwie ja Uhland selbst seinem Alter nach (geb. 1787) beiden Geschlechtern angehört.

Allerdings wurzeln seine schönen Lieder, durch die er berühmt geworden, noch in dem alten Boden. Was die ändern nur mystisch anzudeuten gewußt: das Geheimnisvolle der Natur, diese wunderbaren Stimmen einer unsichtbaren Welt, sind bei ihm oft überraschend zu lebendigem Wort und Bild geworden. So die tiefe Sabbatstille der Felder in „Schäfers Sonntagslied“:

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,

Über die deutschen Volkslieder

Von Ludwig Uhland

In den ursprünglichsten Volkszuständen wurzelt eine der deutschen Volkspoese zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenschaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Teilnahme gezogen ist. Dieser Eigenschaft ist schon hier zu gedenken, eben weil sie dem Ganzen zukommt; nicht nur entstammen ihr die besonderen Liederklassen, von denen die vor-

auch durch andere Gattungen, welche dem Gegenstand nach ferner liegen, windet sich, voller oder leichter, dieselbe frischgrüne Ranke. Blättert man nur im Verzeichnis der Liederanfänge, so grünt und blüht es allenthalb. Sommer und Winter, Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel und Waldtiere, Wind und Wasser, Sonne, Mond und Morgenstern, erscheinen bald als wesentliche Bestandteile der Lieder, bald wenigstens im

Noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern.
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

... Alles Menschlichschöne endlich: Liebe, Freundschaft, Tapferkeit, Treue, begrüßt uns hier in dem milden Lichte einer höheren Auffassung, die auch das Alltägliche wunderbar macht, und die wir nur als eine religiöse bezeichnen können, indem sie alle irdische Erscheinung ihrem göttlichen Ursprung zuwendet. Es ist mit einem Wort eine durchaus deutsche, das heißt gläubige Poesie, die es noch ehrlich ernst mit sich und ihrem Gegenstand meint, und daher unmittelbar trifft wie das Volkslied; in dieser Wahrhaftigkeit des Gefühls nur mit Arnims Dichtungen vergleichbar, vollender in der Liedesform als diese, aber beschränkter in dem Umfange ihrer Produktionskraft.

Es ist natürlich, eine so tiefe Innerlichkeit konnte sich in den wichtigsten Lebensfragen nicht leichtfertig oder hoffärtig mit einem oberflächlichen Rationalismus begnügen. Überall vielmehr sehen wir Uhland von einer freudigen Zuversicht persönlicher Fortdauer nach dem Tode, über Lust und Leid emporgehoben wie im „Gruß der Seelen“, „Auf einem Grabsteine“ und anderen Liedern; und es ist kein naturphilosophisches Experiment, noch etwa ein bloßer guter Mann und Weltweiser, sondern der historische Gottmensch Christus, den er anredet: „Du, den wir suchen auf so finstern Wegen, / Mit forschenden Gedanken nicht erfassen, / Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen / Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.“ ... Indem also Uhland, als reicher Erbe auf den Gipfeln der Romantik angelangt, diese in der Hauptsache hinter sich abschließt, greift er von der anderen Seite zugleich schon in die neue Zeit hinaus mit seinen politischen Liedern. (gekürzt)

Aus: Joseph Freiherr von Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. — Bergland-Verlag, Wien.

Hintergrund, oder als Rahmen und Randverzierung. Anfänglich mag ein Naturbild an der Spitze des Liedes, weniger Schmuck als Bedürfnis, der unentbehrliche Halt gewesen sein, woran der nachfolgende Hauptgedanke sich lehnte; die uralten Lieder der Chinesen berühren sich in dieser Form mit den noch täglich aufschießenden Schnaderhüpfeln des bayrischen und österreichischen Gebirges, dort wie hier ist nicht einmal durchaus ein bestimmter Zusammenhang des Bildes mit dem Gegenstand ersichtlich. Die schönsten unserer Volkslieder sind freilich diejenigen, worin Gedanken und Gefühle sich mit den Naturbildern innig verschmelzen; aber auch wo diese mehr in das Außenwerk zurücktreten, selbst wo sie nur noch herkömmlich und sparsam geduldet sind, geben sie doch immer dem Lied eine heitere Färbung; wenn sie völlig absterben, geht es auch mit der deutschen Volksweise zur Neige.

Das angegebene Wahrzeichen ist, wie berichtet, so wenig ein zufälliges, daß im Gegenteil auch hierbei die Kunst des Volkes gänzlich in der Art desselben ihren Ursprung hat. Das altgermanische Sonderwohnen am Quell, im Feld und Holz ergab einen täglichen, trauten Verkehr mit allem, was im Freien sichtbar und regsam ist; dieses ländliche Einzelleben setzte sich im Burgwesen fort, das nur stolzer und weitschauender in Wind und Wolken hinausgebaut war. Von den Einflüssen dieses Naturverkehrs, von der angestammten Wald- und Feldlust, war nun das deutsche Leben auch in allen geistigen und sittlich-geselligen Richtungen durchdrungen. Laut der frühesten Kunde vom religiösen Geist der Germanen, fasten sie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, sondern verehrten ein Unsichtbares im Schatten geweihter Haine; so verwob sich ihnen das heiligste Geheimnis des ahnenden Geistes mit dem Eindruck der tiefgrünen Waldesnacht. Jährlich wiederkehrende Volksfeste behielten auch in christlicher Zeit das Gepräge, den sinnbildlichen Aufschmuck alter Naturfeiern. Das deutsche Recht, wie es zum großen Teil das Eigentum und die Nutzungen an Feld und Forst, Jagd und Weide, Fluß und Teich betrifft, so ist es auch in seinen Bezeichnungen, Formeln, Symbolen voll der lebendigsten Naturanschauung. Von den Künstlern ist es nicht bloß die Poesie, die auf dem Lande und umwaldeten Burgen erwachsen, davon ihre grüne Farbe trägt; der alten Musik wird es nicht an Nachhallen des Jägerschreies und Berghirtenrufs fehlen; aber auch diejenigen Künste, die innerhalb der städtischen oder klösterlichen Ringmauern groß geworden sind, verleugnen nicht das tiefgepfanzte Naturgefühl; die deutsche Baukunst auf ihrem Höhepunkt hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgesetzt, die Malerei hat, während sie dem menschlichen Angesicht den reinsten Seelenausdruck gab, die Hinterwand durchbrochen, die Aussicht in das Grüne aufgetan und dadurch die alte Verbindung des Geistes mit der Natur wiederhergestellt, ja sie hat weiterhin für die Landschaft ein eigenes Fach ausgebildet, in welchem, wie in jenen Götterhainen, der Geist nur unsichtbar seine Nähe fühlen läßt. Es wird im folgenden nachgewiesen werden, wie zur Bezeichnung des irdischen Lebensglückes überhaupt deutsche Dichter im Mittelalter nichts Kostlicheres anzugeben wussten als die Sommerwonne, die unendliche Freude an Blumen und Klee, am belaubten Wald und der duftenden Linde, am Gesang der Waldvögel.

Hat diese Naturliebe als Grundzug des Lebens und der Poesie, sich bei den Deutschen besonders innig und bis in die geistigen Beziehungen nachhaltig erwiesen, so ist sie doch keineswegs ein ausschließliches Vorrecht derselben, sie wirkt in aller Volksdichtung und bekundet sich anderwärts noch in der unmittelbaren Kraft des sinnlichen Ausdrucks, sie beruht in dem allgemeinen

Bedürfnis, das menschliche Dasein in die Gemeinschaft der ganzen Schöpfung gestellt zu wissen. Die Natur ist dem Menschen, der in ihr lebt, nicht bloß nützlich oder schädlich, als nährend, hilfreiche Macht oder als feindliche, zerstörende Gewalt, sie nimmt nicht bloß seine werktätige Kraftanstrengung oder wissenschaftlich seinen Scharfsinn und Forschungstrieb in Anspruch, auch mit seiner dichterischen Anlage, seinem Schönheitssinn findet er sich auf ihre Schönheit, die milde und die erhabene, hingewiesen. Er sucht in ihr nicht bloß Gleichnis, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern, was all diesem erst die poetische Weihe gibt, das tiefere Einverständnis, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat. Es ist nicht die Selbsttäuschung eines empfindlichen Zeitalters, daß Lenzeshauch und Maiengrün, Morgen- und Abendrot, Sonnenaufgang, Mondschein und Sternenglanz

das Gemüt erfrischen, rühren, beruhigen, daß der Anblick des Meeres, daß Sturm und Gewitter den Geist zum Ernst stimmen. Eben die jugendkräftige Poesie der unverbildeten Völker ist von diesen Einwirkungen durchdrungen. Sage man immerhin, der Mensch verlege nur seine Stimmung in die fühllose Natur, er kann nichts in die Natur übertragen, wenn sie nicht von ihrer Seite auffordernd, selbständig anregend, entgegenkommt. Die wissenschaftliche Forschung hat überall den Schein zerstört, der alte Glaube an die götterbeseelte Natur ist längst gebrochen, und dennoch bleibt jene Befreundung des Gemütes mit der Natur eine Wahrheit, das Mitgefühl, das in ihr geahnt wurde, rückt nur weiter hinauf, in den Schöpfer, der über dem Ganzen waltend die Menschenseele mit der schönen Natur zum Einklang verbunden hat und damit sich selbst dem empfänglichen Sinn stündlich nahebringt.

Urhaftes Gestein im Spiegel seiner Namen

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Wenn der Sprachforscher Wilhelm von Humboldt einmal sagte „Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache“, dann läßt sich auch bezüglich der Sprachentwicklung feststellen, daß Schrumpfungprozesse, die den Formenreichtum der alten Sprachen immer mehr einschränkten, der Verarmung des seelischen Lebens entsprachen. Das Wort ist vielfach nur noch Ding-Symbol oder gewisse Lautkomplexe unreissen ein Geschehen, dem wenig schöpferische Funktion zukommt, auch wenn der Philosoph Heidegger wenigstens noch davon überzeugt ist, daß „worthafte Stiftung des Seins“ den Horizont weiten kann. Namen, die wir Personen und Dingen geben, haben heute viel von der Bedeutung verloren, die ihnen ursprünglich eignete, und nur gelegentlich blitzt etwas von dem auf, was der tiefere Sinn ist und mit dem Namen prägnant ausgedrückt werden soll. Die Nomenklatur der Wissenschaft ist der Inbegriff der Benennungen auf den einzelnen Sektoren der Forschung, und „binominal“, mit zwei Worten, das einzelne Objekt nennend, zu kennzeichnen, bedeutet für die Praxis einen nicht zu unterschätzenden Kunstgriff. Wenn wir also z. B. wissen, daß „Campanula“ Glockenblume bedeutet, dann ist mit der Angabe „rotundifolia“ entschieden, daß unter den vielen Arten die rundblättrige gemeint ist. Geschichtlich ist es bedingt, daß die Sprache der Wissenschaft, wenigstens bezüglich der Fachausdrücke, heute noch zum größten Teil lateinisch und altgriechisch ist. Und es fällt beim Studium der wissenschaftlichen Namen auf, daß die ältere Forschergeneration, der wir heute in vielen Fällen die Priorität zusprechen müssen, meist sehr nüchtern bei der Nomenklatur vorging, an äußere Merkmale sachlich anknüpfte und damit zu Bezeichnungen gelangte, die weit davon entfernt sind, poetisch zu sein oder etwas vom eigentlichen Wesen des Namensträgers (nomenomen sagten dafür die alten Römer) zu ver-raten.

Die wissenschaftlichen Benennungen hinsichtlich der Gesteine und Minerale sind, wie eigentlich zu erwarten, recht prosaisch und auf Außerlichkeiten des Fundorts, des Verhaltens und Aussehens oder sonstiger differenzierender Umstände abgestellt. Aber es gibt einige Namen und Bezeichnungen, in denen sich Wesenhaftes verrät und die deshalb mehr aussagen, als ihrem Klassifikationsmerkmal entspricht. Hans Müller hat in einem stimmungsvollen Aufsatz der „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ versucht, die „Urgebirgslandschaften“ seelisch und damit ohne viel Ballast der wissenschaftlichen Beschreibung und Erklärung zu erfassen. Er erlebt

die urhafte Landschaft und gewinnt aus der Begegnung die Einsicht, daß „Psychologie“ zur „Geologie des menschlichen Innenlebens“ werden kann. Diese Auffassung zu ergänzen und aufzuzeigen, wie in einigen Namen des Gesteins das Wesenhafte sich verrät, das gestaltende Prinzip hinter den Erscheinungen, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein.

Man kann Tiere und Pflanzen an Hand der Merkmale eindeutig bestimmen, die in Tabellen oder Bestimmungsbüchern angegeben sind. Nach dem natürlichen System erkennt man so die oben erwähnte Campanula zunächst als zweikeimblättrige Pflanze, dann als Kraut mit doppelter Blütenhülle und verwachsenblättriger Blumenkrone. Nach etlichen Zwischenstufen der Diagnose ergibt sich die Familie der Glockenblumengewächse und es ist nun zu untersuchen, ob die Blumenkronenzipfel schmal, die Blumenkrone glockig, der Stengel niederliegend, der Griffel am Grunde ohne Scheide ist. Hat man so herausgefunden, daß Campanula in Frage kommt, dann entscheiden zuletzt die Buchten der Kelchzipfel, die Blütenanordnung in Trauben oder Rispen und die Blattform darüber, daß es sich um die Campanula rotundifolia handelt. Dieses grundsätzliche Verfahren nun auch zur Bestimmung der Gesteine anzuwenden, gelingt nur zu einem bescheidenen Teil. Denn ein Stein ist kein Individuum mit sicheren Einzelmerkmalen, sondern ein Bruchstück aus einem großen Felsverband, aus einem Kollektiv, für das auch die chemische Analyse nicht immer entscheidend ist. Denn Ton z. B. hat fast die gleiche chemische Zusammensetzung wie der von ihm grundverschiedene Diorit. Die Riffe der Südsee, die sich von einander gesondert über das Wasser erheben, hängen submarin miteinander zusammen und machen deutlich, daß „Kollektiv“ die gemeinsame Basis bedeutet. Es ist mehr als ein Vergleich, wenn die Tiefenpsychologie vom Kollektivbewußtsein spricht und damit andeutet, daß gemeinsame Tiefenschichten der Seele die Individuen, die in der „Sonderung“ lebenden Menschen, miteinander verbinden. Und die Analogie zeigt sich auch darin, daß die Kollektivschicht bei Mensch und Stein die primitivere, die urtümliche ist, die zum Quellpunkt des späteren „Aufstiegs“, beim Gestein der Eruptionen, wird. Den Namen „Urgestein“ und „Urgebirge“ für die ältesten Formen hat die Wissenschaft heute aufgegeben und operiert nun allgemein mit dem Begriff „Grundgebirge“. Man kann aber, um das Primäre, Anfängliche deutlich zu machen, von „urhaftem Gestein“ und von „urtümlicher Landschaft“ sprechen.

Der Kreislauf des Wassers ist uns wohl bekannt, auch sonst kennen wir zyklische

Rhythmen mancher Art. Die Antike war mit dem mathematischen Begriff „unendlich“ noch wenig vertraut und hat sich wahrscheinlich noch nicht die Gerade als den Kreis mit dem Radius „unendlich“ vorgestellt. Wenn Heraklit sagte, „panta rhei, alles fließt“, dann war für ihn wohl ein Stück Wasserlauf das Modell und damit zeitlich und räumlich ein Ausschnitt aus einem als solches noch nicht erkannten Kreisgeschehen. Diese Feststellung ist für uns beim Betrachten der Gesteine insofern wichtig, als wir das Einzelobjekt sozusagen linear sehen, d. h. nicht als Ausschnitt aus einem riesigen Kreislauf erkennen. Die Abfolge der geologischen Schichten pflegen wir als kettenförmiges Aufsummiertes innerhalb großer Zeiträume und wohl nicht als Phasen eines zirkulären Geschehens zu betrachten. Es gibt aber einen in seinen Stationen „versteinerten“ Kreislauf der Materie und die Wissenschaft benützt, um das Gestein zunächst im Großen klassifizieren zu können, drei Stadien des riesigen Zyklus zur Kennzeichnung der jeweiligen geologischen Produkte. Der aufsteigende Teil des Gesteinskreislaufes heißt der eruptive; der obere, kulminierende ist der sedimentäre, der absteigende der metamorphe. Dabei ist zu beachten, daß den diese Vorgänge erforschenden Geologen und Chemikern sozusagen erst im dritten Akt des Dramas das Wort erteilt wird. Was nämlich dem Manifestwerden, der Verwirklichung in der Materie, praktisch also der Verdichtung zu Gesteinen vorausgeht, ist esoterischer Art. Goethe sprach „vom Wesen in die Erscheinung treten“ und damit von der Rückkehr zum Wesenhaften, wenn sich die Gesteine wieder auflösen oder im Herbst die Blumen verwelken. Daß dies nicht endgültige Vernichtung bedeutet, wissen wir genau: Der Stein kehrt, wenn auch „metamorphisiert, verwandelt“, wieder, und im Frühjahr machen wir phänomenologische Studien bei der Rückkehr des Lebendigen in Form von Spießen und Blüten der Pflanzen.

Ein Stein ist etwas Stoffliches, eine Substanz. Durch Erwärmung können wir feste Körper in den flüssigen und dann gasförmigen Aggregatzustand überführen. Bei der gedanklichen Fortsetzung des Experiments gelangen wir zu dem, was Spinoza und andere Philosophen die „Substanz“ nannten, zu einem geistigen Prinzip, das das Beharrende im Gegensatz zu den wechselnden Zuständen und Eigenschaften ist. Und Prälat Oettinger kennzeichnete die Umkehrung des Vorgangs, das „vom Wesen in die Erscheinung treten“, die Verdichtung aus dem Geistigen heraus bis hinein in die feste Stofflichkeit mit den Worten „Die Materie ist das Ende der Wege Gottes“. Was der Geologe an den Anfang setzt, die magmatischen Erstarrungsgesteine, ist nicht der Urbeginn, aber eine frühe Station der Steinwerdung. „Magma“, wörtlich Teig oder knetbare Masse, ist die mehr oder minder flüssige Gesteinsschmelze in den Oberschichten der erstarrenden Erdkruste. „Plutonite“ (nach Pluto, dem Gott der Unterwelt) heißt man das Tiefengestein, das nicht bis zur Erdoberfläche vordrang, während die „Vulkanite“ (nach Vulcanus, dem Feuergott) bei der „Eruption“, bei dem Ausbruch, zur Oberfläche vordrangen und die Ergußgesteine bildeten. Der „Batholith“, wörtlich Tiefenstein, ist der Magmastock, während der „Lakkolith“ (lakkos = Grube) eine seitliche Abzweigung eines Magmanestes ist. Man kann sich vorstellen, daß die Plutonite und Vulkanite teilweise erstarrten und in deren Risse nun nach den meist granitischen Eruptionen und nach der chemischen Differenzierung des Grundmagmas in veränderte Teilmagmen Material eindrang, das man Spaltungs- oder Ganggestein nennt. Diese Namen dürfen nicht in dem Sinne mißverstanden werden, daß das Restmagma „gängebildend die Gesteinsspalten füllte“: Gemeint ist vielmehr das chemische Abspalten der

Teilmagmen vom Muttermagma, mit dem sie aber verwandt blieben.

Der Granit ist der Prototyp des Grundgesteins. Er setzt sich aus Quarz, Feldspat und Glimmer in wechselnder Vermengung zusammen und findet sich in fast allen geologischen Formationen. Im Gesteinskreislauf bedeutet er den Anfang und das Ende; denn was an die Erdoberfläche gelangte, wird zum Sediment (sedes = Sitz, Schicht), zur sich verfestigenden Ablagerung, die durch Alterung, Entwässerung, Diagenese (nachträgliche chemisch-physikalische Veränderung) zum Verwitterungsprodukt wird und weiterer Metamorphose entgegengeht. Die Sedimentgesteine gelangen nämlich erneut in die Tiefe in Zonen der Temperatur- und Drucksteigerung und eines veränderten Chemismus und es setzt die „Metamorphose, die Verwandlung“ ein, die nach neueren Forschungen eine „Granitisierung“, eine Rückkehr zu ähnlichen Magmaformen bildet. Dabei braucht die festgestellte Änderung des Mineralbestandes nicht immer auf extreme Temperatur- und Druckverhältnisse zurückzugehen, hat man doch insbesondere bei den Metallen die Änderungen des Kristallgefüges in „fester“ Lösung, also nicht bei flüssigem Material, studiert. Meist jedoch tragen die durch Hebungsvorgänge wieder hochgekommenen Metamorphite Spuren kräftiger Pressung und Fließbewegung bei entscheidenden Umkristallisationen an sich, so daß man von kristallinen Schiefen, Gneisen (von Gneist = Funke?) und Phylliten (phyllon = Blatt, blättriges Material) spricht.

Was hat es nun mit dem Namen „Granit“ auf sich? Ursprünglich wollte man zweifellos nur sein körniges Gefüge charakterisieren, denn granum bedeutet Korn. Ein Korn ist aber in seiner Idealgestalt eine Kugel und wie Hauschka in seiner „Substanzlehre“ darlegte, eine Kugel kann man sich statisch aus ihrem Zentrum, aber auch dynamisch aus dem Umkreis durch die einen Hohlraum umschließenden Tangentialebenen entstanden denken. Quarz, der Festigkeit verleihende Bestandteil des Granits, ist als Silikat der „dynamische Lichtträger Kiesel“, während Kalk als „trockener, statischer Gegenspieler“, den Gestalter aus dem Mittelpunkt bedeutet. Für das Wort Quarz hat man übrigens verschiedene Erklärungen: Bergmännisch soll es Quererz bedeuten (Erzgänge quer durchschneidender Quarz); im Wendischen heißt „Quertz“ Zwerg, den Bergkristall schützender Bergegeist; endlich kann „Gewarz“ auf das warzenartige Aussehen des Quarzes im Granit hinweisen. „Feldspat“ geht zurück auf „Fels“ und spat = Spaltbarkeit; „glimmern“ heißt glänzen. Im Granit bildet der Quarz das Feste, der Glimmer das Zerbröckelnde, während „das Herz“, der Feldspat, die Polarität ausgleicht. Nach Hauschka ist „Stoff“ nur eine irdisch fixierte Daseinsstufe makrokosmischer Prozesse und er nennt demgemäß das Tierkreiszeichen Waage die Heimat des Kalkprozesses, während der Widder „die Urbilder hereinnimmt“ und dem Kiesel das Hautartige, den Lichtspeicherprozess zuweist. Das Grundgebirge, z. B. als Rückgrat des Alpenmassivs, hat etwas Urtümliches, sozusagen Vegetatives, und ist „in seinem Denken abgeklärt“, während der skelettbildende Kalk gleichsam „impulsiver, nervös, zerfahrener Wille“ ist.

Daß die Schulwissenschaft mit solchen Ausdeutungen nicht viel anzufangen weiß, ist nicht überraschend, beschränkt sie sich doch auf die Außenseite der Dinge und will sich auf rein materieller Ebene nützlich erweisen. Ihre Namengebung ist, wie schon erwähnt, meist nur exoterisch und so führen die Gesteine des Grundgebirges und deren Mineralbestandteile Bezeichnungen, die an äußere Merkmale in der Mehrzahl der Fälle anknüpfen. Gesteine sind aus Mineralien zusammengesetzt; die meist in Kristallform und chemischer Konstanz auftretenden Minerale sind Naturstoffe, die sich

sprachlich (mina = Erzgrube) als „minerales, zum Bergwerk gehörig“ ausweisen. Die Eruptivgesteine (eruptio = Ausbruch) kann man in die schon erwähnten Plutonite (altes Tiefengestein) und Vulkanite (Ergußgestein älterer und jüngerer, etwa tertiärer Epoche) einteilen. Sprachlich interessieren beim Tiefengestein die Namen Granit, Syenit (Syene = Assuan in Ägypten), Diorit (diorizein = unterscheiden, nämlich vom Granit) und Gabbro (eine toskanische Steinmetzbezeichnung). In der älteren Ära der Vulkanite wird aus Granit der Quarzporphyr (porphyros = purpurfarben), aus Syenit der Porphyr, aus Diorit der Porphyrit und aus Gabbro der Diabas. „Diabasis = Übergang“ kann die Verwandlung in grundlich verwittertes Gestein bedeuten oder auch den Durchbruch anderer Gesteine durch den Diabas in den Eruptionsschloten. Neovulkanisch, also junges Ergußgestein, ist der Liparit (liparos = glänzend; helles Gestein der Liparischen Inseln) als Abkömmling des Granits. Auf den Syenit geht der Trachyt zurück (trachys = rau; poröses Gestein), auf den Diorit der Andesit (Porphyrite aus den Anden) und auf den Gabbro der Basalt (aus dem Afrikanischen latinisiert „basaltus“; oder aus „Basanites“ nach Basan in Syrien).

Die Minerale, die im Grundgebirge gesteinsbildend sind und teilweise auch in den Metamorphiten wiederkehren, haben ihre Namen meist auch nach äußeren Merkmalen erhalten. „Hornblende“ z. B. geht auf die Bergmannsbezeichnung horn = hart, steinig zurück, und „Blende“ ist der Blender, der erzähnliche Minerale vortäuscht, aber kein Metall liefert. Augit bedeutet „Glanz“, während sein zweiter Name „Pyroxen“ = feuerfremd auf die irrtümliche Annahme hinweist, er sei nicht aus dem Magma, sondern aus wässriger Lösung auskristallisiert. „Nephelin“ bedeutet wörtlich „wolkgetrübt“, während „Leuzit“ auf Leukos = weiß zurückgeht. „Olivin“ hat es mit Olivgrün zu tun, während „Granat“ auf die Farbe des Granatapfels zurückgeht. Die „Orthogesteine“ unter den Metamorphiten haben magmatischen, die „Paragesteine“ sedimentären Ursprung. „Orthoklas“ ist alter Kalifeldspat, während jüngerer „Sanidin“ genannt wird. (sanis = Tafel; als helles Material auch „Eissspat“ genannt). Unter „Plagioklas“ versteht man den Natron-Kalk-Feldspat.

Man könnte sagen, wer den Namen hat, hat die Sache. Und wer alle die fremdsprachlichen Fachausdrücke der Gesteinskunde kennt und zu erklären versteht, sei nun Experte auf dem Gebiet der Geologie und Mineralogie. Daß dem nicht so ist, braucht nicht erst erklärt zu werden, man darf aber auch nicht verschweigen, daß das Wort, d. h. die Sprachstudie, eine Tür öffnet zum tieferen Verständnis der Objekte und Vorgänge, die man zunächst schulmäßig-äußerlich betrachtet. Und es gab etliche Philosophen, die davon ausgingen, daß es wirklich Totes in der Welt gar nicht gebe, daß also z. B. auch der Stein beseelt sei. Die Inder drücken es so aus: Gott schläft im Stein, atmet in der Pflanze, träumt im Tier und erwacht im Menschen. Und eben dieser Mensch erlebt nun die Landschaft, zunächst weitab von jeder Wissenschaft. Er legt seine Begegnungen und Erfahrungen in der Sprache nieder, gelangt, wie es Stefan George ausdrückte, „in der Dichtung zum endgültigen Ausdruck eines Geschehens“ und macht mit den wissenschaftlichen Bezeichnungen die Dinge der Welt geistig verfügbar. Man muß dann nur entdecken, daß die Sprache ein weiter Denkraum ist, so urtümlich, wie das Gestein des Grundgebirges, und so kultiviert wie mancher das Wesen bergende Name von Naturobjekten, die bei den Abenteuern des menschlichen Geistes auch zu einer inneren Wirklichkeit werden können.

Von den Fluren um Streichen

Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

In diesen Schichten haben die Wasserläufe und Quellen, die von allen Seiten kommen, leichte Arbeit. Wie die gespreizten Finger einer Hand greifen sie in die umrandende Stufenfläche und in die kleineren Zwischenstufen. Engräumige Abschnitte wechseln mit Talweitungen, besonders dort, wo Nebentäler einmünden. Von den hohen Abhängen des Hundsrückens, Irren- und Wünschberges kommen längere ergiebige Wasseradern, die einem Quellhorizont unter den krönenden Weißjurakalken entspringen und die Braunjura-Stufenfläche aufgeschnitten und ausgeräumt und das unruhige, abwechslungsreiche Landschaftsbild geschaffen haben.

Der am Fuße des Hundsrückens und bei Dürrwangen in die Eyach mündende Bach hat verschiedene Namen. An der Mündung heißt er nach dem aus dem Wannental kommenden Nebenbächlein „Schalksbach“, von Stockhausen bis Zillhausen „Büttenbach“ (Name von der Form und Gestalt einer „Butte“) und oberhalb Zillhausen und nach Einmündung des von Osten kommenden Roschbachs „Hinterer Bach“. Dieser bildet sich aus dem von Streichen kommenden „Aubenbach“ (früher Auenbach) und dem „Betzighofer Bach“, der seinen Namen nach einer abgegangenen Siedlung trägt (s. unten). Die ziemlich abgerundete Markung Streichen mit 274 ha umfaßt im wesentlichen das Einzugsgebiet der beiden zuletzt genannten Bäche und ist die drittkleinste des Kreises. Ihre Grenzen sind im Westen und Norden natürliche Scheiden, im Süden der Betzighofer Bach, während sie im Osten im „Uhental“ von der Zillhauser-Markung eingefaßt wird. Viele Grundstücke der Streichener liegen auf Zillhauser und Pfeffinger Markung.

Von den Flurnamen

In der Form der Grundstücke herrschen die schmalen und kurzen Streifen vor, nur im Flurteil „Schafäcker“ sind größere Gewanne vorhanden. Heute liegen Äcker und Wiesen in bunter Mischung durcheinander. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts ist die Dreifelderwirtschaft mit den 3 Zelgen „vor Hewen“, „Stumpen“ oder „Renning“ oder „Brüchten“ und „Reitin“ oder „Geißberg“ bezeugt. Schon diese Flureinteilung zeigt, daß das Gelände unter dem Geißberg die besten Äcker der Markung aufweist. Jedoch wird der Ackerbau wegen der geländebedingten Schwierigkeiten stets nur einen Notbehelf zur Deckung des Eigenbedarfs dargestellt haben, denn zu der Ungunst des Geländes kommen noch die schweren Böden. Die Zahl der Gespanntiere lag daher früher sehr hoch. Um das Jahr 1800 wurden in dem kleinen Streichen nicht weniger als 13 Pferde und 40 Paar Ochsen eingespannt.

Die kleinen Parzellen brachten Schwierigkeiten und oft Streitigkeiten wegen des Überfahrtsrechtes und auf den „Anwandeln“ (Schmalseite der Äcker zum Wenden des Pfluges), die immer wieder neu geregelt und geschlichtet werden mußten (s. unten). Die Nutzung des Bodens als Wiesen und Weiden war am geeignetsten.

Von den Allmenden heißt es 1609: „Am Vorderen Streicherberg (Hundsrückens), um welchen ringsum Allmend liegt, tauscht Melchior 2 Jauchert Acker und 1604 auf der Allmend die Viehweide „uf der Linden“ genannt und 1598 „die Allmandstraße fangt an bei der Zehntscheuer und geht bis zur Zillhauser Bahn“. Heute ist sie durch Umbruch und seit dem 18. Jahrhundert durch Aufforstung stark vermindert. Auch im Flurteil „Hinterhauen“ wurden in den letz-

ten 100 Jahren in manchen Grundstücken Nadelbäume eingesetzt.

Daß in früherer Zeit die Weide eine wichtige Rolle gespielt hat, zeigen die verschiedensten Flurnamen. In „Über des Weilers Streichen Balinger Amts Weg, Steg, Straßen, öffentliche Lugg sowie andern habenden Freiheiten, Rechten und Gerechtigkeiten“ von Anno 1598 sind eine ganze Reihe solcher Flurnamen aufgeführt, und zwar Weidegrund für Pferde, Vieh und Schafe. Die Frühlings-, Sommer- und Herbstweide war genau eingeteilt. Da ist von einer „Lämmerweide“ die Rede bei der Wiese von Hans Höllins Wittib. Wann der Ösch gegen den „Rawen Wiesen“ (Rauhe Wiesen) im Brach liegt, sind alle diejenigen berechtigt mit Heu und Mist über die Brache zu fahren bei der „Roßweide“ bei Katharina Hans Hellins Scheuer. Als anspruchslose Weidetiere wurden früher viele Geißen gehalten. Auf die Geißzucht bezieht sich der Name „Geißberg“. Die „Stelle“ war ein kleines, umzäuntes Weidestück, auf der das Vieh an einer durch Hecken und Bäume geschützten Stelle zur Ruhe untergestellt wurde. Die dorfnahe Nachtweide war der „Auchtert“ für das Zugvieh, das tagsüber arbeiten mußte und in der Nacht oder am frühen Morgen die Weidestücke bezog. Der Pferch, die eingefriedigte Ruhestätte für Schafe, die das Feld düngen, kam auf die „Schafäcker“. Der „Schelmenwasen“, schon 1598 erwähnt, war die Stelle, wo gefallenes Vieh und Pferde verlochert und vergraben wurden.

Der Name „Streichen“, der um 1134 erstmals urkundlich erwähnt wird, als Udhilde, comessa de Zolron, Tochter des Grafen Eginno von Urach und Gemahlin des Grafen Friedrich von Zollern, u. a. eine Hube zu „Striche“ und ihr Sohn Gottfried von Zimmern vier Mansen „apud Strichin villam“ dem Kloster Zwiefalten schenken, ist noch nicht geklärt. Vielleicht bezeichnet er die Lage oder die besondere Eigenart eines Flurteils wie anderwärts, wo es vom mhd. strichen, sich hinziehen, sich in die Länge erstrecken, abgeleitet wird. Auf jeden Fall handelt es sich um eine Ausbausiedlung, die zunächst nur aus 4 Höfen bestand (s. oben: „Weiler“ Streichen noch 1598).

Auch Betzighofen, das seit 1496 in einem Flurnamen (Bötzkofen, später Betzighofen) auftritt, aber aller urkundlichen Nachweise entbehrt, dürfte eine solche Siedlung gewesen sein, die auf eine grundherrliche Anlage zurückgeht und um 800 bis 850 gegründet wurde, während das benachbarte Zillhausen schon 793 in einer Urkunde erwähnt wird.

Um Ackerland zu gewinnen, muß um Streichen gerodet worden sein. Wurde der Wald niedergebrannt, was wohl mehr den Eichen- und Buchenwald als den Tannenwald betraf, oder wurden bei der Holznutzung Gipfel, Äste und Zweige abgehauen, so konnten Stumpen (Baumstümpfe) zunächst noch im Boden bleiben wie in der Zelge „Stumpen“ oder „Briecht“ (kommt auch bei Stockhausen vor, sehr wahrscheinlich von Briech = sumpfiger Boden), die aber heute größtenteils bewaldet ist. Auch der Zelgenamen „Reitin“ deutet auf Land, das durch Ausgraben von Bäumen, Büschen und Wurzelstöcken urbar gemacht wurde. 1598 werden schon im „Hau“ (ein Waldstück durch Aushauen ebenfalls urbar gemacht) und „Hinterhauen“ (mhd. helen = brennen) genannt. Wir sehen immer wieder Namen, die darauf hindeuten, wie Land in Nutzung genommen wurde.

Die Bedeutung des Ackerlandes drückt sich bei Streichen mit seinen schweren, naßkalten Böden besonders in den Flurnamen

aus, indem das Wort Acker immer als Grundwort verwendet wird. So haben wir „Hofäcker“, „Schafäcker“, „Aubenäcker“ (von Au s. Wiesen), „Besenäcker“ (1598: „Höllins Wittib soll durch ihre Gärtlein beim ‚bösen Acker‘ mit Heu und Mist fahren lassen), „Gassenäcker“, „Reitäcker“ (von Reute s. oben). Also auch hier für das ertragsarme, mit Fehlern und Mängeln behaftete Anbauland wurden treffende Namen gegeben. Der weit nach Süden vorspringende Sporn des Hundsrückens mit seiner starken Weißjurashuttdecke wurde wegen der vielen Steinbrocken „Stein“ benannt. Eine rechtliche Sonderstellung nahm die „Breite“ (1598 Braithig) ein, die ursprünglich zum unten genannten Maierhof gehört haben dürfte und in der Regel dorfnahe gelegen war.

Der „Brühl“ war sumpfiges Wiesenland, ebenfalls von bedeutender Ausdehnung, in der Niederung gelegen, wie auch die „Au“ (1598 „in der Au“) Wiesen am Wasser sind und die „Brunnenwies“ eine Quelle hat. Über das „Bruckwieslein“ des Jakob Hauser wurden 1598 die Überfahrtsrechte geregelt. Die Wiese in „Dirlewangen“ gehörte den Heiligen von Dürrwangen, die 1565 ein kleineres Gut in Streichen besaßen. Die unebenen, weniger ertragreichen „Rawen Wiesen“ (Rauhen Wiesen) haben bei weitem nicht den Grasertrag wie die Talwiesen. An den Hängen liegen auch die „Bittenwiesen“ und die „Baumwiese“ mit Obstbäumen, Streichen gehört heute zu den Gemeinden des Kreises mit der höchsten Obstbaumdichte (33 Bäume je ha landw. Nutzfläche). Schon 1598 wird eine Flur im „Bomgart“ genannt. Einzelne Espen (Zitterpappeln) dürften auch früher die wasserreichen Wiesen in der Nähe der „Geißwiesen“ auf „Aspen“ gehabt haben.

„Hinterwiesen“ hieß im 13. Jahrhundert „Schlöble“. Noch im 19. Jahrhundert waren auf dieser Flur Spuren eines Gebäudes. In der Oberamtsbeschreibung von 1880 heißt es: „Am Ort Spuren eines ehemaligen kleinen Schlosses, im ‚Schlöble‘ genannt, ein mit einem Graben umgebender 26 Schritt im Geviert haltender erhöhter Platz mit Spuren von Fundamenten, dabei ein Brunnen“. Vermutlich war hier das Adelsgeschlecht der Strichen ansässig, die im 15. Jahrhundert als lehensfähige Bürger in Ebingen und Bitz saßen.

Der Grundbesitz in Streichen gehörte um 1340 fast ganz den Rittern von Schalksburg, die als Inhaber einer Burg, sehr wahrscheinlich auf dem „Bürgle“ oberhalb des Friedhofs, wohl auch die Ortsherrschaft ausgeübt haben. Burkhard und sein Neffe Haintzli von Schalksburg verkauften am 27. 4. 1347 mehrere hiesige Güter, wie das Morharts-, Schademanns-, Agnesen-, der Recherin-Gut an Hiltpolt Maier von Wurmlingen um 44 Pfd. Heller, worauf Maier den 20. 8. 1348 diesen seinen Erwerb unter Verzicht des Grafen Friedrich von Zollern auf die Lehensherrlichkeit des Morhartsgut dem Kloster eignete und ein zwischen Burkhard und dem Kloster Beuron wegen dieser Güter entstandenen Streit unter Mitwirkung des Grafen Friedrich von Zollern, des Ritters und Kirchherrn, den 26. 12. 1372 verglichen wurde (Mon. Zollerana). 1366 gibt Burkart der Ältere von Schalksburg seiner Tochter Agnes, Klosterfrau zu Stetten, seine Wiese zu Streichen, die man den „Brachacker“ nennt, neben „Huntzentel“, und seine Gattin Beth von Isenburg schenkt ihre Morgengabe ans Kloster: den Behemshof in Streichen, den man nennt des Malers Hof.

(Schluß folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Friedrich Roemer: Das Tausendjährige Reich

Viele Veröffentlichungen der vergangenen Monate haben sich damit beschäftigt, einen kritischen Rückblick jener Ereignisse zu geben, die am Anfang der Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich zugetragen haben. Immer wieder ist man versucht, die Krönung Otto I. zum römischen Kaiser von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehend kritisch zu überprüfen und entsprechend darzustellen. Auch der Leserschaft unserer Heimatkundlichen Blätter soll jene Zeit nicht verborgen bleiben; sie soll sich daran erinnern, daß seitdem 1000 Jahre vergangen sind, die überreichlich erfüllt waren mit historischen Ereignissen und letzten Endes in einem tragischen Zusammenbruch endeten.

An der Größe der Persönlichkeit des ersten Herrschers dieses unseres Reiches wird niemand zweifeln. Es wird aber bei aller Kritik der politischen Folgen und der Betrachtung der damaligen Zeitläufe nicht zu umgehen sein, daß man verschiedene Ansichten über den Wert und Nutzen der Kaiserkrönung im Jahre 962 haben kann. Es scheint ein wenig in Mode gekommen zu sein, liegt aber auch durch die Erschließung neuer Quellen und durch ein vertieftes und verbreitetes Studium der gesamteuropäischen Geschichte jener Jahrhunderte gegenwärtig vielleicht an dem, zu sagen, daß auch der gesamte unglückselige Verlauf der deutschen mittelalterlichen Geschichte damals seinen Anfang genommen habe. Es scheint nämlich keineswegs der Fall gewesen zu sein, daß die europäischen Staaten die Erhebung Otto I. zum römischen Kaiser etwa mit der gleichen Genugtuung zur Kenntnis genommen hätten, wie es bei der Wiedererrichtung des weströmischen Kaisertums durch Karl den Großen im Jahre 800 sicher der Fall war. Eine nähere Betrachtung der zwischen den beiden weltgeschichtlichen Ereignissen liegenden 162 Jahre erklärt dies nicht nur aus literarischen Zeugnissen, sondern auch aus den politischen Gegebenheiten, die sich stark verändert hatten. Auch der gebildete Laie darf die Zeit der verschiedenen Nachfolger Karl des Großen in Mittel- und Westeuropa nicht nur als eine rasche und uninteressante Folge verschiedener Herrscher auffassen, die im großen ganzen in die unglückseligen äußeren Verhältnisse der Kriege mit Slawen, Ungarn, Normannen und Sarazenen geraten waren, sondern er muß auch die immer stärker gewordene Auseinanderentwicklung der europäischen



Otto der Große. 936—973.

Völker unter sich selbst berücksichtigen; aus Stämmen entstanden Nationen. Lediglich die Kirche war noch ein alle gemein-

sam verbindendes Ganzes und betrachtete sich als Hüterin der imperialen Idee.

Die Abneigung gegen die Reichspolitik der deutschstämmigen Kaiser im frühen und hohen Mittelalter nahm sicher im Jahre 962 ihren ersten deutlichen Anfang. Die Westfranken, die Italiener, aber auch Engländer und Spanier hatten sowohl damals wie in der Folge keine Neigung, sich dem Imperator germanischer Herkunft zu beugen. Trotz aller inneren Schwäche im frühen Mittelalter konnten die Staaten, die außerhalb der Grenzen des deutschen Königreiches lagen, nicht dazu gebracht werden, sich einer universalen Oberherrschaft, wie sie noch unter Karl dem Großen beinahe selbstverständlich war, zu fügen.

Andersens ist die Frage, ob irgend ein bedeutender Herrscher, der noch mit den dazugehörigen Machtmitteln ausgerüstet war, es damals abgelehnt hätte, nach der Kaiserkrone zu greifen. Es bestand, wenn man überhaupt an eine solche Möglichkeit denken wollte, für den Herrscher eines Großstaates wie „Germanica“, kaum eine andere Wahl, als diese gebotene Gelegenheit wahrzunehmen. Man darf jene Zeiten nicht mit dem kritischen Verstand unseres Jahrhunderts betrachten, sondern muß wissen, daß Italien und Rom immer noch ein erstrebenswertes Ziel machtpolitischer wie moralischer Art waren und daß etwa Gedankengänge, wie die der Kolonisation des Osten, gegenüber anderen Erwägungen bedeutungslos gewesen sind. Wenn auch die Stadt Rom schon lange nicht mehr der politische Mittelpunkt des Erdkreises war, war doch ihr Besitz die Voraussetzung zur Herrschaft über die Christenheit. Ungeachtet aller dieser Betrachtungen, der Für und Wider von damals wie heute zu dem bewußten Schritt zur Weltherrschaft bleibt die Erhebung Ottos I. zum römischen Kaiser — und nunmehr „Deutscher Nation“ — eines der schicksalsschwersten, aber auch glanzvollsten Ereignisse deutscher Geschichte. In dem nachfolgenden Aufsatz soll daran erinnert werden.

Otto I., der Große

Von Kurt Rockenbach

* 912 Nov. 23 (Wahlhausen im nordthüringischen Helmegau); rex 936 Aug. 8 (Aachen); imperator 962 Febr. 2 (Rom);
 † 973 Mai 7 (Memleben); □ Magdeburg, St. Moritzkirche, an der Seite seiner ersten Gemahlin;
 ○ 1: 929 mit Editha (Quedlinburg), Tochter Eduards d. Alt. (901—925) des Königs von England unter den Angelsachsen; † 946;
 ○ 2: 951 mit Adelheid (Pavia), Tochter Rudolfs II. (912—937), des Königs von Burgund, seit 950 Nov. 23 Witwe Lothars von Provence, des Königs und Mitregenten Hugos von Italien; * 931, † 988 Dez. 16 (Kloster Seiz a. Rh., Elsaß).
 □ ebenda.

„Sacrum Imperium Romanum Nationis Germanicae“

Tausend Jahre sind vergangen, seitdem am 2. Februar 962 jenes denkwürdige und folgenschwere Ereignis zu Rom stattfand:

Otto, seit fast 26 Jahren deutscher König, empfing aus den Händen des Papstes Johannes XII. die Kaiserkrone und das Kaiserschwert. Auch seine hohe Gemahlin, Trägerin schwäbisch-hochburgundischen, aber auch welfisch-sächsischen Blutes, wurde gesalbt und gekrönt. Die merkwürdige, unseelige Schöpfung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ war dadurch geschehen. Otto, der Sohn Heinrichs, des ersten deutschen Königs aus sächsischem Herzogsgeschlecht, stand damals im 50., Adelheid im

Erläuterung für die Abkürzungszeichen
 * = geb.
 ○ = verheir.
 † = gest.
 □ = begraben - beigesetzt oder Grabmal (Ort)

31. Lebensjahr. Bereits ein Jahr zuvor war ihr Sohn Otto, der dritte Sproß von vier Kindern aus dieser Vermählung und spätere Kaiser Otto II., im Alter von sechs Jahren zum deutschen König gekrönt worden. Fünf Jahre später wurde dieser, noch zu Lebzeiten seiner Vaters, am 28. Dezember 967 in Rom von Papst Johannes XIII. zum deutschen Kaiser gekrönt.

Von Pipin an gerechnet, war Otto der Große der 17. Herrscher über das Altreich. Fast 37 Jahre währte die Ära seiner Regierungstätigkeit. Wenig über elf Jahre und drei Monate herrschte er als Kaiser. 55 Würdenträger folgten ihm auf dem Thron dieses Reiches, das nach 844 Jahren und 6 Monaten mit der Niederlegung der Kaiserwürde durch Kaiser Franz II. am 6. August 1806 formell endete. Von da an führten Franz und seine Nachfolger den Titel „Erbkaiser von Österreich“, welche Würde er schon am 14. Aug. 1804, also noch vor der Krönung Napoleons, angenommen hatte. Das unter den siegreichen Fahnen der vereinigten deutschen Stämme im Deutsch-Französischen Krieg am 18. Januar 1871 in Versailles ausgerufen spätere deutsche Kaiserreich erstreckte sich über einen nur verschwindend kleinen Teil des ehemaligen Großreiches. Es bestand nicht ganz 48 Jahre bis 1918 unter den preußischen Königen, den deutschen Kaisern Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II.

Die Idee der Gründung eines „Sacrum Imperium Romanum Nationis Germanicae“ als Nachfolge auf das 476 zerstörte weströmische Kaisertum machte sich erstmals bei der Übertragung der römischen Kaiserwürde auf Karl den Großen (800 Dez. 20) geltend. Aber erst infolge der ständigen Vereinigung der römischen Kaiserkrone mit der deutschen Königswürde unter Otto I. am 2. Februar 962 fand der Gedanke der Fortsetzung des römischen Reiches durch die deutschen Könige in der Bezeichnung „Heiliges römisches Reich deutscher Nation“ Ausdruck.

So grandios diese von hohen Gedanken, hehren Vorstellungen und weiten Zielen getragene Verwirklichung damals und wohl zu allen Zeiten erscheinen möchte, für Deutschland war und blieb sie verhängnisvoll und fand nie ganz die ersehnte Erfüllung. Während die in diesem Reich vereinten Fürsten und Länder anderer Nationalitäten eigene Interessen fast ungestört pflegen konnten, vergebeten von nun an die deutschen Könige ihre besten Kräfte in dem reicheren und verlockenderen Süden. In Deutschland selbst blieben große Aufgaben fortan ungelöst. Schon während Ottos letzter Regierungszeit, die er zum größten Teil in Italien verbrachte, stockte die schon unter seinem Vater Heinrich so unglücklich begonnene Kolonisation und Germanisierung des Ostens. Sein Sohn, Otto II., war schon kaum mehr Herr des Reiches und unter der Regentschaft für dessen hinterlassenen Sohn Otto III. schüttelten Dänen und Slawen die deutsche Herrschaft ab, die Sondergewalten im Reich wurden wieder selbstherrlich und begannen, die Erblichkeit der vom Reich als Lehen empfangenen Ämter durchzusetzen. — Die für die Deutschen besonders bezeichnende Eigenschaft, der als „Erbübel“ historisch gewordene Mangel an Einigkeit, dessen Fortsetzung bis in die heutige Zeit reicht, zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des von Otto dem Großen begründeten „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“. Als „Neuauffrischung“ des altrömischen Imperiums mit dem Anspruch auf die Herrschaft über das christliche Abendland hat dieses Reich sich einen großen Namen gemacht.

Der Papst, der die Kaiserkrönung vom 2. Februar 962 vollzog, war 24jährig; aber schon 955 hatte er als 17jähriger Jüngling den Stuhl Petri bestiegen. Sein im Jahr 954 verstorbenen Vater, Alberich II., hatte die Römer schwören lassen, bei der nächsten Vakanz niemand anders zur Tiara zu er-

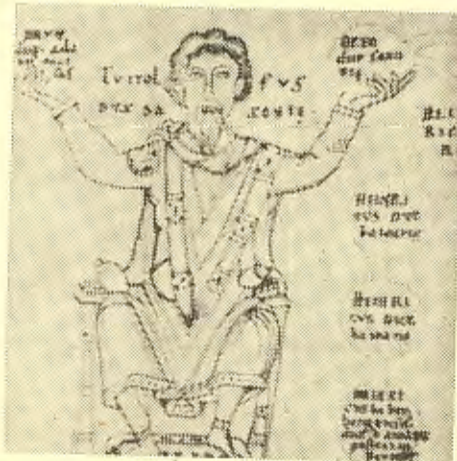
heben, als seinen Sohn. Alberich, ein römischer Gewalthaber, herrschte 22 Jahre lang mit Hilfe des Mobs und einer verkommenen Oberschicht als „Fürst und Senator aller Römer“ über die Städte und die Päpste in einem Staatsgefüge, das unter dem vielsagenden Namen einer „Pornokratie“ in die Geschichte eingegangen ist. Johannes XII. war der erste Papst, der nach der Wahl einen neuen Namen annahm; bis dahin hieß er Octavianus. An dem Lasterleben des jungen Mannes nahm man in Rom keinen Anstoß, weil bei den verworrenen Verhältnissen Italiens, die Otto für das Zustandekommen seiner Krönung sehr wohl auszunutzen verstanden hatte, die Vereinigung weltlicher und geistlicher Hoheit in einer Hand notwendig schien. Erst 26 Jahre alt, starb der Papst plötzlich, zwei Jahre nach der Krönung Ottos.

Herkunft und Aufstieg des (nieder-)sächsischen Herzogshauses

Das Gedenkjahr 1962 gibt den Anlaß, neben einer Würdigung Ottos des Großen, des zweiten Königs aus dem niedersächsischen Herzogshause, den Werdegang und die wechselvollen Verdienste dieses tatkräftigen Herzogsgeschlechts sowie seinen beispiellosen Kampf um die Einigung der deutschen Stämme in das Licht einer Betrachtung zu ziehen.

Mit dem Niedergang der karolingischen Reichseinheit, der Fortsetzung und Steigerung von unseligen Teilungen, besonders nach dem Vertrag von Verdun (August 843), hatten die Raubzüge der Slawen und Normannen, die 845 Hamburg zerstörten, ihren Anfang genommen. Um diese Zeit hebt sich in der Quedlinburger Gegend Liudolf, ein durch Abkunft, Persönlichkeit, bewährte Kriegstüchtigkeit gegen die Slawen und durch reiche Ämter und ostfälische Güter hervorragender Mann unter den sächsischen Edelingen ab. Er erscheint in einer Mittlerstellung zwischen Krone und einer Anzahl Grafschaften und wird als Herzog bezeichnet. Damit taucht nach Tassilos Untergang unter stillschweigender Duldung des Reiches zum erstenmal wieder die Stellung und das Amt eines stammlichen Herzogs in Deutschland auf.

Liudolf war durch seine Gemahlin Oda, mit der er seit 836 vermählt war, Schwiegersohn des sächsischen Markgrafen Billung I. Einer Notwendigkeit folgend, hatten die Sachsen in ihrer Schutzlosigkeit gegen die Slawen und Normannen selbständig einen Herzog an ihre Spitze gestellt. Liudolf starb vor dem 29. November 874, vermutlich schon 866. Oda überlebte ihren Gemahl um viele Jahre und starb im Jahr 913 im Alter von 107 Jahren. Sein Sohn Brun (Bruno, auf welchen sich Braunschweig, „Brunswik“, zurückführt) fiel 880 bei Hamburg im Kampf gegen die Normannen. Liudolfs Tochter



Stammbaum der Liudolfinger aus Ekkehard's von Aurachs Chronik. Jenaer Handschrift aus den Jahren 1099 und 1104.

Liutgard wurde im Jahr 877 die Gemahlin des Karolingers und ostfränkischen Herrschers Ludwig III., des Jüngeren, eines Sohnes Ludwigs des „Deutschen“. Drei andere Töchter, Hathumoda, Gerberga und Christina, waren Äbtissinnen in dem Benediktinerinnenkloster zu Gandersheim im Braunschweigischen, das später durch die Äbtissin Hroswitha (* um 932, † wahrscheinlich 1002) und ihre neulateinischen Gedichte Weltruf erlangte.

Ago, der jüngste Sohn Liudolfs, wurde als Verfasser der „Vita Hathumodae“ bekannt. Zur Vermittlung der damaligen Sprech- und Schreibweise sei hier ein Gedicht in mittelniederdeutscher Sprache aufgeführt, in dem Otto der Erlauchte gerühmt wird:

Da hertoge Brun erstorven was,
Do behelt an dogenhaftiger hand
Dat hertochdom an Sassenland
Hertoge Otto sin broder.
Der eren stür unde roder
He was aller forsten eyn blome.

Frei übersetzt:

Als Herzog Brun gestorben war,
behielt in tugendhafter Hand
das Herzogtum in Sachsenland
Herzog Otto, sein Bruder.
An Ehren groß und siegreich
übertrugte er alle Fürsten.

Nach Bruns Tod nahm der zweite Sohn Liudolfs, Otto der „Erlauchte“ (880—912); seit 869 mit Haduwich vermählt, diese * 24. Dezember 903), die bedeutsame Stellung als Stammesoberhaupt und Herzog ein und dehnte sie 908 auch über die infolge schwerer Ungarnnöte an schlußbedürftigen Thüringer aus. Immer stärker wurde der Druck der Madjaren. Sie gehörten zu der finnisch-ugrischen Gruppe der uralisch-altäischen Völker, die auf dem Weg nördl. am Schwarzen Meer vorbei nach Westen gelangten und, weitumschweifend, 862 zuerst an der deutschen Ostgrenze gesehen wurden. Ihre bewährte Taktik, durch anscheinende Flucht die Verfolger aus der Ordnung zu bringen, worauf sie, rasch wieder umlepkend, jene leicht besiegten, ihr unberechenbares Auftreten hatte sie zum Schrecken des Abendlandes gemacht. 910 schlugen sie den Heerbann der vereinigten süddeutschen Stämme auf dem Lechfeld bei Augsburg. 911 trankten sie ihre Rosse zum erstenmal mit den Wassern des Rheins.

Während dieser Schrecknisse starb, im Alter von nur 18 Jahren, König Ludwig das Kind (900—911), der Sohn Kaiser Arnulfs von Kärnten und seiner Gemahlin Oda, gerade, als er den Kinderjahren entwachsen war, am 24. September 911 in Regensburg. Das letzte, was über ihn berichtet wird, ist, daß er bei der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld anwesend war. Nun gab es nur in Frankreich noch Karolinger. Man konnte es aber den weltlichen und geistlichen Großen in Deutschland nicht verargen, wenn sie für die Ehre dankten, von dem König in Frankreich, Karl dem Einfältigen, einem Großvater Karls des Kahlen, sich beherrschen zu lassen, der nicht einmal imstande war, sein eigenes Königreich zu schützen.

Auf Betreiben der Geistlichkeit unter der Leitung des Erzbischofs Hatto von Mainz, der schon bei Arnulf in großer Gunst stand und 891 von diesem auf den erzbischöflichen Stuhl berufen worden war, kamen im November 911 die Großen des Reiches, außer den ablehnenden lothringischen, auf fränkischer Erde in Forchheim zur Königswahl zusammen. Dieser heute an der Bahnlinie zwischen Nürnberg und Bamberg gelegene Ort war gleich geschickt ausgewählt für die Bayern, die seit Generationen das Königtum im Lande hielten und für die Sachsen, nebst Thüringern, ohne daß er den Alemannen sehr entlegen war. Man trug anstandshalber die Krone zunächst Otto dem Erlauchten als ältesten und mächtigsten Fürsten an. Dieser in der Abwehr der äußeren Feinde des Reiches erstarkte und verdienstvolle

Sachsenherzog konnte es sich jedoch erlauben, ablehnend die Stimmen auf Konrad, den Herzog von Rheinfranken, zu lenken und auf dessen karolingische Abstammung von Gisela, der Stiefschwester König Ludwigs des Deutschen hinzuweisen. Konrad war der Sohn seines gleichnamigen Vaters, eines Grafen im Oberlahngau, und der Glismuoda, einer Tochter Arnulfs von Kärnten, Herzogs von Bayern (Kaiser 996 bis 899). Konrad I. wurde als Franke, als Hattos intimster Freund und als der den meisten willkommen minder mächtige Mann in freier Wahl zum deutschen König gewählt.

Hatto war 850 geboren und stammte aus alemannischem Geschlecht. Er war Inhaber und Abt der Klöster Weißenburg und Reichenau (seit 888) und überlebte diese Wahl um nur zwei Jahre. Er starb, kaum 63-jährig, am 15. Mai 913. Als einer der leitenden Kirchenfürsten wehrte er, im Bund mit dem glänzenden Bischof Salomo von Konstanz und Abt von St. Gallen und mit Bischof Tuto, Diözesan der Pfalzstadt Regensburg in erbittertem Kampf um des Reiches Wohl und Wehe den ständig wachsenden Stammespartikularismus ab, ohne ihn jedoch verhindern zu können. Unter drei Königen des Reiches hatte er deren Regierung hauptsächlich bestimmt. Es ehrt seine Widersacher nicht sehr, die mit einer Fülle von herabsetzenden und verunglimpfenden Erzählungen sein Andenken verfolgten, von denen am bekanntesten die törichte Geschichte mit dem Mäuseturm im Rhein ist, der nichts anderes als einen alten Zollturm darstellt und als Signalstation die gefährliche Schifffahrt im Binger Loch erleichtert.

Bei Konrads Wahl hatten offensichtlich die Vorverhandlungen den gewünschten Erfolg gezeigt. Vergeblich versuchte Konrad, als Otto der Erlauchte 912, im Geburtsjahr Ottos des Großen, starb, die noch größere Stellung und das Übergewicht seines Nachfolgers Heinrich zu verkürzen. Konrad aber fehlte nicht nur die Autorität, sondern auch eine größere, stattliche Hausmacht. Diese, nebst der Obergewalt in seiner Heimat, hatte vor allen anderen der Sachse. Zudem war Konrad, der mit der Witwe des Grafen Luitpold von Bayern vermählt war, kinderlos geblieben. Trotz seiner Ohnmacht gegenüber den Ungarneinfällen, deren sich die heimgesuchten Stammesgebiete auf eigene Faust zu erwehren hatten, raffte sich Konrad auf seinem Krankenlager im Jahre 918 zu einer Tat auf, die ihn in gutem Licht in die Geschichte eingehen läßt. Es wäre bequemer gewesen, die von ihm neu gegründete fränkische Königsdynastie durch seinen Bruder Eberhard, aber nur in der Kümmerlichkeit ihres Ansehens, weiterführen zu lassen. Konrads letzter Wille entschied sich in hochherzigem Pflichtgefühl und in Opferwilligkeit dem Reiche gegenüber zu der Beseitigung des Erbanspruches Eberhards und trug diesem in seiner Sterbestunde auf, an Heinrich, den Sachsenherzog, die Reichsinsignien, die Abzeichen des Königtums, Mantel, Spangen, Schwert und Krone, zu überbringen. An einer Wunde, die er im Kampf gegen den Bayernherzog Arnulf erhalten haben soll, starb König Konrad am 23. Dezember 918. Sein Grabmal befindet sich in Fulda. Gisela, seine Gemahlin, war die Schwester der schwäbischen Pfalzgrafen Erchanger und Berchtold, der fränkisch-karolingischen Kammerboten, die 893 als Besitzer des Hohentwils genannt werden.

So war der 43-jährige Heinrich, den erst eine viel jüngere Sage die Botschaft von seiner Königswürde am Vogelherd empfangen läßt und der er den Beinamen „der Finkler“ verdankt, als Gegner Konrads im Frieden zur Übernahme der Geschicke des Reiches bestimmt und aufgefordert worden. Mit der für den Mai 919 nach Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze zweier Herzogtümer, ausgeschrieben Wahl befestigte sich das mit Arnulfs und Konrads I. Erhebung genommene Recht der Königswahl, die von den „Großen“, den principes, ausgeübt und von dem kleinen Bruchteil des jeweils anwesenden „Volkes“ gebilligt wurde, abermals bei diesem neuen Übergang auf das Liudolfingerhaus.

Die Hoffnung der Großen der vier Her-

zogtümer Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern auf eine wirkungsvolle Bekämpfung der Ungarn unter einer gemeinsamen Oberleitung hatte diese zur Wahl Konrads vereint, war aber unerfüllt geblieben. Mehr als sein Vorgänger, Ludwig das Kind, der unvermählt gestorben und mit dem der karolingische Stamm in Deutschland erloschen war, unter dessen Regierung zur Sicherung vor den Ungarn die ersten jährlichen Tributzahlungen geleistet wurden, hatte Konrad I. Deutschland in noch größere Gefahr gebracht. So ist auch das Urteil der Historiker, das seine Regierung als besonders „unglücklich“ kennzeichnet, durchaus gerechtfertigt. Nun aber war Heinrich am 12. Mai 919 zum deutschen König gewählt worden, kaum acht Jahre später, als man schon seinem Vater, Otto dem Erlauchten, diese höchste Würde, wenn auch nur pro forma, angetragen hatte. Das Geschlecht der Liudolfinger war durch glücklich geführte Kämpfe mit den Slawen und durch Verbreitung einer hohen Kultur in allen Teilen des Sachsenlandes zu einer unangreifbaren Stellung emporgestiegen. Herzog Heinrich, in dessen Adern das zielstrebige liudolfingische Blut so stark floß, daß er auf persönliches Glück verzichtete und vor allem auf die Mehrung des Ansehens der sächsischen Herzogsmacht bedacht war, festigte seine Stellung noch dadurch, daß er auf Einspruch der Kirche die von dieser nicht anerkannte Ehe mit seiner ersten Gemahlin Hatheburg (906), die ihm seinen ältesten Sohn Thankmar geboren hatte, wieder löste. Sie war eine Tochter des verstorbenen sächsischen Grafen Erwin von Merseburg, der im Hasegau und Friesenfeld reich begütert war. Als junge Witwe hatte sie den Schleier genommen und sich bereits einem Kloster gelobt. Ihr umfangreicher Besitz wäre der Kirche anheimgefallen, wenn sie im Kloster geblieben wäre. Gerade ihre Güter, das Land an der Saale mit dem festen Stützpunkt Merseburg, waren aber zur Abrundung des thüringischen Besitzes der Liudolfinger Heinrich außerordentlich wichtig gewesen. Man nimmt an, daß Heinrichs Vater später die Versöhnung mit der Kirche herbeiführte, daß er auf Fürsprache Hattos dem Kloster Hersfeld nach seinem Tode freie Abtwahl versprach und liudolfingische Ansprüche auf das Klostereinkommen zurückzog. Auch die Ehe Heinrichs wurde später kirchlich anerkannt. Hatheburg aber ist dann ganz aus seiner Umgebung verschwunden. Nicht einmal der Geschichtsschreiber Widukind erwähnt sie als Heinrichs erste Gemahlin. Ihre Güter blieben in Heinrichs Besitz, aber ihr Name wurde am königlichen Hofe gemieden.

Im Jahr 909 vermählte Heinrich sich mit der neunzehnjährigen Mathilde von Sachsen, einer Tochter des Grafen Theoderich (Dietrich) von Westfalen und seiner Gemahlin Reinhilde. Weil die Abstammung von einem alten, anerkannten Geschlecht damals allein zur Staatsführung berechtigte, erwählte sich Heinrich nun eine Urenkelin aus dem berühmten und in ganz Sachsen bekannten Geschlecht des von Karl dem Großen besiegten Freiheitshelden Witukind zur Frau, die dem liudolfingischen Hause in der Engerer Gegend, somit auch im westlichen Niedersachsen, bedeutende Güter und eine feste Stellung zubrachte. Ihr Bruder Ruotbert war Erzbischof von Trier.

Heinrichs Vater, Otto der Erlauchte, hatte von Mathilde gehört und sandte Heinrichs Lehrer, Graf Thietmar, in das Kloster Herford, in dem Mathilde lebte und in dem ihre Großmutter Äbtissin war, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Bald darauf begab sich Heinrich selbst mit dem Grafen in das Kloster, erhielt von der Großmutter die Erlaubnis zur Heirat und nahm Mathilde am andern Tag mit sich nach Wallhausen, ohne die Eltern der Braut um die Einwilligung zur Heirat gefragt zu haben. Dort feierte Heinrich seine zweite Vermählung und schenkte an diesem Tag den Ort mit allem Zubehör seiner Frau als Morgengabe. Wallhausen, eine Pfalz, die schon zu Karls des Großen Zeit als Königshof vorhanden war, liegt am Südrand im nordthürin-

gischen Helmegeau. — Als drei Jahre später dort ein Knabe geboren wurde, dem Heinrich acht Tage vor dem Tod Ottos des Erlauchten, seines Vaters, den Namen dieses Großvaters schenkte, ahnte dieser wohl nicht, daß der Enkel fünfzig Jahre später die Kaiserkrone des Deutschen Reiches tragen würde, zu dem der Großvater durch seine sächsische Politik den Grundstein gelegt hatte.

Dreißigjährig war Heinrich dem Spruch der Kirche, seine erste Ehe zu lösen, gefolgt. Dreiundvierzigjährig jedoch lehnte Heinrich die Krönung und Salbung, die der Mainzer Erzbischof Heriger ihm angetragen hatte, aus bewußtem Laiengefühl und in der Zuversicht ab, es werde auch so gehen, vielleicht aber aus dem Gefühl heraus, den von seinen Vorgängern geförderten Anteil der hohen Geistlichkeit an der Regierung zu beseitigen. Die kirchliche Schriftstellerei und Legendenbildung hat sich alsbald befließigt, diese Weigerung auf Bescheidenheit und Demut seines Wesens zurückzuführen, was ein ganz falsches Bild von ihm gibt. Ranke schreibt in seiner Weltgeschichte: „Man darf vielleicht behaupten, daß in dieser Haltung der erste Schritt lag, um Germanien von der unbedingten Herrschaft des Klerus und selbst des Papstes zu emanzipieren.“ Andere Historiker erkennen an diesem Schritt eine Zurückweisung der gesamten karolingischen Tradition, eine Strukturveränderung des Herrscheramtes. Heinrich wollte Oberster, Heerkönig und Gerichtsherr in dem Reiche sein, das es erst zu bauen galt. Er wünschte keine Bevormundung, kein Salbungszereemoniell, aus dem sich später der kirchliche Anspruch ableitete, die Person des Königs auf ihre Eignung zu prüfen und sowohl den Lebenswandel wie die Regierungsweise des gesalbten Königs überwachen zu dürfen. Die Kirche hat Heinrich diese Ablehnung niemals vergessen und ihn auch in späterer Zeit nicht als Herrscher des Deutschen Reiches anerkannt. Noch die Ursberger Chronik nennt am Ende des 12. Jahrhunderts den Sohn Barbarossas, Kaiser Heinrich den VI., nur den V., weil der erste Heinrich nicht gesalbt und nur sächsischer Herzog gewesen sei.

Während die Reichseinheit unter Heinrichs Vorgängern oftmals auseinanderklaffte und die Ungarn, wohl aufgemuntert durch diese innere Zwietracht, nach Herzenslust in Nord- und Süddeutschland einfielen, wurde es jetzt anders. Zwar dauerte es noch viele Jahre, bis Heinrich zunächst die deutschen Stämme zur Ordnung gerufen und geeint hatte. Er handelte nach einem bestimmten Plan. Heinrich, ein groß gewachsener Mann mit mächtigem Körper und gelassener Würde, war ausgerüstet mit der Kunst, ohne viel Aufsehen zu regieren. Der neue König ging an seine Aufgabe, es wirklich zu werden. Den unmittelbaren Verwaltungsstaat Karls des Großen wiederherzustellen, das Herzogtum der Stämme wieder abzuschaffen, daran war vorläufig nicht zu denken. Auch die allgemeine Herabdrückung der Herzoge zu Kronbeamten war zunächst aussichtslos, weil Heinrichs Königtum sie der ferneren Unterstützung benötigte. Heinrich war nicht der Mann, sich an Unmöglichkeiten den Kopf einzurinnen. Er ließ die Zeit für sich arbeiten.

Schon hinsichtlich der Wahl dieses mächtigen Sachsenherzogs begegnet mehr und mehr der Name „Deutsches Reich“, hauptsächlich zunächst von den Auswärtigen gebraucht. Aber das eine war bereits abzusehen, daß die enge Verbindung der deutschen Reichskirche mit dem deutschen Königtum in ihrer bisher überragenden Stellung im Reichsganzen zunächst aufhörte. Von den Herzögen war bisher jeder, auch Heinrich, vollkommener Landesherr in seinem „Reiche“. Jeder von ihnen hielt Hofstage für den Gesamtstamm, führte auch auswärtige Politik auf eigene Faust über die ehemaligen Reichsgrenzen hinaus und fühlte sich etwa in der rechtlichen Stellung, wie einst die karolingischen Könige in ihren Teilreichen. Was Heinrich bei gesun-

der Realpolitik deshalb als nächstes Ziel anstreben konnte, war, zur Stellung des anerkanntesten primus inter pares — der Erste unter den an Rang Gleichen — und in die Führung eines lose geeinigten Staatenbundes zu gelangen. Landesherr selbst konnte Heinrich nur in Sachsen und Thüringen sein.

Mit großem Verhandlungsgeschick, aber auch mit sanftem Druck der Waffen, gewann Heinrich, nachdem Konrads I. Bruder Eberhard als erster ihm jenen Rang von vornherein zugestand, nach und nach Bayern und Schwaben. Trotzdem Herzog Burchard I. von Schwaben 919 in einem Kriege der Alemannen gegen Hochburgund den König Rudolf II. glänzend bei Winterthur geschlagen hatte, wagte er der kampfbereiten Vereinigung der Sachsen und Franken nicht zu trotzen und erkannte Heinrich an. Die schwerste Aufgabe, seine Anerkennung durch die Bayern, hatte Heinrich bereits 921 gelöst. Als eigenwilligster, am wenigsten von neueren und allgemeinen Ideen ergriffener Stamm, verharrten auch sie, in wieder anderer Weise als die Sachsen in einem inneren Volksleben und Dasein höchst konservativer Art. Wie die Ausgrabungen ihrer alten Begräbnisstätten zeigen, hat sogar der Schmuck ihrer Träger ein urzeitlicheres Gepräge als bei den übrigen germanischen Stämmen jener Zeit. So ist es auch zu erklären, daß Herzog Arnulf von Bayern in Heinrich nur den neuerungssüchtigen Sachsen sah und im Vollgefühl seines Rechtes mit dem „Landräuber“ fechten wollte. Bei ihrer Zusammenkunft ergab sich alles anders. Es kam zum Ausgleich, Arnulf erkannte den König an, behielt jedoch die Kirchenhoheit in Bayern.

Durch weitgehende Rücksicht auf das Sonderrecht der Stämme erlangte Heinrich 925 sogar die Rückkehr Lothringens in den östlichen Nationalverband. Beim Tode Burchards von Schwaben fiel ihm das Glück in den Schoß, daß kein regierungsfähiger Erbe vorhanden war. So konnte er den Schwaben einen landfremden Herzog geben, den Franken Hermann, ein Geschwistersohn König Konrads I. und Herzog Eberhards. Damit nahm das sächsische Herrscherhaus ein System auf, der königlichen Partei nahestehende Männer, die sich durch den Amtscharakter ihres Herzogtums in den fremden Stammesgebieten halten konnten, für diese zu ernennen.

Die Vielseitigkeit Heinrichs läßt es nicht verwunderlich erscheinen, daß er neben allen diesen Aufgaben die Bekämpfung der äußeren Feinde von Grund auf neu organisierte und dadurch sein größtes Verdienst erwarb. Strategie und Taktik schienen diesem einzigen Manne angeboren zu sein. Schon als Sachsenherzog hatte er die erst seit 922 genannte Burg in dem aus uralter Siedlung „Quittlingen“ hervorgegangene Quedlinburg gegen die Madjaren befestigt. Heinrich ist in diesem Sinne kein „Städtegründer“ gewesen. Aber durch die vielen neuen Burgplätze kam nun auch Sachsen-Thüringen zu künftigen Städten, wie solche die rheinischen und die südlich der Donau gelegenen Gebiete schon in den ehemaligen Römerorten besaßen.

Sich damit aber nicht begnügend, schuf er, von den Mängeln der Bewaffnung des deutschen Herrbanns ausgehend, wie einst Karl Martell der Sarazenen, jetzt der Madjaren wegen eine Reiterei. Sie erhielt Panzer und bessere Schutzdecken. Die von den starken Stierhorn-Bogen der Ungarn geschossenen Pfeile waren den deutschen Heeren stets am gefährlichsten gewesen, während ihre Überlegenheit im Nahkampf, auf die sie einseitig ausgebildet waren, nichts nützte. Nun wurden die jungen sächsischen Bauern aus Naturreitern zu einer Kavallerie, die Front halten und sich in geschlossenen Reihen bewegen lernte. Heinrich veranlaßte ferner, daß eine Anzahl Bischofssitze und Klöster in vorgeschriebe-

ner Weise ummauert wurden. An allen festen Burgplätzen, zum Teil unter der Verwendung der vorhandenen Pfalzen, wurde ein ständiger Kornvorrat gehalten. Die Besatzungen wurden in der Weise ge-

schaffen, daß im Turnus jeder neunte Mann des Herrbanns zum Burgdienst verpflichtet wurde, die übrigen acht übten unterdessen Landwirtschaftsgeschäfte aus.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Fluren um Streichen

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Das Kloster Stetten erhielt 1409 von Benz Betz, Bürger zu Balingen, und seiner Mutter Metza Fischerin 1 Pfd. H. aus einer Wiese zu Streichen, genannt „die Hofstatt“ am untern „Bomgarten“ neben der Straß und aus einem Garten neben der Lebmännin und an Falkenstein aus 2 Wiese (1½ Mannsmahd) auf den „Ecken“ und im „Uchental“. Aus dem „Nesa von Schalksburg-Gut“ reversieren (verpflichten sich urkundlich) für Gülten 1441 Truttwin von Aunschmettingen (Onstmettingen) und seine Frau Ness dem Kloster Stetten für das Gut zu Streichen. Der ehemalige Besitz der Herren von Schalksburg war schon 1423 vollständig verkauft.

Nach der alten Oberamtsbeschreibung sind im Bereich des Friedhofs und südlich des Ortes oberhalb der Flur „Im Häusle“ Reihengräber gefunden worden. In diesem Flurteil, der günstige Voraussetzungen für einen Wohnplatz bietet, ist früher noch Gebäudeschutt sichtbar gewesen. Nach der örtlichen Überlieferung soll Streichen einst dort gelegen haben.

Zur Natur gehört vor allem auch die Landschaft, deren wechselvollen Formen in diesem welligen Gelände in einprägsamen Namen zum Ausdruck kommt. Die Berge, Hänge und Schluchten beschäftigten das Gemüt der Dorfbewohner auf das lebhafteste. Der Geländeabfall tritt bald stär-

ker, bald schwächer ins Auge. Der Hang am Berge wird „Halde“ genannt. 1598 wird „im Hängental“ für stärker abfallende Fluren erwähnt. Abgelegen ist der „Winkel“ mit seinen spitz zulaufenden Grundstücken, während die gebogenen Fluren „Kreisel“ benannt werden. Von dem „Guckenbühl“ kann Ausschau gehalten werden. In dem kleinen Wäldchen des „Zigeunerloch“ hat einst das fahrende Volk der Zigeuner oft gerastet. Der eingesenkte „Sattel“ an der „Krummensteige“ zeigt die Schärfe der Beobachtung, die dem einfachen Mann in so hohem Maße eigen war. Für den gewölbten Rücken des Streichener Bergs, den „Hunds Rücken“, und seine nach Westen vorspringende Weißjura-„Schnauze“ wählte man einen bildlichen Ausdruck. Der „Bauernwald“ (im Gegensatz zum Herrschaftswald) an seinem südwestlichen Abhang ist größtenteils im Besitz der Gemeinde.

Wir sehen, die Landschaft um Streichen mit ihrem reichen Wechsel an Formen aller Art, mit Bergen und Hängen, Schluchten, Mulden und Tälern wurde von ihren naturverbundenen Menschen in allen Einzelheiten und Besonderheiten mit großer Schärfe erfaßt und in einer Fülle überaus treffender Ausdrücke, Bilder und Vergleiche wiedergegeben, von denen die wichtigsten betrachtet wurden. Der rechte Wanderer und Heimatfreund wird sich mit ihnen unwillkürlich immer wieder beschäftigen.

Inhaltsverzeichnis des neunten Jahrgangs

	Seite		Seite
Die Grafen von Nellenburg		Drei Natur- und 37 Landschaftsschutzgebiete. Verfasser ungenannt	408, 412
Von Kurt Wedler	389—390	Was die 60er-Jahre für Wetter brachten	
Noch etwas vom Gagat		Verfasser ungenannt	412
Von Hans Müller	390—391	Urgebirgslandschaften	
Besitzungen des Klosters Stetten in unserem Kreis		Von Hans Müller	413—414
Von Fritz Scheerer	391—392, 395—396	Pfarreinkommen im Mittelalter	
Die Vorfahren der Staufer und die Burg Hohenstaufen. Von Wilhelm Wik		Von Fritz Scheerer	415—416
393—394, 399—400, 402—403		Rocco di Garda	
Der Friedhof in Hossingen — heute und früher. Von Adolf Klek	394—395	Von Robert Kohlrausch	416
Erinnerungen an August Lämmle		Die Geschichte der Achalm	
Von Karl Heinrich von Neubronner	397	Von Wilhelm Wik	417—419
Huldigung		Münzen als Geschichtsquelle	
Von Dr. Walter Stettner	397—399	Von Rudolf Kerndter	419—420, 423—424
Rätselhafter Blitzschlag anno 1754		Margarete Bruch	
Von Adolf Klek	399	Von Kurt Wedler	421—422
Schon die Steinzeitmenschen aßen Gemüse		Zur Geschichte der Achalm	
Verfasser ungenannt	400	Von Fritz Scheerer	422—423
Schicksalsburgen der Staufer in Apulien		Von den Fluren um Streichen	
Von F. H. Riedl	401—402	Von Fritz Scheerer	424, 432, 436
Der erste Apotheker und der erste Stadtarzt von Balingen.		Nachlese zum 200. Geburtstag von Karl Friedrich Reinhard. Von Karl Hötzer	425
Von Reinhold Rau	403—404	Die Grafen von Urach	
Abc-Schützen im Pharaonenreich		Von Wilhelm Wik	425—426
Verfasser ungenannt	404	Kampf um die Wasserscheide — verschiedene Entwicklungsstufen	
Agrarstrukturverbesserung in Nusplingen von 1760 bis 1870		Von Fritz Scheerer	427—428
Von Hans Gomminger	405—406	Das Deutsche in Uhlands Charakter und Dichtung. Verfasser ungenannt	429
Aus einem Reisebericht des Jahres 1784		Über die deutschen Volkslieder	
Verfasser ungenannt	406—407	Von Ludwig Uhland	429—430
Zur Lebensgeschichte einiger Balingen Präzeptoren. Von Reinhold Rau	407—408	Urhaftes Gestein im Spiegel seiner Namen	
Die Konstanzer wollen das Pulver erfunden haben. Verfasser ungenannt	408	Von Rudolf Kerndter	430—431
Die Siebenschläfer-Legende		Friedrich Roemer:	
Verfasser ungenannt	408	Das Tausendjährige Reich	433
Amtsstadt Balingen — Landvogtei am oberen Neckar		Otto I., der Große	
Von Dr. Wilhelm Foth	409—412	Von Kurt Rockenbach	433—436

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.